



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ausgewählte Aufsätze

Brandi, Karl

Oldenburg i.O., 1938

IV. Vom Mittelalter zur Neuzeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

Der Wandel der Bewusstseins

IV. Vom Mittelalter zur Neuzeit

[Faint, illegible text]

IV. Von Mittelalter zur Neuzeit

Das Werden der Renaissance

Der Historiker strebt nach lebendigem Wissen von vergangenen Wirklichkeiten. Insofern er wählt und vereinfacht und aus einzelnen Zeichen und Äußerungen lebendige und bewegte Einheiten erweckt, ist seine ganze Arbeit nicht zu trennen von der Kunst. Alle wahre Geschichte schafft intuitiv aus der unendlichen Wirklichkeit die reinen Formen einer notwendigen und in sich geschlossenen Existenz; denn an sich ist die vergangene Wirklichkeit so wenig geformt und gestaltet wie die gegenwärtige.

Aber das Material des Historikers ist nur zum geringsten Teil unmittelbare Wirklichkeit, gegeben in Denkmälern und Urkunden. Die größte und wirksamste Masse unseres Materials ist selbst schon Geschichte — gestaltete Erinnerung —, die lange Reihe der Abbilder, in denen sich die vergangenen Wirklichkeiten nach den Vorstellungen der Menschen bereits geordnet und getönt haben bis hinab zu der letzten Äußerung eines denkenden Menschen über die Vergangenheit.

Und in diesen Bildern, die den Historiker bedrängen, finden sich früh und immer wieder die größten Gegensätze nach Fassung, Stimmung, Werturteilen. Denn so schwer auch in den von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Geschichtsvorstellungen wirken mag die Wucht der Tradition, nicht minder stark ist die Lust der Menschen, überkommene Werte umzuwerten, Statuen zu stürzen, jedem neuen Antichrist sich gläubig zu ergeben. So schwankt das Bild nicht nur des einzelnen, sondern ganzer großer Zeiträume in der Geschichte, und es gehört zu den nicht geringsten Erlebnissen des Historikers, diesem Prozesse zuzusehen, wie *Geschichte eigentlich wird* — wie sich die Vergangenheit in den Vorstellungen der Nachwelt gestalten will, wie ihre Kräfte so lange werben um Liebe und Haß der Nachwelt, um verspätete Anerkennung oder Verwerfung — bis jeder Zug zu seinem Rechte kommt.

Von einem solchen historischen Prozeß möchte ich in dieser Stunde reden, und wenn ich Sie führe an das *Werden der Geschichte der sogenannten Renaissance*, so erbitte ich Ihre Aufmerksamkeit für einen Stoff, dessen Einheit, Umfang, Sinn und Wert gerade

heute lebhaft umstritten wird¹⁾. Denn die magische Kraft des Wortes „Neues Leben“ bindet Forderungen und Rechtfertigungen an die Geschichte, die den Streit um die Periode recht eigentlich in den Kampf um die höchsten Fragen der Bildung und des sittlichen Lebens hineinstellen. Je nach Temperament und Glauben, nach literarischem oder malerischem Bekenntnis rüttelt man schon wieder an einem Begriff, der noch nicht einmal ein halbes Jahrhundert alt ist.

Man redet wirklich noch nicht lange von der Renaissance; zwar von *rinascita*, von *restitutio*, *reformatio*, von *renasci*, *revigescere* und *reflorescere* sprachen schon die Zeitgenossen. Allein sie sprachen davon in sehr verschiedener geschichtlicher Anwendung und immer in engen Grenzen. Sie waren auch sonst weit entfernt von jener großen einheitlichen Auffassung und Gestaltung ihrer Zeit, die uns geläufig geworden ist.

Ihr Interessenkreis begrenzte sich lange ausschließlich in der eigenen Stadt, dem Stadtstaat, der sich fast überall in Italien während des 12. und 13. Jahrhunderts zu wahrer Autonomie entwickelt hatte. Diese werdenden politischen Gebilde, zum Teil ganz winzige Existenzen, dicht gesät über das ganze Land, diese Kommunen erschienen ihnen früh als lebendige Einheiten, als Träger von Ruhm und Ehre, würdig der Hingebung und Begeisterung, deshalb auch Träger der Geschichte. Bei

¹⁾ Eine Skizze der Geschichte des Renaissancebegriffs habe ich in dem schon Herbst 1906 gedruckten „Literarischen Rückblick“ meines Beitrags „Renaissance“ zu J. v. Pflugk-Harttungs Weltgeschichte I, 184 f. gegeben. Dann regte mich die Tübinger Antrittsrede meines Freundes Walther Goetz über „Mittelalter und Renaissance“ (Historische Zeitschrift 98, 30 ff.) an, den Fragen weiter nachzugehen; ich hoffe dabei auch eine neue Betrachtungsweise gewonnen zu haben. Sehr förderlich waren mir wiederholte Besprechungen mit unserm Kollegen Walther Brecht, der auch einige Anmerkungen beigesteuert hat, die ich wieder anhängen, vgl. unten S. 302 ff. Nachzutragen habe ich die Abh. v. R. u. d. Hildebrand, Zur sogenannten Renaissance. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 377—382, 1892. H. A. Schmid, Über den Gebrauch des Wortes Renaissance, Kunstchronik 1900, Nr. 30. [Nach meiner Rede bin ich auf das Problem der Renaissance wiederholt zurückgekommen. So bei kritischer Besprechung von A. Philippi, Der Begriff der Renaissance, Literar. Zentralblatt 1912, 1152—54, in Auseinandersetzung mit Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, Gött. Gel. Anzeigen 1923, 187—198, vgl. unten S. 305 ff., in kritischen Berichten der Preussischen Jahrbücher (Mai 1925) und in der Zeitschrift Vergangenheit und Gegenwart seit 1926 bis heute. — Die letzte zusammenfassende Literaturangabe am Schluß des Artikels Rinascimento von Federico Chabod in Band 29 der Enciclopedia Italiana.]

starken Eindrücken, gesteigerter Stimmung griffen sie gern zu gebundener Rede und hohen Vergleichen, wie sich jener Pisaner des 12. Jahrhunderts angesichts der Taten seiner Landsleute auf dem Tyrrhenischen Meere erinnert fühlte an die Siege der alten Römer gegen die Karthager. Aber gemeinhin bediente man sich der primitivsten Form aller historischen Aufzeichnung, der kunstlosen Annalistik, deren innere Einheit doch nur liegt in der Beziehung dieser vereinzelter Notizen auf den Staat. Die Konsuln von Genua beschlossen, das Geschichtsbuch des Caffaro, das mit dem Jahre 1099 anhebt, im städtischen Archiv zu deponieren und fortzusetzen, damit künftigen Geschlechtern kundigwürden die Siege der Genuesen. So folgte die Historie den glücklichen und den bösen Schicksalen der Kommunen; ein „Buch der Trauer und des Schmerzes“ betitelte Codagnello seinen Bericht über die furchtbare Abrechnung Barbarossas mit den Bürgern von Mailand²⁾.

Gegenüber solcher auf Triumph und Zorn gestimmten Annalistik bedeutete die Absicht auf die große gelehrte Chronik schwerlich einen Fortschritt. Man hielt es schon im 13. Jahrhundert für würdig, auch für die Lokalgeschichte einen historischen Zusammenhang zu gewinnen nach Art der Weltchroniken, deren Gattung aus dem Orient stammte; und als der Großbürger Giovanni Villani von Florenz seine Stadtgeschichte begann, angeregt durch die Jahrhundertstimmung des Jubiläums von 1300, da holte er aus bis zum Turmbau von Babel, bevölkerte mit den Helden des trojanischen Krieges die Länder Europas, ließ von ihren Nachkommen auch Fiesole gründen, und Florenz nach dem edlen Römer Fiorino, der gegen Fiesole gefallen war. Aus den

²⁾ Der Pisaner bei A. Gaspary, *Gesch. d. ital. Literatur I*, 29:

*Inclitorum Pisanorum scripturus historiam
Antiquorum Romanorum renovo memoriam
Nam extendit modo Pisa laudem admirabilem
Quam olim recepit Roma vincendo Carthaginem.*

Die Genuesen (Fonti per la storia d'Italia. Belgrano, *Annali Genovesi di Caffaro etc.* p. 1): *Consules — W. de Columba publico scribano preceperunt, ut librum a Caffaro compositum et notatum scriberet et in communi cartulario poneret, ut deinceps cuncto tempore futuris hominibus Ianuensis civitatis victoriae cognoscantur.*

Ein Bergamaske sang in Hexametern *De laudibus Bergomi* (Muratori V, 529).

Die Mailänder nannten erst eine kaiserliche Steuerrolle *Liber tristium sive doloris* (MG. SS. XVIII, 376), dann übernahm Codagnellus den Titel *Libellus tristitiae et doloris, angustitiae et tribulationis etc.* für seine Bearbeitung der *Gesta Federici imperatoris in Lombardia* (Holder Egger, *Neues Arch.* XVI, 265 ff.).

zufälligen Bruchstücken, die ihm der Strom der Überlieferung und Sage angeschwemmt hatte, zimmerte er wahllos und leicht die Urgeschichte der Stadt, um dann so weiter im behaglichen Plauderton die reichen Eindrücke seines geschäftigen Lebens zu erzählen.

Nach ihm aber wurde man kritischer und strenger in der Form. Noch im 14. Jahrhundert gewannen Caesar, Sallust und vor allem Livius den maßgebenden Einfluß auf die Geschichtsschreiber, aber eben damit verengte sich wieder merkbar der Kreis der Dinge, die noch in anerkannter Form für darstellbar galten. Caffaro wollte von Siegen, Konsulaten, Kompanien und Münzen erzählen; Villani plaudert wirklich höchst unterrichtend von Bevölkerung, Schulwesen, Handel und Finanzen; aber die Späteren schweigen von solchen Dingen. Poggio nahm sich vor, auch vom Stande der Studien zu berichten; allein er brachte es nicht fertig; es fehlte die Form und das Muster, und formlos wollte man nicht schreiben.

So stellen sich das 14. und 15. Jahrhundert in ihrer eigenen Geschichtsschreibung ganz wesentlich dar in Verhandlungen und Partekämpfen, Kriegen und aber Kriegen. Nach und nach zwar lernte man ein weiteres Gebiet zu überblicken. Als nach dem Ergebnis dieser Kriege im 15. Jahrhundert die Herrschaften sich ungemein vereinfacht hatten, da an die Stelle ungezählter freier Kommunen ein paar fürstliche Staaten getreten waren und diese alle wenigstens durch ihre feindlichen Beziehungen zueinander eine Einheit bildeten, da konnte es dem Macchiavelli und dem Guicciardini wieder in den Sinn kommen, Geschichte von ganz Italien zu schreiben. Das Wort hatte man oft gehört. Innocenz III hatte gegen die Deutschen die Italiener aufgerufen. Dante hatte so bitter geklagt: *Abi, serva Italia* — und wirklich empfunden war auch Petrarca's Canzone *Italia mia*; allein das waren Sehnsuchtsrufe und poetische Lizenzen in einem Volke, das nach der Meinung eben dieser Dichter sich selbst zerriß. Auch die neue Einheit der Geschichte Italiens wurde doch nur die Geschichte des gemeinsamen Ruins. Halb unterworfen, halb geschwächt, blieben die „Staaten“ Italiens die politischen und historischen Einheiten bis tief ins 19. Jahrhundert.

Immerhin, das eine war jenen Zeiten früh bewußt, daß es weit rückwärts, in der Ferne des Altertums ein anderes Dasein, ein anderes Stück Geschichte gegeben hatte, von dem außer den Dichtern und Hi-

strikern noch die kolossalen Ruinen erzählten. Das war zerstört. Durch eine Periode des Verfalls war man von der Herrlichkeit der Vorfahren getrennt; und einer der Gelehrtesten des 15. Jahrhunderts, Flavio Biondo, orientierte seine Geschichte des letzten Jahrtausends nach dem Verfall des römischen Reiches, mit dem auch die Künste und Wissenschaften versunken waren. Er begann mit dem Jahre 410, der ersten Einnahme Roms durch die Goten. Das war doch ein neues Geschichtsbild: Römer und Germanen, „Verfall“ bis nahe an die Gegenwart. Von hier aus gewann man den Gegensatz gegen die Goten; die fremde, überwundene Kunst nannte man bald die „gotische“³⁾.

Auch Macchiavelli begann seine treffliche Geschichte von Florenz mit den Völkern nördlich von Rhein und Donau, die zu viele Kinder haben und fort und fort Krieger aussenden müssen, neues Erdreich zu gewinnen. Im übrigen ordnete er sein Geschichtsbild nicht nach dem Verfall des römischen Reiches — das sei ganz ab und vergangen —, sondern nach den neuen Mächten, die an seine Stelle getreten, insbesondere nach dem Papsttum, das zunehmend die Geschicke Italiens beherrsche⁴⁾. So hatte man zum erstenmal den Begriff des Mittelalters in doppelter Fassung, als Periode des Verfalls und als Periode einer

³⁾ Blondi Flavii Forliviensis [† 1463] *Historiarum ab inclinatione Romanorum imperii* II.: *Visum est itaque operae precium a me factum iri, si annorum mille et triginta, quot ab capta a Gothis urbe Roma in presens tempus numerantur, ea involucra et omni posteritati admiranda facinora in lucem perduxero.* — Über den im 15. Jahrhundert auftretenden „Haß gegen das Gotische“ vgl. J. Burckhardt, *Geschichte der Renaissance in Italien*, 3. Aufl. bearb. von H. Holtzinger (1891) S. 29 f., [wo auch die *codices gothice scripti* des Laur. Valla († 1457). Auch Luther, *An den christl. Adel*, Reclam S. 86, sagt von der Zerstörung des röm. Reiches: „und das ist geschehen durch die Goten“]. Die heftigste und wohl auch wirksamste Stelle für das 16. Jahrhundert bei Vasari, *Introduzione*, Cap. III, wo nach den *Cinque ordini* auch der *lavora tedesco* behandelt wird; *questa maniera fu trovata dai Goti che par aver ruinate le fabbriche antiche, e morti gli architetti per le guerre, fecero dopo coloro che rimasero le fabbriche di questa maniera; — le quali girarono le volte con quarti acuti e riempierono tutta Italia di questa maledizione di fabbriche etc.*

⁴⁾ Niccolò Machiavelli, *Istorie fiorentine* (geschr. nach 1520) beginnt: *I popoli i quali nelle parti settentrionali di là dal fiume del Reno et del Danubio habitano —; bald danach: pertanto nel descrivere le cose seguite da questi tempi ai nostri non si dimostrerà più la rovina dell' imperio, che tutto in terra, ma l'augumento de' pontefici et di quelli altri prencipati che dipoi l' Italia in fino alla venuta di Carlo VIII. governarono; — in Wahrheit folgt zunächst die Geschichte des Papsttums. — Für das Verhältnis der Humanisten des 15. Jahrhunderts zum Mittelalter vgl. allgemein Gaspary II, 125 u. s.*

neuen Macht, mit der man kämpfte. Sonst hat Macchiavelli keine Gliederung, als das ewige Hin und Her von Macht und Ohnmacht, Gewinn und Verlust, vielgestaltig und zufällig, wie der Wille der klugen und energischen Persönlichkeiten, die dies ganze Spiel regierten.

Ein solches Auf und Ab schien wohl den Zeitgenossen auch die Form des geistigen Lebens. Es wurde nicht öfter von Erhebung und Blüte als von Verfall und Untergang der Studien und der Poesie gesprochen. Als dem Petrarca binnen Jahresfrist, 1375 schon, Boccaccio im Tode folgte, meinte Franco Sacchetti, nun sei auch die Poesie gestorben. Dem Lionardo Bruni schrieben es (1444) die Florentiner aufs Grabmal, mit ihm sei die Eloquenz verstummt, wie später mit Raffael die Schönheit selbst ins Grab gesunken sein sollte. Indessen, es gab über dem täglichen Kommen und Gehen eine neue Gemeinschaft, deren man sich mit wachsendem Stolz bewußt wurde.

Was die Dichter brachten, war die höchste Bildung. Was gab Dante anders als Bildung, was Petrarca? Und Boccaccio sucht es frühzeitig beiden gleichzutun. Eine überaus denkwürdige Tatsache, daß man die Bildung wieder von den Dichtern nahm und aus ihrem Munde auch das Urteil über den alten Bildungsstoff. Die Dichter aber lehrten: Bildung sei nicht Wissen, sondern Leben; Bildung sei nichts Totes, sondern etwas Gestaltetes; Bildung finde man nicht in Kompendien und „Spiegeln“, sondern in den Büchern, die lebendigen Menschen aus dem Herzen geströmt seien. Und weiter: auf solche Bücher brauche keiner erst zu warten, sondern man besitze sie längst, sie seien nur, wie so vieles Große, vergraben und vergessen; also gelte es, sie wieder zu finden in der besten und reinsten Gestalt.

Das war die Meinung der *Studia humanitatis ac literarum*, wie man sie nach Cicero nannte⁵⁾. An diesem Ideal hing schon Petrarca,

⁵⁾ Schon die von Reitzenstein beigebrachten Cicero-Stellen lassen deutlich erkennen, wie eng der Gebrauch des Wortes *humanitas* mit der spezifisch griechischen Geistesbildung zusammenhängt. So ist es immer geblieben, bei jeder Erneuerung, im 14., wie im 17. Jahrhundert. War Lionardo Bruni der erste namhafte Graecist, so wandte der Grieche Argyropulos das Wort *humanitas* auf den ersten Illiteraten an, der sich für griechische Bildung wahrhaft begeistert zeigte, auf Cosimo Medici — lehrreich genug in dem Elogium, mit dem er die Übersetzung der Physik des Aristoteles dem Pietro Medici widmete (wohl bald nach 1464): *illud immortalitate dignum ingenium, illa humanitas, illa summa virtus praestabilissimi patris* (Lichtdruck bei E. Mü n t z, *les précurseurs de la renaissance*, Paris 1882, p. 156). — Weiter gefaßt

wenn er auch noch nicht ein Schlagwort daraus gemacht hat. Aber man sieht dies Schlagwort werden. Schon 1401 sah Lionardo Bruni mit Entzücken in Florenz die neue Saat der schönen Künste und der gesamten *humanitas* sprießen. Die Definition des Gellius: *humanitas* sei gleich dem griechischen *παιδεία*, sei die Bildung in den freien Künsten, wurde programmatisch. Ein Taschenwörterbuch, wesentlich aus den Elegantiis des Lorenzo Valla, lehrte: *humanitas* sei die Uner-sättlichkeit an schöner Bildung. So durfte Argyropulos dem Cosimo Medici die höchste *humanitas* nachrühmen; eine Denkmünze den Vitorin da Feltre preisen als *omnis humanitatis pater*. Die Jünger der neuen Bildung nannten sich zunächst Dichter und Rhetor, *poeta* und *orator*; nach Filelfo wollte Pius II nicht bloß *summus pontifex* sein, sondern auch *summus orator atque poeta*. Aber seit dem frühen 16. Jahrhundert begegnet dafür auch *humanista*⁶⁾.

Im Kreise dieser Humanisten bildet sich nun wirklich die Vorstellung von einer neuen Zeit, von einer Erneuerung der Studien, die man miterlebte. Aber so schwärmerisch man auch die alten Lateiner verehrte, so sehr man sich gefiel in dem Bilde, daß man sie „aus den kalten Kerkern der Barbaren befreit“ habe, den Anfang und damit das Wesen der Erneuerung bezeichnete man doch am liebsten nach der Erneuerung der griechischen Studien; so stellt Flavio Biondo den Johann von Ravenna an die Spitze der Modernen; er spricht von einer Zurückführung der Studien⁷⁾.

in der Medaille auf Vittorino da Feltre, Burckhardt, Kultur der Renaissance⁵ I, 239, und in der im Text zitierten Definition: *humanitas non solum benivolentiam et comitatem Latini dicendam putaverunt, sed etiam studiorum artiumque appetitum* (De elegantii terminorum ex Laurentio Valla et quorundam aliorum secundum ordinem alphabeti breviter collectis. o. J. 4^o. Bibl. Göttingen); hier die Anlehnung an Gellius. — [Über die Ausdrücke der deutschen Frühhumanisten vgl. E. König in den Beiträgen zur Renaissance usw., J. Schlecht dargebracht, Freising 1917. Vgl. auch die Bemerkungen von W. Brecht im Anhang unten S. 304.]

⁶⁾ Vgl. dazu die Bemerkungen von Brecht im Anhang unten S. 303.

⁷⁾ Die Bilder, deren man sich im 15. Jahrhundert bediente:

„Befreiung der Alten aus den Kerkern der Barbaren“, Gaspari II, 107.
„Das Aufkeimen versprengter alter Samenkörner“, Lionardo Bruni, de tribus vatibus Florentinis, im Eingang; und noch Lionardo (vgl. unten die Bemerkungen von Brecht S. 302.):

„Blüte“ und „Zurückführung“, auch bei Flavio Biondo, Italia illustrata (Verona 1482) l. IV., p. E. III^b: *Franciscus Petrarca poesim et eloquentiam excitare coepit; noch wichtiger sei aber Joannes Ravennas, a quo nach Brunis Zeugnis eloquentiae studia tantopere nunc florentia longo postliminio in Italiam fuerint reducta.*

Dann tritt das Bild des neuen Lebens auf, gegen Ende des 15., zu Beginn des 16. Jahrhunderts, und jetzt denkt man gelegentlich auch an mehr als an die Studien. Macchiavelli schließt sein Büchlein von der Kriegskunst mit dem Trostwort: man solle nicht ganz verzagen, dies Land scheine wahrhaftig berufen, Totes zu beleben, wie man gesehen habe in der Poesie, in der Malerei und der Skulptur. Jetzt wollen auch die Theologen mehr als eine *Reformatio ecclesiae in capite et membris*; sie beginnen die Sehnsucht der Zeit tiefer zu fassen und pflegen die „Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Frömmigkeit“ wie Beatus Rhenanus, die *Spes nascentis Christi et evangelii* wie der junge Zwingli; nur daß auch hier die Wiedergeburt weder das typische noch auch das Lieblingsbild der Zeit war; man stellte das Erstrebte auch vor als ein *revigescere* oder *reflorescere*, als ein Wiederaufleben, Aufblühen, man dachte sich herrlich und beglückend eine *restitutio* wie Erasmus, eine *reformatio rei christianae* wie Lefèvre (1491)⁸⁾.

Die Hoffnung dieser Dezennien war hochgespannt und allerorten. Auch in Wittenberg rief Melanchthon 1518 seinen Studenten zu: *O nos*

⁸⁾ Das Bild des neuen Lebens in *Dante's Vita nuova* noch in dem engen Sinn des lyrischen Erwachens. Praegnanter gefaßt als „Wiedergeburt“ von Alters her in der Theologie; so schon s. XIV: *renaissance par baptesme* (Hatzfeld et Darmesteter, *Dict. gén.* II, 1921 mit Zitat), und dementsprechend *renascentia* die geistliche Wiedergeburt noch im Sprachgebrauch des Trienter Konzils (Robert Vischer, *Über neues Leben*, Festrede, Göttingen 1895, S. 9). Den allgemeineren Gebrauch von *renasci* für eine innere Erneuerung der Kirche haben P. Wernle, *Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert*, Tübingen 1904, und H. Hermelink, *Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus*, Tübingen 1907, mit zahlreichen Zitaten ausführlich belegt. Ich füge noch zwei sehr charakteristische Stellen aus Reden Melanchthons hinzu; in der *Declamatio de studiis corrigendis* 1518 (Argentorati, 1546) einmal die im Text zitierte Wendung (p. 491), dann, noch deutlicher: *Vos a me, adolescentes, hoc unum agi putetis utilius quam quod olim tractabant: studium videri nascentium literarum* (p. 501).

Über diesen Gebrauch der Theologen und Philologen geht offenbar Macchiavelli noch hinaus, wenn er am Schluß der Schrift *Dell' arte della guerra* (ed. Milano 1878, p. 228) sagt: *Di che non voglio vi sbigottiate o diffidiate, perchè questa provincia pare nata per risuscitare le cose morte, come si è visto della poesia, della pittura e della scultura.*

Das Bild der Blüte und des ‚goldenen Zeitalters‘ [in der Grabschrift für Nikolaus V († 1455), den ersten Humanisten unter den Päpsten (Mirbt, *Quellen zur Gesch. des Papsttums* 4 (1924) S. 242 Nr. 405 und wieder] bei Paulus Jovius, *Vitae virorum illustrium* (Basiliae 1559) II, 133 (*Vita Leonis* pp. lib. III); vgl. meine *Renaissance in Florenz und Rom* 2, 157, Note; 3. Aufl. 267 zu S. 172; [7. Aufl. 265 zu S. 165].

foelices, si recta studia deum favore renascantur. Noch im selben Jahre schenkte Hermann Busche den Studierenden sein *Vallum humanitatis*. Er pries aufs höchste Italien als die Mutter der Studie, wie Melanchthon dem gastlichen Florenz für alle Welt verdanken wollte das reine Latein, die Griechen und die Heilige Schrift.

Und wie empfand man das alles erst recht in der Heimat dieser Bildung! Es überkam die Zeitgenossen ein solches Gefühl von Lebenshöhe und Herrlichkeit, daß man unter Leo X von dem Goldenen Zeitalter sprach; man glaubte zu erleben *post multa saecula auream aetatem!*

Dies glückliche Selbstgefühl hielt an, trotz der furchtbaren politischen Krisen Italiens, trotz der elementaren Bewegung gegen die alte Kirche in Deutschland. Als nun literarische, historische und antiquarische Studien den künstlerischen Interessen die Hand reichten bei Ausgrabungen und Sammlungen, als die Klassifizierung und Kennerschaft sich ausbreitete, da konnte noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts die erste Kunstgeschichte der neueren Zeit geschrieben werden (und damit wenigstens für ein Gebiet ein neues Geschichtsbild) in den Lebensbeschreibungen berühmter Maler, Bildhauer und Architekten von Giorgio Vasari aus Arezzo.

Die Form ist überaus bezeichnend. Noch immer hatte man für die Darstellung des geistigen Lebens nur die einzige Form der Biographie, und diese zerriß mehr, als daß sie verbände. Alle Literaturgeschichte war bisher: Lebensbeschreibungen berühmter Männer, vom Altertum über Hieronymus, Gennadius durch das ganze Mittelalter hinab. Und wenn Dante, Petrarca, Boccaccio gern zu einer Trias verbunden wurden und man darin eine Art Begründung italienischer Literaturgeschichte besaß, wenn andre sich anschlossen, würdige und unbedeutende, so waren diese alle doch nur äußerlich auf die Schnur gezogen und je für sich zumeist nach einem uralten Schema abgehandelt, moralisch novellistisch; und diese Behandlung hielt man notgedrungen auch da fest, wo sie am wenigsten am Platze ist, für die Geschichte der bildenden Kunst.

Eben deshalb ist es vielleicht der höchste Ruhmestitel des Vasari, daß er wenigstens das Problem erkannte. Das Schema der Biographien konnte er so wenig entbehren wie den anekdotenhaften Aufputz, der doch mit der Kunst nichts zu tun hat und nur verschuldet, daß man

noch heute über einen Künstler „Geschichten“ verlangt. Aber Vasari versucht es ernstlich, die Reihe der Biographien als Einheit zusammenzufassen und unter dem Gesichtspunkt einer Entwicklung zu gliedern. Es ist lehrreich, zu sehen, was ihn darauf führte. Von der griechischen Plastik etwa wisse man, so bemerkt er, daß sie sich in drei Perioden entwickelt habe, von den Primitiven nach Art des Kanachos zu Myron und von Myron auf Polyklet. So teilte auch Vasari die Entwicklung der italienischen Kunst in drei Perioden einer gleichmäßig aufsteigenden Entwicklung. Unzweifelhaft ein Anfang bedeutender Erkenntnis, so sehr das naheliegende und alte Bild organischer Vervollkommnung gerade das Historische vergewaltigt, das genialisch Irrationale, so gut wie die wechselnden Anregungen und Störungen von außen.

Vasari bedient sich nun gelegentlich auch des Wortes *rinascita*, Wiedergeburt; aber keineswegs für die Gesamtentwicklung oder im Sinne einer Erneuerung der Alten, sondern umgekehrt, um das erste Aufleben der italienischen Kunst des 13. Jahrhunderts aus der toten Starrheit griechischer Manier zu bezeichnen. Er bedient sich des Ausdrucks nicht, wo er von den neuen Funden der Antiken redet, von Laokoon, Apoll, dem Torso des Belvedere und ihrer Wirkung auf die „Moderne“. Sogar in der Architektur soll Brunellesco nur Maß und Proportion der Alten wiedergefunden haben. Vasari unterschätzte geradezu die Bedeutung der Denkmäler, aber er befand sich im Einklang mit der Meinung des Leone Battista Alberti, der schon 100 Jahre vorher in einer Widmung an Brunellesco seine Florentiner gerühmt hatte, daß sie so unerhört Schönes leisteten, ohne Lehrer und ohne Muster — *sanza preceptori sanza exemplo alcuno*. So ist die Wahrheit im Gegensatz zu der noch heute verbreiteten Meinung, daß die Kunst der Renaissance sich nicht als Renaissance empfand. Man fühlte sich auf der Höhe der Leistungsfähigkeit aus eigener Kraft; man brachte Werke hervor, sagt Vasari, „größer und schöner als je die Alten“⁹⁾.

⁹⁾ Giorgio Vasari, *Le Vite dei piu celebri pittori scultori e architetti*. Der Gedanke einer Entwicklung im Sinne der Vervollkommnung: Proemio zu B. II, *queste cose considerando io meco medesimo attentamente giudico che sia una proprietà ed una particolare natura di queste arti, le quali da uno umile principio vadino a poco a poco migliorando et finalmente pervenghino al colmo della perfezione*; dazu der Hinweis auf die antike Plastik und Malerei, die sich ebenso entwickelt haben sollen.

Von dieser Entwicklungsgeschichte der Künste gedenkt er also zunächst ganz allgemein zu handeln *in tre parti, o vogliamole chiamare età, dalla rinascita di queste*

Das war nun aber doch zu sehr die Stimmung der Sättigung. Man rief der Kunst das gefährliche „Verweile doch“ zu, man glaubte sich im Besitze des absoluten Schönen, und in dem heraufziehenden philosophischen Zeitalter sank die Vergangenheit, der die liebevolle Beschäftigung des Vasari das Urteil gesprochen hatte, in die Nacht der Vergessenheit.

Vasari hatte die Kunst seiner Zeit *la moderna* genannt; modern blieben für den Akademismus des 17. und 18. Jahrhunderts die Poesien wie die Kunstwerke dieser Periode¹⁰⁾. Sie blieben neben den Klassikern und den Antiken die Stoffe und die Muster für Franzosen, Engländer und Deutsche. Deshalb lagen auch für Goethe so gut die Antiken, wie die Kunst des Benvenuto Cellini in den Grenzen des Zeitgeschmacks; und selbst Heinses Ardinghello trennte von dem prahlerischen Vagabundenleben des Benvenuto Cellini doch nur die phantastische Überkraft des Sturm und Drang¹¹⁾. Goethe war begeistert für Palladio,

arti sino al secolo che noi viviamo, per quella manifestissima differenza che in ciascuna di loro si conosce. In der Malerei erst höchste Dürftigkeit, dann sichtliche Vervollkommnung, così si vede che la maniera greca prima col principio di Cimabue poi con l'ajuto di Giotto si spense in tutto e ne nacque una nuova. Denselben Prozeß einer Erneuerung findet er in der Plastik, la quale in quella prima età della sua rinascita ebbe assai del buono; perchè fuggita la maniera goffa greca etc. Ganz ebenso bewegte sich in Fortschritten die Architektur; la ridussero a migliore proporzione. Brunellesco hatte vor allem die Architektur im Kopf, che già era spenta, dico gli ordini antichi buoni e non tedesca e barbara, la quale molto si usava nel suo tempo. — Den Erfolg bewunderte L. B. Alberti (Trattato della pittura ed. H. Janitschek, p. 49): tanto più el nostro nome più debba essere maggiore, se noi senza preceptor, senza exemplo alchuno truoviamo arti et scientie non udite et mai vedute; danach das Lob der Domkuppel. — Die Stellen über die Wirkung der neugefundenen Antiken und über die Vollkommenheit der Modernen bei Vasari im Proemio zum 3. Buch.

¹⁰⁾ Goetz macht (a. a. O. S. 32, N. 2) darauf aufmerksam, daß in einem der ersten Reiseführer für Italien, in Volkmanns „Historisch kritische Nachrichten“ von 1770 ff. die Zeit der großen Kunst gerechnet werde von Raffael bis ins 18. Jahrhundert; bemerkenswert auch, daß Volkmann die „Wiederherstellung“ der Künste in das 15. Jahrhundert verlegt [zu den älteren Führern vgl. L. Schudt, *Le guide di Roma*, 1930]. Dazu paßt die Auswahl von Heinses Gemäldebeschreibungen in Wielands deutschem Merkur von 1775 f. Er behandelt Carlo Dolce, Guido Reni, Tizian, Michelangelo, Carracci, Dominichino und Raffael; und dabei ist wenigstens der eine so hoch gepriesene Raffael ein jüngeres ganz akademisches Werk! Vgl. Sulger-Gebing in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgesch. N. F. XII, 339.

¹¹⁾ Die bedeutsame Stellung Heinses als Vermittlers zwischen der italienischen Renaissance und modernsten Ideen hat [W. Brecht 1911 in seinem Buche: *Heinse und der ästhetische Immoralismus; zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland, eingehend behandelt*].

49 Brandi

pries den „himmlischen Sinn des Guido Reni“ und gedieh auch noch zum höchsten Lobe Michelangelos, aber schon Raffaels vatikanische Stanzen muteten ihn an, „als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloschenen, beschädigten Handschrift heraus studieren sollte“, die Älteren blieben ihm fremd; Francia ist ihm respektabel, der süße Perugino „ein so braver Mann, daß man sagen möchte, eine ehrliche deutsche Haut“.

Bevor noch hier die Romantik einsetzte und den schon betretenen Weg rückwärts wies von der Überkraft und glatten Vollendung zu den ursprünglichen Reizen des mädchenhaft Primitiven, überkam eine andere Macht die Schöngeister und Gelehrten und diktierte ihnen allgewaltig auch das neue Geschichtsbild.

Die Eloquenz hatte bei der allgemeinen Erstarrung der schönen Künste den Schwung des 16. Jahrhunderts längst eingebüßt, sie war ja niemals etwas anderes als eine Schwester der Poesie gewesen. Daß man stillstand, bemerkte man nicht. Für Gottfried Hecht waren noch 1717, genau so wie für die Italiener, die Studien im 16. Jahrhundert ein für allemal erneuert. Am 16. Jahrhundert haftete beides: Kenntnis und Interesse. Hechts Kapitel über die *Instauratio politioris humanitatis* beruht in Stimmung und Material ganz auf Melanchthon¹²⁾.

Nun sehnte man sich, wie im 14. Jahrhundert, heraus aus dem scholastischen Rationalismus des Wissens und der zierlichen Empfindsamkeit der Literatur; und wie damals der Dichter Petrarca als erster wieder aus den Klassikern die Stimme großer, lebendiger Menschen gehört hatte, so öffnete man nun, wieder unter Führung der Dichter, Augen und Ohren, um längst verhallte Klänge aufzufangen und vergessene Schönheit zu erleben. Nur eines war ganz anders: damals suchte man in Italien sehr stark das nationale Altertum, jetzt suchte man in großartigem und fruchtbarem Irrtum bei den Griechen die „Menschheit“ schlechthin, die Menschheit in der einfachsten, reinsten, natürlichsten

¹²⁾ Godefridi Hechti *Germania sacra et literata, Vitembergae, 1717* gewidmet dem Grafen Werthern, an dem außer den politischen Verdiensten gerühmt wird die *mira humanitas* eines Maecenas. Das Geschichtsbild Hechts verrät die köstliche Vorstellung, daß auch in Deutschland einst Christentum und *literae humaniores* gleichzeitig ausgebreitet, aber in dem bösen Mittelalter zerstört worden seien; man sieht, die Fassung stammt aus Italien, die Erklärung aus der Reformation. [Zu *Humaniora* noch heute die hübsche Bemerkung von R. Hildebrand (a. a. O. 382), daß er sich vergebens bemüht habe, „die Herkunft des schönen Wortes zu erfragen“. Der Komparativ ist so vielsagend: „mehr Mensch zu werden“.]

Darstellung, die Poesie, die Idee der Menschheit. Wieder sprach man voll Begeisterung von den *studia humanitatis*, den *litterae humaniores*, den *Humaniora*.

Neben Lessing, Herder, Goethe und Schiller wirkten unsre Göttinger Philologen, zumal Heyne; Wolf nahm von hier seinen Ausgang. Wie im 14. und 15. Jahrhundert folgte auf die Erneuerung der Bildung die Blüte der Philologie. Und nun erinnerten sich auch die Historiker wieder jener Italiener, denen man die erste Erneuerung der griechischen Studien verdankte. Hatte Robertson in der Einleitung zur Biographie Karls V die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in Europa vom Umsturz des römischen Reiches bis auf den Anfang des 16. Jahrhunderts dargestellt, ohne die Erneuerung der Studien auch nur zu erwähnen, so wurde sein Landsmann Roscoe seit 1795 zum begeisterten Lobredner jenes goldenen mediceischen Zeitalters. Und in demselben Jahre 1795 begann der Göttinger Meiners seine Reihe von „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften“ in der Meinung, daß man daraus „das 14., 15., 16. Jahrhundert besser kennen“ lerne als aus „einer pragmatischen Geschichte der Wiederaufklärung unseres Europa“. Er begann also wie die Zeitgenossen in der biographischen Form und innerhalb der Reihe wie Flavio Biondo mit Johann von Ravenna¹³⁾. Zwei

¹³⁾ Meiners ist einer der ersten, die hier zu nennen wären; besonders charakteristisch für ihn ist der Begriff der „Wiederaufklärung“; man fühlte das Erbe der Renaissance in der französischen Kultur. Schon vor Meiners aber hatte sich der Philologe Chr. G. Heyne aus Anlaß einer durch den Prinzen Georg von Waldeck erworbenen Corvinus-Handschrift gegenüber dem Superintendenten Joh. Franz Christoph Steinmetz sehr eingehend über Argyropulos und die Medici verbreitet; der Brief vom 22. Februar 1782 ist jetzt der betreffenden Göttinger Handschrift vorgeheftet. Vgl. auch O. v. Gebhardt, ein Codex Corvinianus in Göttingen (Centralbl. f. Bibl. Wesen I, 149 f.). [Der „Universitätsbereiser“ Friedrich Gedicke ed. Fester, Arch. f. Kulturgesch. 1. Erg.-Heft 1905 sagt 1789 von Heyne: „Die humanistischen Studien sind durch ihn in Göttingen außerordentlich emporgekommen. Keine Universität hat daher auch in den neueren Zeiten so viele gelehrte und geschmackvolle Philologen gebildet als Göttingen. Selbst die vornehmsten und reichsten Studenten besuchen Heynens Kollegia“.] Das Werk von Heeren führt den bezeichnenden Obertitel „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts“; Heeren beginnt im Altertum selbst, und der erste Band umfaßt in Wahrheit nur das Mittelalter. Auch Heeren redet von den Klassikern, „durch die seit dem funfzehnten Jahrhundert das Licht der Aufklärung angezündet wurde“ (p. X); des Tiraboschi Storia della letteratura italiana ist für H. „die Krone aller historisch-literarischen Werke“ (p. XIII).

Jahre darauf veröffentlichte Heeren seine „Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften“ (1797). Seitdem verband man auch in Deutschland einen festen Begriff und neuen Wert mit dem, was eben damals die Franzosen *La Renaissance des lettres* nannten.

Die Franzosen hatten während des 18. Jahrhunderts das Wort *Renaissance* noch im freiesten Gebrauch. Montesquieu sprach von der *renaissance de notre droit français*, Voltaire von der *renaissance du theatre*. Bedeutsamer war es, daß er die Regierung Franz' I ausgezeichnet fand durch die *renaissance des lettres jusqu' alors méprisées*, denn in dieser Verbindung festigte sich eben jetzt der Begriff, und es überrascht nicht mehr, daß Michelet 1855 in seiner *Histoire de France* dem Zeitalter Franz' I den Untertitel gab „*La Renaissance*“.

Zu der *Renaissance des lettres* war schon die *Renaissance des arts*¹⁴⁾ eine durch Vasari nicht gestützte und deshalb gefährliche Analogie; allein die bedeutsamste Erweiterung des Begriffs ergab sich aus einem ganz andern Interessenkreise.

Mit geringerem Recht als das Deutschland der Befreiungskriege, aber mit um so größerer Leidenschaft regte sich nach dem Wiener Kongreß das „Junge Italien“. Unter seinen enthusiastischen Vorkämpfern war auch der Genfer Nationalökonom und Historiker Simonde Sismondi¹⁵⁾. Seine Begeisterung teilt zunächst die humanistische

¹⁴⁾ Über die Anwendung des Wortes „Renaissance“ auf dem Gebiet der bildenden Künste hat Goetz (a. a. O., 34, 36, 45) nähere Nachweisungen zusammengestellt aus Beyle-Stendhal, Rumohr, Semper, Vischer und Jakob Burckhardt. — [J. Fr. Blondel, *Cours d'architecture* I (1771) p. 85: Gründung von St. Peter epochemächtig für die *renaissance de la belle architecture*. Noch bei Leroux d'Agincourt, *Histoire de l'art* (Paris 1823 ff.) spielt das Wort Renaissance als Sachbegriff eine große Rolle, ist aber sichtlich noch weit entfernt vom Periodenbegriff. Die Renaissance wird für die Plastik im 13., für die Malerei im 14. Jahrhundert angesetzt, für die Architektur um die Mitte des 15. Jahrhunderts.]

¹⁵⁾ Gleichzeitig mit der im Text zitierten *Histoire de la renaissance de la liberté en Italie* (der deutschen Übersetzung von Bruckbräu, Augsburg 1840, liegt der englische Text zugrunde, dem die Renaissance im Titel zu fehlen scheint) erschienen Sismondis *Esperances et besoins de l'Italie* (1832).

Für die Entstehung einer tieferen Neigung Jacob Burckhardts zu Italien hat Goetz (a. a. O. 44) m. E. sehr mit Recht hingewiesen auf Burckhardts Lehrer Lud. Picchioni, einen „ehemaligen Carbonaro“; der führt also grade in die Welt, deren vornehmster literarischer Vertreter Sismondi war.

Stimmung; die Gegenwart dankt den Kommunen Italiens das Erbe des Altertums; deshalb will er die Geschichte dieser herrlichen Kommunen schreiben und ihrer Freiheit. So leitete er schon 1807 seine große Geschichte der italienischen Staaten im Mittelalter ein. Nebenher schrieb er, längst ein Intimer der Pariser Salons, eine Literaturgeschichte von Südeuropa, 1813. Wo er tiefer in das 15. Jahrhundert kommt, rühmt er wieder die Männer *auxquels nous devons la renaissance des lettres latines et grecques*. Aber wie er schon 1807 die Freiheit damit in ideelle Beziehung gebracht, so sagte er jetzt politisch von Cola Rienzi, daß ihm die Stadt Rom ihre *renaissance* verdanke. Noch einen Schritt weiter tat er 1832, als er einen knappen Auszug seiner großen Geschichte geradezu betitelte: Die Renaissance der Freiheit, *Histoire de la renaissance de la liberté en Italie*; er wünschte damit ausdrücklich, „das Andenken an jenes Italien neu zu beleben, welchem es zuerst gelang, die größten Segnungen zu gewinnen, und zugleich das Andenken an jene Verbrechen seiner Unterdrücker“. In diesem Buche wird zugleich die *Renaissance des lettres* zurückgeschoben bis in die Zeit des Cola Rienzi und des Petrarca. Wer sein Augenmerk richtete auf die politische Geschichte dieser Staaten, wer für Volksfreiheit und bürgerliche Tugend schwärmte, der konnte unmöglich mit Roscoe in dem mediceischen Regiment das goldene Zeitalter erblicken.

Noch ganz andere Dinge hatten die Italiener selbst im Auge, wenn sie das Mittelalter einteilten in eine Zeit des Verfalls bis zum 10. Jahrhundert und eine Zeit der Erneuerung, des *risorgimento*, vom 11. bis zum 15. Jahrhundert. Defendente Sacchi von Brescia¹⁶⁾ wollte 1828 eine Darstellung dieser Zeit nennen: *l'età municipale*; darin sollte gehandelt werden von allem, was aus Italien machte *una nazione rigenerata*, und er begann mit einer etwas äußerlichen, aber immerhin bemerkenswerten Darstellung der Feste und ihrer Wechselwirkung mit dem Volksgeist.

Nicht lange nachher (1835) legte L. Ranke der Berliner Akademie

¹⁶⁾ Defendente Sacchi e Giuseppe Sacchi, della condizione economica morale e politica degli Italiani I (nei bassi tempi), II (nei tempi municipali), Milano 1828, 1829. In dem Avvertimento sind die Perioden kontrastiert als *l'uno di degenerazione e di abbruttimento, l'altro di rigenerazione e risurgimento; il secondo dall'incominciare dell' XI. secolo sino al XV. in cui gli Italiani risensatisi dal letargo e sentendo il bisogno di alcune franchigie a poco a poco scossero la barbarie, si costituirono in municipii e riprodussero una nazione rigenerata.*

einige Studien vor „zur Geschichte der italienischen Poesie“. Niemals berührte er sich näher mit den Ideen unsrer klassischen Literaturperiode. Man fordere zur Kenntnis einer Nation das Verständnis „der freieren Äußerungen ihres Geistes in Literatur und Kunst“. Das sei leicht in frühen Perioden. „Aus dem eingeborenen Sinn der Nation und dem großen Umriß ihrer Schicksale ist am Ende alles zu erklären.“ Anders in den entwickelten Zeiten, wie bei jener durchgreifenden und vollständigen Umwandlung, „welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt“. Man bemerke zwar sogleich „die andre Welt der Gedanken, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle Hervorbringung beherrschen“. Aber „wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? Wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?“

Die Warnung des Berufensten mochte abschrecken, und doch wagte sich etwa zwanzig Jahre später der junge Basler Dichter und Professor Jakob Burckhardt an diese Aufgabe. „Es ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir“, schrieb er im Oktober 1855 an einen Schüler, „der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen Bresten voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe“. Im selben Jahr erschien der Cicerone, fünf Jahre später die „Kultur der Renaissance“.

Wie vieles auch inzwischen unter dem Worte Renaissance begriffen gewesen war, dies Buch gab doch in jeder Hinsicht etwas völlig Neues. Zwar nicht das „Werden des geistigen Lebens, den Lauf desselben entlang“, wohl aber das reichste Bild seines Wesens, wie es Burckhardt faßte. Alles historische Detail im Grunde einer einzigen Charakteristik dienstbar gemacht. Freilich, gebunden an die Mittel der literarischen Kunst enthüllt auch Jakob Burckhardt erst Zug um Zug sein wunderbares Bild, bis man es vollkommen in sich aufgenommen hat und innerlich anschaut: den Menschen der Renaissance, ohne Hintergrund, in herausfordernder Plastik, hingestellt in seiner ganzen harten Schärfe, mit jenem blaugrünen Schimmer des Dämonischen; von berechnender Kühle des Verstandes und freventlicher Handhabung aller Mittel; nicht tapfer, aber unendlich geschickt, begierig nach seinem Willen jedes Ding

zu meistern; dem Tage lebend, ohne Recht, ohne Pietät, und doch von grandiosem Ahnenstolz und heißer Ruhmbegier; freigeistig, sternengläubig, doch von vorsichtiger Devotion; unersättlich im Genuß, aber auch in den Studien und Künsten, berauscht von jeder schönen Form, sich selbst ein unerschöpflich Schauspiel.

Dieser Mensch sollte sein der Erstgeborene unter den Söhnen Europas, der Führer bei der Entdeckung der Welt und des Menschen, in der rationellen Behandlung von Staat und Wirtschaft, in der Eroberung der Vergangenheit wie in dem Schmuck der Rede. Und all dies, die bis dahin unerhörte freie Weltbetrachtung und Weltbehandlung, schien den Ehrennamen einer Wiedergeburt des menschlichen Geistes, einer Renaissance zu verdienen¹⁷⁾.

Jakob Burckhardts wunderbare Klarheit der Diktion, seine Kraft der Charakteristik und die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Bildung gaben dem bis dahin ziemlich heimatlosen Worte „Renaissance“ eine Ehre, einen Glanz, einen Reichtum des Inhalts, die es mit einem Schlage begehrenswert erscheinen ließen und geeignet, auch der schlechten Sache noch einen Schimmer zu leihen.

Nun war das Wort nicht mehr frei.

Es band sich darin so gut das Übermenschentum und die elementare Genußsucht Ardinghellos wie die kalte Staatskunst Machiavells. Aber es hing daran auch die Idee der modernen Kultur, und zu ihr erschien der höchste Wert der Zeit, die Wiedergeburt des klassischen Altertums, in die unmittelbarste Beziehung gebracht. Denn mochte Jakob Burckhardt auch die Vorsicht haben zu erklären, die Wiedergeburt des Altertums sei „in einseitiger Weise zum Gesamtnamen des Zeitraumes überhaupt geworden“, der alte Sinn ließ sich von dem neuen um so weniger

¹⁷⁾ Die Abhandlung *Ranke's* auch *Sämtl. Werke*, Bd. 51, 52, S. 158 ff. [Ranke spricht noch in der *Weltgeschichte VI* (1885) 146 von den „Zeiten der sogenannten Renaissance.“] Für *Jacob Burckhardt* hat *Goetz* S. 39, 1 alle Literatur zusammengestellt; ich füge dazu nur noch die von *Hans Brenner* veröffentlichten Briefe an *Albert Brenner*, deren einen ich im Text zitiere (*Basler Jahrbuch*, 1901 p. 87 ff.), und Burckhardts Äußerung über „Renaissancen“ in den *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* (aus dem Nachlaß, 1905), S. 67. [Seither ist die Literatur über Jakob Burckhardt fast unübersehbar geworden. Ich hoffe, auf ihn zurückkommen zu können. Für den obigen Text bedarf es keiner weiteren Nachweisungen. Selbst wenn sich „der Basler“ nicht auf die Renaissance beziehen wollte, wie einige meinen, bleibt der Zusammenhang im Großen dann unberührt.]

trennen, als inzwischen auch das Wissen von der Erneuerung der Studien etwas anderes als vordem zu bedeuten hatte.

Der Westfale Heinrich August Erhard hatte seit 1827 seine dreibändige „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung“ herausgegeben und die Reihe mit Petrarca begonnen. Karl Hagen nannte 1841 gar Dante, Petrarca und Boccaccio die ersten Repräsentanten des „Humanismus“ und stellte damit — vielleicht als erster — neben das werdende Schlagwort Renaissance das andere, nicht minder wirksame des Humanismus¹⁸⁾. Endlich erschien fast gleichzeitig mit Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance das Buch von Georg Voigt: „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus.“ „Wenn irgendwo der antike Geist wieder aufleben konnte“, sagt Voigt geradezu, „so mußte es in Italien sein“. Das war gewiß mehr als Burckhardt vertreten wollte, und erhielt doch seinen vollen Inhalt erst durch Burckhardts Renaissancebegriff!

Die Bindung von Humanismus und Renaissance wurde immer fester, und es gab weithin ein Publikum, das bereit war, an das Dogma zu glauben, es verdanke die Herrlichkeit der Renaissance, die Befreiung des Individuums und die moderne Kultur schlechthin der Wiederbelebung des klassischen Altertums.

Man mag sich wundern, daß der Widerspruch dagegen erst spät erfolgte; aber eine völlig entgegengesetzte Anschauungsweise war am Ende von jeher vorhanden¹⁹⁾.

¹⁸⁾ Vgl. die Ausführungen von B r e c h t im Anhang unten S. 304.

¹⁹⁾ Ich illustriere nur den, freilich sehr verschieden begründeten Gegensatz gegen den Formalhumanismus durch drei hervorragende Vertreter der Historiographie des späteren 16., 17. und des 18. Jahrhunderts. Der Kardinal B a r o n i u s sagt 1588 in der Vorrede zu den *Annales Ecclesiastici* (Romae, fol. p. 3) *relinquemus historicis ethnicis locutiones illas per longiorem ambitum periphrastice circumductas, orationesque summa arte concinnatas et fictas, ex sententia cuiusque compositas ad libitumque dispositas, et Annales potius quam Historiam scribemus*. Hundert Jahre später, in der Einleitung zu der *Historie der vornehmsten Staaten etc.* Frankfurt 1682, beteuert S a m u e l P u f e n d o r f, nicht absehen zu können, *was Cornelius Nepos, Curtius und die erste decas Livii für ein so groß Liecht geben können in den Geschäften, so in der heutigen Welt vorkommen, wenn man auch — über alle phrases und sententias einen indicem locupletissimum gemacht hätte oder — gleich auff den Fingern herrechnen könnte, wie viel Kühe und Schaafe die Römer in den Triumphphen de Aequis Hernicis et Volscis geführt haben etc.* — Und fast wieder wie Baronius eifert J o h.

Ist Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance nach Grundidee und Werten sehr stark das Geschichtsbild unsrer klassischen Literaturperiode, so fühlte doch auch die Romantik ihre innere Verwandtschaft mit jenen Jahrhunderten italienischer Kultur. Allerdings weniger mit der reifen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, aus der Burckhardt vorzüglich seine Modelle genommen hatte, als mit der Zeit des Werdens. Da fand man jene zarte, mehr andeutende als ausführende Kunst, da fand man noch die empfindsame Lyrik, die krause Phantastik und den weltbezwingenden Glauben Dantes. Da fand man weniger das Individuelle als das Universale, die weltumspannenden Ideen von Kaisertum und Papsttum, da fand man in Italien wie in Deutschland jene romantische Neigung für das nationale Altertum und die gottesfürchtige, fast benediktinische Gelehrsamkeit frommer Humanisten.

Aus Schlossers geistiger Verwandtschaft mit Dante entstand die erste Verteidigung des romanischen Mittelalters, und wir beachten sehr, daß sie sich ausdrücklich gegen Meiners wandte. „Man hat in unsern Tagen angefangen, die geistige Tätigkeit der sogenannten mittleren Zeiten billiger zu beurteilen, als man gewohnt war“ — so beginnt Schlosser 1819 seine Studien über Vincenz von Beauvais. Bald wurde das Mittelalter weithin mit rückhaltloser Bewunderung verherrlicht; von keinem inbrünstiger als von Novalis: sie trugen ihre eigene Poesie hinein. Die deutsche Kaiserzeit stieg auf und forderte ihre Rechtfertigung. Wirklich nahm Heinrich Leo in seiner Geschichte der italienischen Staaten (seit 1829) den gerade entgegengesetzten Standpunkt ein wie sein Zeitgenosse Sismondi. Ihm war der Wiener Kongreß „von rein wohltätigem Charakter“, die Auflehnung der Italiener nur ein Ausfluß jener Gesinnung, die „zu lange alles Heilige mit Füßen getreten“ hatte. So will er nicht wie Sismondi aufweisen die Greuel der Unterdrücker, sondern eher die Notwendigkeit der deutschen „Zwingherrschaft“. „Deutschland ist der Stahl gewesen, der dem italienischen Stein wahre Funken des Geistes entlockte“ (II, 388). Und über die Florentiner klagt er einmal, daß „die neu erwachte Liebe zu antiker

Jakob Maskou, der Verfasser der Gesch. d. Teutschen 1737: die Alten sehen die Historie an beymahe als ein Werck der Wohlredenheit, wie insonderheit Cicero sich darüber ausläßt. Die neueren erfordern mehr Gewißheit; die Wunderzeichen und die Schönheit in den eingemischten Reden rühren sie nicht so sehr, als sie begierig sind, alle Umstände genau zu wissen etc.

Denkart die christliche Gesinnung absterben ließ“ und ihnen damit die Palme christlicher Kunst versagte (IV, 351).

Freilich dem romantischen Sentiment enthüllten sich intime Züge jener Kultur mit der Offenheit verwandter Seelen. Dante gewann Gemeinden, das tiefer eindringende Studium der Kunst führte hinab in fast verschüttete Katakomben der Scholastik, die höfische Poesie wurde gleichgestimmt empfunden, und feinsinniger als der Pole Julian Klaczko hat niemand über Beatrice und die Liebespoesie, Dante und Michelangelo gehandelt²⁰). Man kam aus mit den mittelalterlichen Ideen und Werten und begann die Nachahmung der Antike in Literatur und Kunst als Störung zu empfinden.

Lange Zeit waren solche Stimmungen nicht mehr als die Begleitung zu jenen werdenden Auffassungen entgegengesetzter Art. Erst als nach den Gesetzen des Verbrauchs und des Wechsels die Liebe zum Altertum kühler wurde, als der notwendige Befreiungskampf des künstlerischen Realismus in den achtziger Jahren Stellung nahm gegen den alten Akademismus und die tote Stilgerechtigkeit; da am Ende auch Nietzsches Feldzug gegen den Historismus überhaupt in einigen Köpfen²¹) die Erregung steigerte, kam die schärfere Tonart und die Disposition des Publikums für die Umwertung.

Aber wie merkwürdig: Jakob Burckhardts „Renaissance“ blieb das Schlagwort. Der Glanz seiner Prägung war unabweisbar; die Münze blieb, man ändert nur die Währung. Man sprach nun von der Renaissance mittelalterlicher Frömmigkeit, mittelalterlicher Literatur und Kunst. Ja, die Renaissance der Frömmigkeit und die Renaissance der Kunst schienen gleichmäßig zurückzuführen auf dieselbe Persönlichkeit. Frankreich erlebte ein literarisches Ereignis in Sabatiers *St. François d'Assise*; im Namen seines Helden verkündete Sabatier noch eine moderne Renaissance der Frömmigkeit. Auch in Deutschland stellte

²⁰) Julian Klaczko, *Causeries Florentines* (Revue des deux mondes 37, 241 ff., 1880, aber schon 1872 geschrieben), deutsch von W. Lauser, Berlin, o. J. Gegen die Intimität dieser Plaudereien stechen die geräuschvollen *Scènes historiques* des Grafen Gobineau unvorteilhaft genug ab (la Renaissance 1877, deutsch von Schemann bei Reclam, und Straßburg 1904). Gobineau war bekanntlich seit 1880 mit Richard Wagner eng befreundet; die „Bayreuther Blätter“ hielten auch sein Urteil über die Renaissance am meisten fest; vgl. unten die Anm. 21 und 23.

²¹) Die letzte nicht sehr überlegte Äußerung von Ostwald „Entwicklung und Renaissance“ in der Umschau, 4. Januar 1908 (XII, 1.) Vgl. auch: Das humanistische Gymnasium 1908/I, S. 8—26 (u. W. Goetz, Hist. Zeitschr. 100, 652).

man den heiligen Franz von Assisi an den Eingang der Renaissancekultur, den seit Burckhardt die Figur seines großen Zeitgenossen Friedrich II, des letzten Hohenstaufen, beherrscht hatte. So sah man diese beiden Gesetzgeber miteinander in den großartigsten Kontrast gestellt, beide mit dem Anspruch, einer ganzen Kultur das innere Gesetz ihres Lebens diktiert zu haben. Hier der Herr der Welt, der Kaiser und König von Sizilien, glänzend in Macht und Genuß, von grenzenloser Unbefangenheit und Menschenverachtung, umgeben von Gelehrten aller Zungen, die er übersetzen ließ, rationell im Staat wie im Leben, überall ohne ein anderes Gebot als die eigene Einsicht und den eigenen Willen; und dort der Jüngling von Assisi, der alles dahingegeben hatte, weil er es so geschrieben fand, der die Menschenliebe des Evangeliums wie eine neue Entdeckung ergriff und aus der tiefen Innigkeit seines Wesens verkündete, der in der Einfachheit seines Herzens mit der ganzen Natur verkehrte wie mit seinesgleichen und in der rührenden Poesie seines Lebens der Kunst unendliche Anregungen bot.

Die unfäßbare Genialität dieses Heiligen und die hinreißende Beredsamkeit seiner Biographen konnten die Welt glauben machen, das moderne Empfinden wurzele wirklich in diesem Ordensstifter, dessen größtes Mysterium das sehr dingliche Erlebnis der Stigmatisation gewesen war²²⁾. Aber man befand sich weithin auf neuen Wegen. Emile

²²⁾ Eine starke Wirkung übten schon die alten Berichte, besonders die rasch modern gewordenen *Fioretti di San Francesco*. Sabatiers Buch feierte auch in Deutschland Triumphe; aber längst vorher hatte Henry Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, 1885 (2. Aufl. 1904) einen echten Enthusiasmus erregt. Mehr polemisch gab sich Thode in dem Artikel: Die Renaissance (Bayreuther Blätter XXII, 134 ff. 1899). Die Einseitigkeit der gewiß an feinen Bemerkungen reichen Abhandlung zeigt sich am besten in der Verstärkung, etwa bei Hermelink (vgl. Anm. 8): „Die italienische Renaissance seit Franziskus und Dante als eine Reformbewegung auf mittelalterlich-kirchlichem Boden aufzufassen“, „das antikisierende Heidentum nur als unfruchtbaren Seitenzweig zu erachten“ usw. Man denke: Valla Machiavelli, Conrad Celtes unfruchtbar!

Übrigens besteht eine Wechselwirkung mit der schönen Literatur, und es ist doch höchst merkwürdig, daß genau wie in der römischen Kaiserzeit (Reitzenstein, S. 19) gegen die *Humanitas* aufgeboten werden Epikur und die Askese, jetzt Franz von Assisi; so bei Anatole France, *Les opinions de M. Jérôme Coignard*, der p. 12 geradezu charakterisiert wird als *une sorte de mélange merveilleux d'Épicure et de Saint François d'Assise*. In Deutschland mehr romantisch Herm. Hesse in den Pilgerfahrten des Peter Camenzind und in seinem Franz v. Assisi [Die Dichtung, B. 13], übrigens nur ein Beispiel für viele. (Drastisch Jos. Ruederer, München (Städte und Landschaften) 1907 S. 168 im Café Stefani).

Gebhard schrieb seine *Italie mystique* mit dem Untertitel *Histoire de la renaissance religieuse au moyen âge*.

Genug, das Wort erhielt zum drittenmal den neuen Sinn: nicht das Aufleuchten von Verstandesklarheit und Willenskraft, sondern die Öffnung der schönen Seele und die neue Reizbarkeit des Gefühls. Und wie man nun andere Züge und andere Werte beachtete, so kam man auch auf andere Grundkräfte, andere Träger der Renaissance und der modernen Kultur. Diese neue Seele könne nicht stammen aus der Antike, sondern umgekehrt nur aus Barbarenkraft und nordischer Phantasie²³). Man kam so weit, sich an dem wissenschaftlichen Nachweis zu versuchen, daß auch somatisch alle führenden Persönlichkeiten der Renaissance Nachkommen eingewanderter Langobarden oder Franken gewesen seien²⁴).

So bildet sich Geschichte, bildet sich um und bildet sich fort in unausgesetzter Wechselwirkung mit den vorwiegenden Interessen, auch mit den kleinen Moden der Zeiten. Selbst das Mißverständnis, die Gegensätzlichkeit gegen eine Meinung, die mehr gefürchtet als vorhanden ist, spielt dabei eine Rolle. So wird denn auch mehr als eine solcher Auffassungen sogleich oder bald wieder abgestoßen.

Allein in allem wirkt schließlich doch die Kraft, die erst Geschichte macht. Nur der Künstler hebt die lebendigen historischen Einheiten aus dem grauen Einerlei der Daten²⁵). Er hebt sie heraus mit der ganzen einseitigen Kraft seines

²³) In einem sehr glänzenden Vortrage setzte Carl Neumann Byzantinische Kultur und Renaissancekultur (1903) in Parallele, um darzutun, daß die Antike, die man in Byzanz stets besessen, an sich das Leben nicht gebe. Damit ist ihre Wirkung auf die komplizierte Kultur Italiens und der Neuzeit nicht erledigt; wesentlich vor allem, daß man eine bessere statt der schlechteren Antike aufnahm, daß historische Weltanschauung erst auf diesem Wege möglich wurde. Welchen Vorbehalten außerdem jener Vergleich unterliegt, hat K. Krumbacher in der Kultur der Gegenwart (Griechische und lateinische Literatur und Sprache, 1905, S. 275 f.) dargelegt.

²⁴) L. Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien (Mit über 100 Bildnissen. Leipzig 1905. Vgl. Deutsche Erde, 1907, S. 172), eine Übertreibung der krassesten Art nach Gobineau (oben Anm. 20) und Chamberlain. [Zur Kritik auch Ganzenmüller, Arch. f. Kulturgesch. 14 (1919), 153.]

²⁵) Vgl. die einleitenden Bemerkungen oben S. 279 f. Das Künstlerische in der historischen Arbeit, Forschung so gut wie Darstellung, hat in seiner tiefsinnigen Art W. v. Humboldt unvergleichlich gefaßt: Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers

Wesens, er hebt heraus, was ihm gemäß ist, zu ihm die Neigung hat. Und in der Gegensätzlichkeit der Auffassung wirken weniger der böse Wille und der Unverstand der Historiker als die verdeckten Kräfte der Vergangenheit selbst. Sie heischen ihr Leben noch von der Nachwelt. Eine Zeit läßt sich eben nicht auf eine Formel bringen, und die zweifelhafte Ehre modern zu heißen, sollte man den Zeiten ersparen. Sowohl den Volksgeist wie den modernen Geist kennen wir heute als geworden, täglich werdend zwiespältig nach ihrer Geschichte. Die Völker sind nicht Organismen im Sinne vorgebildeter und im wesentlichen notwendiger Entwicklung sondern frei wie der Bund der Elemente, unendlicher Abwandlungen fähig und immer nur in diesen ihren historischen Erscheinungen zu erfassen.

Daran mühen sich die Generationen, von den Zeitgenossen an; auch wenn sie gegeneinander zu arbeiten scheinen, ermöglichen sie doch der Zukunft die vollkommeneren Einsicht, da sie aus den Zeiten immer neue Werte, neue Züge, neue Verknüpfungen herausholen. Je genauer die Elemente voneinander abgeschichtet werden, je sicherer das Relative der Veränderungen und der Gegensätze erkannt wird, um so eher wird auch für die Geistesgeschichte jenes feste Gerüst gewonnen werden, das die politische Geschichte in den Machtrelationen längst besitzt.

Nur im ewigen Werden und in ihren eigenen Gegensätzen verstehen wir die Zeiten. Aufgabe der Darstellung bleibt immer, auch darin noch lebendige Einheiten festzuhalten und in ihrer Über- und Unterordnung, ihrer Gegenwirkung und Ablösung etwas von dem großen Rhythmus der Geschichte aufzuweisen.

(Abh. d. Berl. Akad. 1820/21, dazu Erhardt, Hist. Zeitschrift 55, 385 ff.). Gegen Bernheims Handbuch, S. 126 f. nehme ich mir unter den Neueren G. Simmel zum Bundesgenossen (Probleme der Geschichtsphilosophie, S. 62, 138). Freilich bleibt immer beherzigenswert, was C. Neumann einmal so formuliert hat: „Wenn die Wissenschaft nie etwas Großes ohne die gestaltende Kraft hervorgebracht hat, zahllose Einzel Tatsachen mit schöpfendem Tiefblick zusammenzusehen und ihre verborgene Einheit zu erleuchten, so wird bei den großen Kunstleistungen der umgekehrte Fall nur zu oft übersehen, daß der schaffenden Tat, die völlig freie Inspiration und Gnade zu sein scheint, ein langes und langsames Aufsaugen zahlloser Wirklichkeitselemente vorangegangen ist“ (Rembrandt,² S. 222).

Anhang

Anmerkungen von W. Brecht: Die einschlägigen Äußerungen Ciceros bei Reitzenstein, Werden und Wesen der Humanität im Altertum (Straßburger Kaisergeburtstagsrede 1907) S. 24, 25. Dazu Schneidewin: Die antike Humanität S. 37 ff.

Für die Auffassung der Humanisten sind besonders Stellen wie: *Socratem [opinor] in hac ironia dissimulantiaque longe lepore et humanitate omnibus praestitisse* (de orat. II 270) maßgebend geworden: die urbane, leichtironische Gesamthaltung der Persönlichkeit.

Die oft zitierte, in ihrer Auffassung vorbildlich gewordene Stelle des Gellius (geb. um 130 n. Chr.) Noct. Attic. XIII. XVII (ed. Hertz II 151): *Qui verba Latina fecerunt quique his probe usi sunt, 'humanitatem' non id esse voluerunt, quod vulgus existimat quodque a Graecis 'φιλανθρωπία' dicitur et significat dexteritatem quandam benivolentiamque erga omnes homines promiscam, sed 'humanitatem' appellaverunt id propemodum, quod Graeci 'παιδεία' vocant, nos 'eruditionem institutionemque in bonas artes' dicimus. Quas qui sinceriter percipiunt adpetuntque, hi sunt vel maxime humanissimi. Huius enim scientiae cura et disciplina ex universis animantibus uni homini datast idcircoque 'humanitas' appellata est.* So der Sprachgebrauch Ciceros und Varros, von dem ein Satz als Beispiel angeführt wird (*nemo paulum modo humanior* = kein einigermaßen gebildeter Mensch).

Der Sprachgebrauch Petrarca's (1304—74) verdiente eine eingehende Untersuchung. In den Epistolae de rebus familiaribus et variae zeigt die Verwendung von *humanitas* anscheinend keinen Einfluß der Ciceronianischen Auffassung. Der Begriff ist vorhanden, der Mangel eines feststehenden Ausdruckes erweist ihn aber als noch nicht zur völligen Klarheit und Sicherheit gediehen.

Diese Sicherheit erreicht, soweit ich sehe, zuerst Lionardo Bruni Aretino (1369—1444). Im Gegensatz zu seinem väterlichen Gönner Coluccio Salutato ist ihm Begriff und Wort *humanitas* vollkommen geläufig. Sein entzückender Dialogus de tribus vatibus Florentinis (1401, her. von K. Wotke, Wien 1889), dessen zweites Buch noch Georg Voigt unbekannt war, enthält die Anschauungen des Kreises, der sich um Manuel Chrysoloras gesammelt hatte, in wünschenswertester Klarheit und Vollständigkeit. In zwei großen Gesprächen über Dante, Petrarca, Boccaccio und ihr Wertverhältnis zu den Alten, die zwischen Salutato, Niccoli, Roberto Rossi und Bruni in Rossis Gärten bei Florenz stattfinden, hören wir Äußerungen wie diese: *Nam cum frequentia populi, splendore aedificiorum, magnitudine rerum gerendarum civitas haec florentissima est, tum etiam optimarum artium totiusque humanitatis, quae iam penitus extincta videbatur, hic semina quaedam remanserunt, quae quidem in diem crescunt brevi tempore — lumen non parvum allatura* (p. 9, Praefat.) — [*philosophia*], *quae est omnium bonarum artium parens et cuius ex fontibus haec omnis nostra derivatur humanitas. Fuit philosophia olim ex Graecia in Italiam a Cicerone traducta* — (p. 14). Salutato ruft aus: *cupio enim vos in omni humanitatis ratione quam excellentes videre* (p. 18) und sieht nicht ein, warum Dante, Petrarca, Boccaccio *non sint omni humanitatis ratione inter veteres illos adnumerandi*. Dante würde er sogar noch über die Griechen stellen (p. 19). Niccoli erzählt von der großen Ver-

ehrung der Paduaner für Petrarca: *An vero illi extranei homines ita putabunt, nos autem cives in laude civis nostri erimus frigidiores nec audebimus illum suis meritis ornare, praesertim cum hic vir studia humanitatis, quae jam penitus extincta erant, repararit et nobis, quem ad modum discere possemus, viam aperuit?* (p. 30). (Auszug des Dialogs jetzt bei Brandi, Renaissance in Florenz u. Rom. 3. Aufl. 1909. S. 63—69 [7. Aufl. 1927, S. 61—68].)

'Poeta et orator' heißt in diesem Dialog (auch sonst?) so viel wie 'Dichter und (rhetorischer) Prosaiker', vgl. p. 21 (Petrarca; mit verstellter Ironie), 26, 29.

Lionardo Brunis Briefe (rec. Mehus, II., Flor. 1741) bestätigen seine Auffassung im Dialogus. 'Bartholomeus [Capra] Cremonensis — mirifice studiis humanitatis deditus est' (1407? l. c. I 44). Mit einem französischen Gesandten 'viro humanissimo atque doctissimo et studiorum nostrorum ardentissimo' hat Lionardo vertrauten Umgang, 1412 (? l. c. I 101). Lionardo sehnt sich nach Poggios neuentdecktem Quintilian: *Oro te Poggi, fac me quam cito huius desiderii compotem, ut si quid humanitas impendeat, hunc prius viderim, quam e vita decedam* (1416, I 112). Das Studium eines jungen Freundes möge nicht nur ein juristisches sein, sondern gleichzeitig bestehen in *cognitione earum rerum, quae pertinent ad vitam et mores, quae propterea humanitatis studia nuncupantur, quod hominem perficiant atque exornent* (zunächst für die Grundlagen Aristoteles, für die Form Cicero. Undat., II 49).

Die Sätze Brunis im Dialogus (1401) dürften älter sein als die nicht im Wortlaut angeführten Poggios (1380—1459), den Nerrlich (Dogma vom klassischen Altertum, 1894, S. 61) und ihm folgend Schneidewin S. 471 als den ersten hinstellen, der die neuen Studien mit dem Namen Humanitätsstudien bezeichnet habe.

Mit ausdrücklicher Beziehung auf Salutato, Bruni, Marsuppini und Poggio rühmt später Pius II. (Europae commentarii p. 454) Florenz: *Commendanda est multis in rebus Florentinorum prudentia, tum maxime quod in legendis Cancellariis non Juris scientiam, ut pleraeque Civitates, sed Oratoria spectant, quae vocant humanitatis studia.*

Ob Erasmus, wie Nerrlich S. 94 und Schneidewin S. 471 wollen, wirklich der erste ist, der von *litterae humaniores* spricht, bedürfte erst näherer Nachweisung; erst recht, ob er „vielleicht zu sehr Theolog war, um mit Vorliebe, wie dies die späteren (!) Italiener taten, die Worte Humanität oder human zu brauchen“ (a. a. O.). Beachtenswert ist jedenfalls schon in dem ältesten deutschen Schülergespräch, dem wahrscheinlich 1480 in Heidelberg entstandenen *Manuale scholarium* (her. v. Zarncke: Die deutschen Universitäten im Mittelalter I 3—48) die als Einladungsformel unter andern mehrfach vorgeschriebene Anrede *humanitas vestra* (S. 47 u. 48); der Verfasser ist bereits entschiedener Humanist (Zarncke, S. 225).

Die *Epistolae obscurorum virorum* gebrauchten *humanista* als bereits hergebrachte Bezeichnung; vgl. E. o. v. I 7 (Crotus Rubeanus, spätestens 1515): *'Et isti humanistae nunc vexant me cum suo novo latino'* (Hutt. Opp. ed. Böcking, Suppl. I 12,11), ferner E. o. v. I App. 1 u. 6 (64,20, 71,23; Hutten); *humanitas* E. o. v. I 17 (27,22), II 46 (259,20); *litterae humanae* (nicht im Gegensatz zu *divinae*, vgl. Hermelink a. u. angef. O. S. 47 Anm. 2) II App. 6 (296,28), von 1517.

Die Definition des Gellius, verbunden mit Stellen aus Plinius und Cicero, stellt 1518 Hermann v. d. Busche an die Spitze seiner klassischen Programmschrift 'Vallum humanitatis', mit voller Klarheit der Formulierung.

Aus der Zeit der späteren „Neulateiner“ sei des bekannten jesuitischen Dramatikers Jakob Gretser 'Regnum Humanitatis, dialogus in quo de litteris politiori-

bus ad omnes scientias conducentibus agitur' erwähnt, ein in Ingolstadt 1587 aufgeführtes Schuldrama, in dem *Humanitas* selbst mit ihrem ganzen Hofstaate, *Elegantia* und *Solertia* als *pedissequae*, einem *Scriba*, *duo satellites* usw. auftritt; auf der anderen Seite *Soloecismus*, *Barbarismus*, *Vir obscurus*. Die von ihnen vertriebene *Humanitas* und der mißhandelte *Priscianus* wenden sich an den iudex *Sabinus*, der sogleich die abscheulichen Barbaren aus Bayern und insbesondere aus Ingolstadt bei Todesstrafe verbannt, die Göttin und den Grammatiker aber zurückführt.

Während die Deutschen, Engländer und Italiener (*rinascimento*) das französische *renaissance* entlehnten [zu *rinascimento Philippi* a. a. O. Beilage I], übernahmen Franzosen und Italiener aus dem „deutschen“ *Humanismus* ihre Neubildungen *humanisme*, *umanismo*, *umanesimo* statt der älteren *humanité* und *humanità*.

Wer hat nun den Ausdruck „Humanismus“ zuerst gebraucht?

G. Voigt (I. Aufl. 1859) hat ihn nicht erfunden. 18 Jahre vor ihm begegnet er bei K. Hagen, Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter Bd. I [1841]; ferner Bd. II [1843] S. 30 und 31.

Vor Hagen haben wir die Bezeichnung bisher nicht entdecken können. 'Humanisten', 'humanistisch' (Heeren I, 257) ist ganz üblich, 'Humanismus' unbekannt. Dafür sagt man: Wiederbelebung der Wissenschaften (noch im Titel von Voigts Werk neben 'Humanismus!'), Herstellung der Wissenschaften, der klassischen Studien, der Philologie, die neue Philologie und dgl. So Meiners, Heeren und Erhard, *Gesch. des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung* (1827 f.). P. A. Budik, *Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15.—18. Jahrhunderts* (III., Wien 1827—28). [Hierzu ist heute zu ergänzen, was Heyfelder, *Deutsche Lit. Ztg.* 1913, Nr. 36 über F. W. Klumpp, *Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus*, 1829, beigebracht hat; ja schon 1808 erscheint das Wort im Buchtitel Nichthammers „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus“.]

Auch nach Hagen wird das Wort 'Humanismus' noch nicht ohne weiteres rezipiert. (J. Bauer steuert bei: Hundeshagen, *Der deutsche Protestantismus*, Fr. 1847. S. 11; aber) noch K. L. Cholevius (*Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen*, Bd. I 1854) kennt es nicht, während 'Humanist' und 'humanistisch' ihm ganz geläufig sind. Er quält sich fühlbar mit jenen schwerfälligen, altmodischen Ausdrücken, da ihm gerade das kurze bezeichnende Schlagwort mangelt.

Es handelt sich also darum, die Lücke zwischen Hagen 1841 und Voigt 1859 auszufüllen, vielleicht auch eine Quelle für Hagen ausfindig zu machen. Der Wechsel der üblichen Bezeichnung ist nicht gleichgültig, da das Wort Humanismus einen viel umfassenderen Sinn angenommen hat als das alte „Wiederbelebung der Wissenschaften“.

Das italienische Wörterbuch spiegelt die deutsche Entwicklung wider: bei Tommasei-Bellini *Dizionario della lingua italiana* 1879 finden wir neben *umanista* (z. B. Ariost Sat. VI [1538], Varchi *Lez. dant.* 2,⁸¹) nur *umanità*, *umanitade*, *umanitate*; bei Rigutini-Bulle *Ital. Wörterb.* 1902 auch *umanismo*, *umanesimo*.

Vom Mittelalter zur Reformation

*Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. II. Band: Briefwechsel des Cola di Rienzo, herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. 1. Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit, 1. Hälfte. Berlin 1913 (VIII, 368). 2. Hälfte [steht noch aus]. 2. (Beschreibung der Handschriften [steht noch aus]). 3. Kritischer Text. Mit Lesarten und Anmerkungen. Berlin 1912 (XIX, 471). 4. Anhang, Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos. Oraculum angelicum Cyrilli und Kommentare des Pseudojochim. Berlin 1912 (XVI, 354). 5. [steht noch aus]. Weidmannsche Buchhandlung.)**

Die innere Ähnlichkeit, die das echt Fragmentarische mit unseren Erlebnissen wie mit unseren Wissensmöglichkeiten hat, rechtfertigt auch die entsprechende literarische Form. Sie widerstrebt dem System und der Vollendung. Handelte es sich nicht um die planvolle Veröffentlichung einer großen Akademie, so dürfte in der Tat der Verfasser dieses Werkes sich darauf berufen und mit ihm der Rezensent, der nach langem Warten nun endlich auch seinerseits das Wort nimmt.

Was hier zur Besprechung steht, ist eine Reihe von Stücken aus weit angelegten Untersuchungen, die vor vielen Jahren (1895) durch einen ersten Band eingeleitet wurden, der selbst wieder die Erweiterung eines Aufsatzes im Zentralblatt für Bibliothekswesen war (1891). Ich erinnere mich noch lebhaft, mit welcher Erregung wir Jüngeren uns damals auf diese Untersuchungen stürzten, die der gestaltlosen und zerfließenden Kulturgeschichte den festen Halt philologischer Methode versprachen. Nie zuvor war so reizvoll und präzise aus der Geschichte von Handschriften und literarischen Beziehungen die Verzweigung des geistigen Lebens und seine wechselnde Richtung und Intensität aufgezeigt worden; dazu hatte die Weite des Gesichtskreises, der zugleich Avignon und Rom, alte englisch-französische und junge deutsche Kolonialkultur umfaßte, etwas Befreiendes; endlich lag auch etwas Großartiges darin, daß alles dieses doch nur dienen sollte der tieferen

*) Inzwischen sind die oben als noch ausstehend angeführten Teile erschienen, nämlich 1928 die zweite Hälfte des ersten Teiles und der 2. Teil sowie 1929 der 5. Teil.

Erfassung deutscher Bildung in einer bestimmten gerade für Sprache und Stilbildung ungemein wichtigen, aber augenscheinlich vernachlässigten Periode.

Dieser Eindruck mußte sich mit dem Fortgang, der einer völligen Neugestaltung des Werkes gleichsah, noch verstärken. Nun ging der Verfasser von der durch ihn weithin aufgehellten böhmisch-ostdeutschen Kultur am Hofe Karls IV zu ihrer noch halb dunklen Vorgeschichte über, insbesondere zur Untersuchung einer ihrer vornehmsten Voraussetzungen, der Anfänge italienischer Renaissance. Eben hier aber erschien dem Verfasser neben Dante und Petrarca fast visionär als überlebensgroße Figur der Volkstribun von Rom, Cola Rienzo. Die Entdeckung wurde zur Huldigung und an dem neuen Bilde ist als Weihegabe diese Prachtausgabe seiner Briefe niedergelegt.

Nach den 46 Handschriften, die im zweiten Teil eingehend behandelt werden sollen, sind die insgesamt 80 Briefe neu ediert. Sie sind gerichtet an den römischen Senat, an den Papst, an Karl IV, an Viterbo, Florenz, Mantua, Lucca, Todi und andere Städte Italiens und „der Welt“, an Sizilien, an den Abt von S. Alexius, den Kanzler von Rom, an den Vizekönig von Sizilien (mit Facs. nach Or.), an Johann von Neumarkt und den Erzbischof von Prag, an Frater Michael von Monte Sant' Angelo, an Rienzos Sohn, an römische Kardinäle, wie Guido von Boulogne, und an Andrea Dandolo von Venedig. Umgekehrt stammen die Briefe an Cola Rienzo von den Päpsten Clemens VI und Innocenz VI, von Karl IV, von Lucca und Florenz, von Petrarca und Johann von Neumarkt. Angeschlossen sind zweifelhafte oder unechte Stücke, Register und Faksimilebeilagen. Fünfzehn Briefe oder Aktenstücke sind bisher ungedruckt. Die Ausgabe beruht auf dem subtilsten textkritischen Apparat und ist begleitet von reichen, sehr genauen sachlichen Anmerkungen.

Der vierte (und der geplante fünfte) Teil dienen den Beilagen, weiteren urkundlichen Quellen, Verträgen und Reden. Die Päpste Clemens VI und Innocenz VI nehmen darin einstweilen den Hauptplatz ein. Dem von Rienzo selbst im Briefe 58 zitierten *Oraculum angelicum Cyrilli* ist der Kommentar des Pseudojoachim kapitelweise eingefügt.

Also eine erschöpfende Ausgabe der Briefe Rienzos, die zwar zur damaligen böhmisch-ostdeutschen Kultur nur eine sehr mittelbare Beziehung haben, aber soviel Eigenwert besitzen dürften, daß man sich der

verschwenderischen Gabe auch dann noch freuen wird, wenn der eine oder andere neue Brief sich als minderwertig erweisen sollte.

Nicht genug damit. Im ersten Teil (der einstweilen mitten im Text abbricht) wird die geistesgeschichtliche Stellung Rienzos bis in die feinsten Beziehungen durchforscht. Es wird versucht, die „geistige Wandlung der Zeit“ mit ihm in sehr nahe Beziehung zu bringen, teils durch neue universalhistorische Gedankenreihen, teils aus den eigenen Schlagworten und Lieblingsbildern Rienzos und seiner Zeit. Was im ersten Bande mit der gröberen aber ganz überzeugenden Methode der Handschriftengeschichte geleistet war, wird hier mit der feineren, aber auch gefährlicheren Kunst weitgespannter Wort- und Begriffsgleichungen unternommen.

Im Dienste dieser zwar vom ursprünglichen Plan etwas abseits liegenden, aber an sich um nichts weniger wichtigen und aktuellen Untersuchungen steht noch eine Anzahl weiterer Arbeiten Burdachs aus denselben Jahren und später, die hier notwendig mit in die Betrachtung gezogen werden müssen und damit freilich auch unsere Erörterungen etwas belasten. Man kann bei Burdach von der „Ankündigung einer zweiten Auflage“ des ersten Bandes an (1898) verfolgen, wie erst Cola Rienzo, dann die Worte „Renaissance“ und „Humanismus“ nicht ohne Wechselwirkung mit den gleichzeitig auch von anderer Seite lebhaft erörterten entsprechenden Periodenbegriffen immer mehr Eigenwert gewonnen haben. 1910 setzte Burdach unmittelbar nach den Arbeiten von G o e t z über Mittelalter und Renaissance und von m i r über das „Werden der Renaissance“ (1908, 2. Aufl. 1910 [vgl. oben S. 279 ff.]) mit einer umfassenden Untersuchung ein über „Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation“ (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1910. XXXII). Ich legte meinerseits entscheidenden Wert darauf, den Periodenbegriff aus seiner Geschichte zu verstehen und in seinem Werden aufzulösen. Burdach dagegen und nach ihm andere fassen das Problem doch wieder in dem Sinne der Realität eines, wenn ich recht verstehe, einheitlichen Vorganges „Renaissance“¹⁾. Ja, nach der äußeren Verwandtschaft

¹⁾ In den gleich zu erwähnenden Aufsätzen der Deutschen Rundschau ist, zumal in den ersten Abschnitten, die (ich möchte sagen) nominalistische Auffassung der Worte Renaissance und Humanismus glücklich zum Ausdruck gebracht; aber diese kritische Haltung beherrscht meines Erachtens die übrigen Darlegungen nicht immer in dem erforderlichen Maße. Es wird schließlich doch wieder mehr objektive Realität in diesen Ideen gesehen und damit ihre historische Kontinuität überschätzt.

von Begriff und Wort setzt er damit die „Reformation“ in eine organische Beziehung, während unsere gestaltende Betrachtung bis dahin umgekehrt aus der Fülle der Tendenzen jener Jahrhunderte die beiden vielfach entgegengesetzten und doch auch wieder unvergleichbaren Erscheinungskomplexe möglichst klar gegen einander abzusetzen bemüht war. Denn daß die Begriffe als solche, ohne Anwendung auf die vorwiegende Tendenz einer bestimmten Zeit älter und allgemeiner waren, durfte, auch von den Kritikern, nicht als etwas Neues angesprochen werden, nachdem die Theologen sich über *παλιγγενεσία* und *renovatio*, über Wiedergeburt und *Reformatio* wiederholt geäußert und Robert Vischer den ganz weiten Begriff „Neues Leben“ zum Gegenstand einer feinsinnigen Rede gemacht hatte (1895). Ich habe das Gefühl, daß die Methode einer äußerlichen Wort- und Begriffsgeschichte hier ihre Gefahren besonders deutlich erkennen läßt. Denn jene Begriffe sind doch ganz offenbar in zahlreichen synonymen Worten auf unendlich verschiedene Vorgänge angewandt worden: bald politisch (wie schon die *renovatio regni Francorum* auf den karolingischen Bullen), bald kirchenpolitisch, bald allgemein geistig, bald nur auf das individuell religiöse Innenleben oder den objektiven Vorgang der Rechtfertigung. Angesichts der Tatsache naheliegender Vorbilder in der sich täglich und jährlich verjüngenden Natur fällt deshalb die Zurückführung des Bildes von der religiösen Erneuerung auf Lactanz' Gedicht von Phoenix (S. 627) weder für den Zusammenhang der Bewegungen noch für die Begriffsgeschichte sonderlich ins Gewicht. Indessen, nicht die Nützlichkeit und das Verdienst dieser sehr gelehrten Aufspürungen bestreite ich, sondern ihre Bedeutung für das Verständnis der im engeren Sinne damit bezeichneten Perioden. Nur diese standen für uns Historiker zur Diskussion. Deshalb kam uns alles auf den Nachweis des möglichst eindeutigen Gebrauchs dieser Worte aus dem eigenen Lebensgefühl ganzer Generationen an oder auf ihre Verwendung für die nachträgliche Bezeichnung einer ganzen Periode durch die Nachwelt. Für die „Reformationszeit“ ist diese Untersuchung noch zu führen; für die „Gegenreformation“ liegt eine gute Arbeit vor (Elkan, Hist. Zs. 114).

Die durch Burdach einmal gewonnenen Grundanschauungen beherrschen nun alle seine weiteren Forschungen, zunächst die Aufsätze „Über den Ursprung des Humanismus“ (I—III. Deutsche Rundschau, Febr.—April 1914), dann die sehr weit ausgedehnten Betrachtungen

„Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung“ (Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Berlin 1916). Mitten darin steht unser Band²⁾).

Das Gesamtwerk selbst nimmt inzwischen mit weiteren Bänden seinen Fortgang. Erschienen ist bereits Band III mit der Ausgabe des Ackermanns aus Böhmen durch Alois Bernt und Konrad Burdach. Es sollen folgen Briefe Petrarcas und anderes. Doch beschränke ich mich auf die oben angekündigten und im Text besprochenen Bände und Aufsätze. Der gelehrte Verfasser möge es als Dank für vielfache Anregungen hinnehmen, wenn ich dabei noch zu bestimmten Einzelfragen kritisch Stellung nehme.

Ich gehe gleich mitten in die Sache. Zu den ebenso auffallenden wie gefährlichen Thesen Burdachs gehört „die Trias Dante, Petrarca, Rienzo.“ Das 15. Jahrhundert kannte nur die Dreiheit Dante, Petrarca, Boccaccio. So standen sie neben einander in Lionardo Brunis Dialog, *De tribus vatibus Florentinis* (1401, ed. Wotke, Wien 1889. Auszug in meiner Renaissance in Florenz⁷ 1927). Man betrachtete sie als die großen nationalen Dichter und erwies zugleich in dem eben durchdringenden Geschmack der Zeit ihre *humanitas*. Hier ging also alles zusammen: das Nationale, das Literarische, das Gelehrte. Burdach setzt an die Stelle Boccaccios den Cola Rienzo und findet demgemäß das Verbindende seiner drei Bahnbrecher nicht im Volgare (von Rienzo haben wir nur Lateinisches), sondern im Humanistischen — wie er es versteht —, in einem neuen Lebensgefühl und dem bewußten Streben nach geistiger Erneuerung. Selbstverständlich ist nun jene Anschauung des 15. Jahrhunderts für uns kein Evangelium; aber sie war gut begründet. Bei allem Abstand insbesondere des Boccaccio von Dante, bleiben seine Stellung in der italienischen Literatur und seine Verdienste um die humanistische Mode nach den entscheidenden Anregungen Petrarcas unbestreitbar. Daß für den Fortgang und die innere Richt-

²⁾ Von neuerer Literatur zu den oben berührten Fragen verzeichne ich noch meine Besprechung des Buches von Philippi, Der Begriff der Renaissance (Lit. Zentralblatt 1912, Sp. 1152—54), sodann E. Heyfelder, Die Ausdrücke Renaissance und Humanismus (Deutsche Lit.-Ztg. 1913, N. 36), Rud. Wolkau, Über den Ursprung des Humanismus (Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1916, Heft 4 und 5) und jetzt auch P. Joachimsen, Vom Mittelalter zur Reformation (Historische Vierteljahrsschrift 1921 Heft 4), wo das Problem ebenfalls im Anschluß an Burdach eingehend erörtert wird.

weisung der humanistischen Bewegung vor allem erst Leonardo Aretino und die Erneuerung der griechischen Studien maßgebend wurden, glaube ich nachgewiesen zu haben; im einzelnen ist unser Wissen mittlerweile durch die Arbeiten von A. v. Martin und Walser weitergefördert, die von mir selbst und besonders von P. Joachimsen an anderer Stelle angezeigt worden sind (Hist. Zs. 121, 189—233).

Demgegenüber erscheint es doch als ein starkes Wagnis, den neuen Kanon Dante, Petrarca, Rienzo einzuführen. Burdach tut das ohne alle Einschränkung. Sie sind „die drei großen Befreier der Phantasie“ (II¹, 51 und 95), „die drei großen Erneuerer der Weltkultur: Dante, Petrarca, Rienzo“ (II¹, 94) „die ersten Pioniere der Renaissance“ (II¹, 320) „Die großen Wegbahner der hereindringenden Renaissance: Dante, Petrarca, Rienzo“ (II¹, 356). Er mißt ihnen durchaus die entscheidenden Wirkungen bei: „die Saat der Trias Dante, Petrarca, Rienzo ging auf“ (II¹, 117). Sie sind auch im besonderen „die drei großen Bahnbrecher des Humanismus“, die zugleich „alle in nahen Beziehungen zu den reformatorischen Ideen der franziskanischen Spiritualen standen“ (Deutsche Rundschau 40, 372); es ist geradezu von dem „Zeitalter Dantes, Petrarcas, Rienzos“ die Rede (II¹, 257). Ihre seelische Richtung trieb die Blüten, aus denen Burdach vor allem den „Ackermann aus Böhmen“ des Johann aus Saaz wieder dargeboten hat, zu denen vorher schon des William Langland „Peter der Pflüger“ gehörte.

Es liegt auf der Hand, daß, von allem andern abgesehen, diese Auffassung sich mit jener Übermalung des Renaissancebegriffs deckt, die zwar (wie schon bei Thode) den Glanz der Burckhardtschen Prägung nicht missen wollte, auch das Ausmaß der Periode im wesentlichen beibehielt, aber die vorherrschende Tendenz der Zeit nicht in dem „Aufleuchten von Verstandesklarheit und Willenskraft, sondern in der Öffnung der schönen Seele und der neuen Reizbarkeit des Gefühls“ erblickte (mein „Werden der Renaissance“ S. 17 f. [vgl. oben S. 298 ff.]). Nun habe ich zwar selbst an verschiedenen Stellen betont, daß der Burckhardtsche Renaissancebegriff einer gewissen Einseitigkeit zu zeihen und deshalb zu bereichern wäre, aber ich habe doch immer mit ihm das Entscheidende in der Abwendung von jener universal hierarchischen Gesellschaftsordnung früherer Jahrhunderte und in der Hinwendung zu den neuen Erkenntnisquellen der unverhüllten Natur und der kritisch erfaßten Überlieferung erblickt. Wenn nun die Übergänge gegen das

Mittelalter verwischt werden, so mindern sich gewiß die Gefahren der allzu starren Periodenbegriffe; indessen, wenn gleichzeitig lediglich wegen des ewig neuen Drängens nach Umformung die Renaissance und die Reformation einander und dem Mittelalter innerlich immer näher gerückt werden, so tritt doch wohl die entgegengesetzte Gefahr ein, nämlich, die tiefen Abwandlungen der Zeiten zu verkennen. Heißt es nicht, sich in ganz vagen Ideen verlieren, wenn der „Kern beider Bewegungen (der Renaissance und des Humanismus) das Streben nach neuen Menschheitswerten, nach dem idealen Typus des Menschen“ sein soll und wenn behauptet wird, daß Dantes höchst individuelle Werke vor allem „den großen Gedanken der Epoche gestalten: die Wiedergeburt, die ideale Umformung, d. h. die Renaissance und die Reformation der Individuen wie der Gemeinschaft“ (Deutsche Rundschau 40, 5, 201, Febr. 1914)?

Es liegt natürlich etwas Richtiges darin, wenn Burdach behauptet, daß die „Stimmung der Renaissance, die grenzenlose Sehnsucht nach neuem Leben durch die aufwühlende franziskanische Strömung und gerade auch durch die zelantische der Spiritualen zwar nicht hervor-gebracht, aber mächtig gefördert“ wurde. Allein es ist doch wieder eine ungeheure und einseitige Übertreibung, wenn es gleich danach heißt: „Aus der Trunkenheit des Gefühls, das die heilige Elisabeth an die Betten der von Todesangst gefolterten Aussätzigen trieb und ihr Kraft verliet — stammt der innerste Impuls der Renaissance.“ Über den Gebeinen dieser Heiligen wölbt sich bekanntlich die erste rein gotische Kirche in Deutschland, und alle Verkündiger des „gotischen Menschen“ könnten genau so argumentieren und mit mehr Recht. Wie schroff aber wandten sich Humanismus und Renaissance ab von aller jener Phantastik in Stil, Schrift, Denken und Fühlen der „Gotik“!

Nun geht bei B. jene Überschätzung des Cola Rienzo zusammen mit diesem zeitenvermengenden Begriffsspiel, wenn er, für die Zeitenprägung selbst Dante und Petrarca durch Rienzo in den Schatten stellen läßt: „am durchschlagendsten hat Cola di Rienzo — das Bild der Wiedergeburt — immer und immer wiederholt, um die Erneuerung der Freiheit und Größe Roms und seine eigene Erneuerung auszudrücken“ (ib. 203 f.). „Sein Bad in der Taufwanne des Kaisers Konstantin — erscheint uns leicht als eine phantastische Komödie. Aber sie war viel mehr. Sie entsprach dem Geist eines Zeitalters, das in der Befrei-

ung der Phantasie Rettung suchte (204).“ Ja sie war („man hat das unbegreiflicher Weise bisher nie erkannt“) zusammen mit der „wenige Wochen später folgenden Lorbeerbekranzung“ die weithin sichtbare Erfüllung von Dantes Sehnsucht. Burdach meint die Stelle Par. 25, 8:

*ritornerò poeta, et in sul fonte
del mio battesmo prenderò il cappello.*

Allein, das ist doch etwas völlig anderes und schwerlich geeignet, Rienzo in die erlauchte Genealogie einzuordnen. Denn daß das 14. Jahrhundert Symbole und Bilder liebte, braucht nicht erst bewiesen zu werden, auch nicht, daß die Renaissance dies Erbe mit sich trug; ihr charakteristischer Zug lag eben deshalb nicht darin.

Und nun mustern wir genauer das Einzelne. „Der gefangene Rienzo nennt [unterschreibt] sich in seinen Briefen [N. 56, an Joh. v. Neumarkt] halb feierlich ernsthaft, halb im Scherz, den im Grabe Schlafenden: „*Dormiens in sepulcro*“ (II¹, 21). Aber rechtfertigen alle die vielen Zitate von Kerkern, Höhlen, Gräbern, die zu allen Zeiten der dichterischen Diktion nahe liegen, die allgemeine Bemerkung: „Der Hohlenkultus im Zeitalter Petrarca und Rienzos ist ein Ferment des werdenden neuen Menschen“ (II, 29 f.)? Waren nicht „Wüsten- und Hohlenszenerie“ (v. Bezold, Selbstbiographie, 6) uralte Requisiten der Legenden, bald schauerlich, bald friedlich? Oder sollen wir den Faden weiter spinnen und alle Felsen- und Hohlenbilder der Eremiten oder der Versuchungen des hl. Antonius anreihen? Burdach selbst greift auf Elias und Moses zurück! Ich meine, überwältigender als in dumpfen Höhlen überkam das Gefühl seiner selbst den Petrarca auf der luftigen Höhe des Mont Ventoux! Die neue Zeit strebte ins Freie.

Das Bild des „Schlafenden im Grabe“ beschwört noch eine ganze Galerie irgendwie verwandter Bilder herauf, denen der Verfasser wie in Träumen nachwandelt. Es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß Petrarca von Rienzo rühmt, er habe etwas belebt, was Jahrhunderte lang von Schlaf betäubt, ja begraben gewesen sei: *quaestionem magnam atque utilem mundo, multis sopitam ac sepultam seculis, suscitavit, quae una ad reformationem status publici atque ad aurei seculi initium via est* [1352]; allein Burdach bemerkt selbst ganz richtig, daß hier weder vom römischen noch vom griechischen Altertum die Rede sei, schwächt

diese sehr dringende Kritik aber wieder ab durch den Hinweis darauf, daß doch die „Vorstellung der Ausgrabung gestreift“ werde (81/2).

Die Auferstehung aus Gräbern, die Osterhoffnung, das Pfingstgeheimnis des hl. Geistes, *spiritus et vivificatoris*, die bewußte Anknüpfung Rienzos an die kirchliche Liturgie, das sind alles nur weitere Ausstrahlungen. Was Wunder, daß das Bild des Phoenix (II¹ 61 ff.) immer wieder aus seiner Asche aufsteigt. Und doch ist es offenbar eine neue Spielart des unerschöpflichen Bildes, wenn es von Petrarca angewandt wird auf den alten Stefano Colonna; *erat ex cineribus veterum renatus phoenix unicus senex ille* (II¹, 84/1). Burdach hält sich nur an das allgemeinste, wenn er die bekannten Worte Picos della Mirandola anschließt, die Gott zu Adam sprach: *poteris in superiora quae sunt divina ex tui animi sententia regenerari* „zur Gottähnlichkeit“ (B. zitiert ein entsprechendes Gedicht Michelangelos an die Schönheit seiner Freunde!) — „sich wieder gebären“ — „da haben wir wieder das Stichwort der *rinascita*, lange vor Vasari“ — mit Verlaub, das Wort haben wir nicht; über den uralten Begriff brauche ich nicht nochmals zu sprechen.

Das Bild Adams ist dann wieder durch alle Zeiten in sehr verschiedenem Sinne ausgedeutet; nicht der Aufstieg zu Gott, sondern mit offenbar entgegengesetzter Blickrichtung: Herstellung des Urzustandes. Herstellung der Sündlosigkeit führt in die religiöse Sphäre, Herstellung des Urzustandes von ihr weg zur Natur (II¹, 29: Rückkehr in die unberührte Naturlandschaft, vgl. auch D. Rundschau 40, 7, 67 zu Adam und Augustinus). Welche Rolle spielt in allen diesen Jahrhunderten das *ritornare al segno*, das *ritornare al suo principio*? Dante Convito IV, 12 heißt es: weil Gott sagte: „*Facciamo l'uomo ad immagine e simiglianza nostra*“ — *essa anima desidera tornare a quello*; aber selbst in Dantes Bild gehen zwei Vorstellungen durcheinander, wenn er einige Zeilen später sagt *lo buono camminatore giugne a termine!*

So konnte denn auch das Wort „Reformation“ in überaus verschiedenem Sinn gebraucht werden, so gut wie Höhle, Grab, Asche oder Erneuerung. „Der Lebensgeist der italienischen Renaissance quillt, wie gesagt, aus der religiösen Tiefe“ (II¹, 57) — ich kann nur wiederholen, daß diese Quelle vielleicht früher nicht genügend beachtet war, daß sie in der Tat wirklich strömt, von Dante bis auf Michelangelo; daß aber

andererseits die charakteristischen Renaissanceerscheinungen: der Signore und der Tyrann, der mediceische Papst und der Nepot, der glänzende Condottiere und der Literat bis auf Pietro Aretino, daß die philologische Kritik des Lorenzo Valla und die technische Konstruktion des Leonardo da Vinci, die Anatomie und das Modell, der politische Realismus und Rationalismus, daß alles dieses jedenfalls nicht daraus abzuleiten ist.

So weit der Adam Augustins und Luthers entfernt ist von dem Vorstellungskreis, den man an den Adam des Pico della Mirandola anschließt („daß aus dem dogmatischen Adamsbild ein verheißungsvoller Typus des reinen freien Menschentums aufstieg“, Rundschau 40, 7, 67) — so weit sind das franziskanische Drängen zur *Perfezione* und die kirchenpolitische *Reformatio in capite et membris* von der wirklichen deutschen Reformation verschieden. Das *tertium comparationis* ist hier wirklich nur, daß irgendetwas geändert wird — ich muß mich hier schon ganz trivial ausdrücken.

Vollends gefährlich bleibt die Anwendung aller dieser Ausdrücke der religiösen Sphäre auf die politischen Ideen Roms, Italiens und des Kaisertums, die um gewisse Achsen schwirren, aber, wenn ich mich nicht täusche, alle Spielarten des entlehnten Bildes, der Anlehnung an die heidnische oder christliche Tradition und die wirklich empfundene Metapher widerspiegeln. Ich bin weit entfernt zu leugnen, daß gewisse Ideen ganz folgerichtig durch die Jahrhunderte hinabwanderten, gleichsinnig aufgenommen wurden und das Leben mitbestimmten, aber ihrer sind unzählige und die „römische Idee“ ist in immer neuen Wandlungen und sehr individuellen Ausprägungen nur eine von vielen. So berechtigt es war, auch die deutsche Kaisersage in solchem Zusammenhange aufzufassen, so lehrreich sind auch Burdachs überreiche Materialien über Dantes und Petrarcas Kaiser- und Reichsgedanken und ihren Zusammenhang mit den anderen Zeitideen: Mystische Theogonie (41, 48), Hoheslied, Brautschaft und Witwenschaft, Rom, Babel und Jerusalem, Bonifaz VIII. (201), Augustin (I, 89), Friedrich II. und Constantin (373). Nur erscheint mir Rienzo inmitten dieser Ideen durchweg viel zu zentral und „grandios“ (34, 98, 99).

Wichtiger für das Problem der Renaissance ist unzweifelhaft der Nationalgedanke, der nur eben als das Neue verhüllt oder noch unklar hervortritt. Das Tasten danach bleibt denkwürdig. Kommt etwa hierbei dem Rienzo eine besondere Bedeutung zu? „Das Umbiegen des alten

kirchlich-religiösen Bildes von der Brautschaft oder Ehe der Roma in das Realistische gelingt Rienzo am glücklichsten und eindrucksvollsten, als er auf dem Höhepunkte seines Tribunats das große italienische Verbrüderungsfest feiert. Am Tage nach seiner Weihe zum Ritter und Kandidaten des heiligen Geistes ließ er Fahnen und über zweihundert goldene Ringe weihen. — Der Sinn dieser Zeremonie [ähnlich der älteren Vermählung des Dogen mit dem Meere] war: Roma, die Trägerin des Imperiums, die Witwe, vermählt sich nun aufs neue mit ganz Italien — indem sie mit jedem Teile des Landes symbolisch den Ehebund schließt. — Alles, wohl gemerkt, *sub fide reverentia et honore sancte matris ecclesie*. So ist das alte Bild völlig in die staatsrechtliche Sphäre gezogen“ (II¹, 99). Die Verteidigung ist dazu die beste Kritik; denn einige Seiten weiter heißt es: „mochte Clemens VI Rienzo verhöhnen wegen seiner Bekränzung mit Krone und Lorbeerzweigen nach heidnisch-antiker Sitte und weil er den Brauch der römischen Cäsaren nachäffend närrische Gesetze für den Erdkreis zu verkündigen sich erdreistete, — in seinem dunklen Drange hatte der ‚Narr‘ im Tribunenkleid, der ‚phantastische‘ Ritter von Gnaden des heiligen Geistes doch Recht: er fühlte in tiefster Seele das Aufgehen eines neuen Reiches von heiliger Größe“ (104). — Geworden ist aus diesen Spielereien bekanntlich nichts. Meint der Verfasser das geistige Reich der Renaissance oder die politische Einheit der Nation — von „Realismus“ ist man in jedem Falle gleich weit entfernt. Wenn es S. 101 heißt: „er hat behauptet, diese römische Kirche und die Stadt Rom seien identisch“ — „das war der große Schritt in die Zukunft, den Rienzo tat“ — so war erstens diese Identifizierung sehr alt (man denke an das achte Jahrhundert), und zweitens hatte sie keine Zukunft.

Richtiger ist schon die Formulierung (D. Rundschau 40, 373): „Das lateinische Nationalbewußtsein, das den Humanismus schuf, war noch eingekapselt in den ererbten mittelalterlichen Humanismus“; — in der Tat, auch für Italien könnte man ein Buch von „Weltbürgertum und Nationalidee“ schreiben, nur nicht vom Nationalstaat; dazu ist es so recht nicht einmal bei Macchiavelli gekommen. Aber der Verfasser verliert sich wieder vollends in das Mystische, wenn er das neue, geistige Imperium, das der Humanismus errichtet, das Apollinische nennt (ib. 373), „das neue dritte Imperium, das so Dante,

Petrarca, Rienzo und ihre Mitkämpfer heraufführten“; — „sein Symbol war in der Tat ein Bestandteil des antiken Apollodienstes, zugleich aber auch des antiken Cäsarenkults: der Lorbeer“ (377).

Retten wir uns auf den Boden der Wirklichkeit zurück, so war es ein glücklicher Gedanke Burdachs, für den Durchbruch nationalromantischer, also antiker Neigungen die „Emigrantenstimmung“ stark zu betonen. „Im Exil des römischen Imperiums, des Papsttums, das nach Avignon, des Kaisertums, das in die Scheinexistenz verbannt war, erwuchs dem alten Bilde von der doppelten heiligen Brautschaft Roms der neue lebenweckende Sinn. Die Renaissance ist geboren aus Emigrantenstimmung“ (II¹, 124). Wie richtig diese Beobachtung ist, erhärtet nicht nur das aus der Geschichte Petrarcas und der Colonna beigebrachte Material sowie Salutatis „restitutio Romae“, sondern ebenso deutlich noch die berühmte Vorrede des Leone Battista Alberti zu seinem Traktat *della pittura* in Betreff der jüngeren Florentiner Renaissance.

Äußerst gezwungen ist dagegen wieder Rienzo „als Rächer Bonifaz' VIII“ und eben dieser Papst (der ganz gewiß von jenen Stimmungen der Sehnsucht auch nicht die leiseste Spur empfand) in seiner fernen Beziehung zu seinem Vorgänger Bonifaz IV (608—15!), der das Pantheon zur christlichen Kirche weihte. „Diese Weihe war in mancher Hinsicht wirklich der Anfang des nationalen italienischen Bewußtseins“ [im 7. Jahrhundert!]. „Dieser Rundbau war in der Tat nicht bloß ein Wegweiser zur politischen Befreiung des Vaterlandes. Er war der Leuchtturm auf den Bahnen der Renaissance“ (156). Das geht denn doch über das Erlaubte geistreicher Verknüpfungen hinaus!

Kehren wir zu Cola Rienzo zurück und zu der genauen Kenntnis, die uns gerade Burdach von ihm verschafft hat. Es ist sehr milde, wenn er gesteht: „ich leugne nicht, daß er in seinen Briefen einige Male den Tatbestand bewußt oder unbewußt verschoben hat“ (II¹, 135). Der Brief [73] an den Erzbischof von Prag windet sich zwischen Eingeständnissen und Furcht vor dem Bekanntwerden früherer Anschauungen. Temperament und Leben entsprachen einander in jähem Wechsel. Dabei bleiben starke Qualitäten einer hochgespannten Phantasie und eines glänzenden Prunkstils. Auf Petrarca übten Gedanken und Reden Rienzos zeitweilig einen tieferen Eindruck aus; noch stärkeren auf die naive und empfängliche Seele Johanns von Neumarkt.

(II¹, 19), obwohl es doch wohl kaum verantwortet werden kann zu sagen, daß ihn die böhmischen Kreise als „Herold der politischen, religiösen, sozialen Umwandlung und Wiedergeburt, den Herold der geistigen Reformation und Renaissance betrachteten“ (ib. 20). Geschaffen und geblieben ist jedenfalls von ihm kaum etwas, und neue Ideen vermag ich nicht zu entdecken.

Es ist ja der Hauptinhalt unendlich ausführlicher und in die letzten Verknüpfungen verfolgter Gedankengänge des darstellenden Bandes, daß es eben immer alte, zum Teil verbrauchte Bilder sind, die Rienzo beherrschten.

Legt man aber den Maßstab der Zeitenwende an, so ist kein Zweifel, dieser Mann in allem was er schrieb und tat, war der vollkommenste Gotiker, nicht der Renaissancemensch: universal und phantastisch, in Gedanken von Ritterweihe und heiligen Zeremonien ganz befangen.

Gerade in der Ablösung von dem, was Rienzo erfüllte, liegen die Anfänge der Renaissance im eigentlichen und engeren Sinne, d. h. der Periode, die Jakob Burckhardt unter diesem Namen prägte und deren einheitliche Züge im Bilde des 15. und 16. Jahrhunderts nicht zu verkennen sind. Nicht was Rienzo mit Dante und Petrarca verband, sondern was diese über ihn so hoch erhob: das Schöpferische in Sprache und Gedanke war das Entscheidende. Rienzo hat nichts von dieser wunderbaren Kraft des Volgare, nichts von diesem Zauber wahrer Dichter, nichts von dieser philologischen Kritik, von dieser Fähigkeit der Einfühlung in den Text als Kunstwerk. Höchstens daß er sammelt, wie viele nach ihm. Aber er hat nichts von der Entdeckerfreude dieser Reisenden, von dieser Anschaulichkeit des Petrarca und Enea Silvio, von dem Mute des Columbus. Er sieht weder die politischen und kirchlichen Dinge, noch die Menschen und die Städte und die große Natur mit neuen Augen.

Vielleicht darf man sagen, daß wir den Forschungen Burdachs vor allem die Einsicht darin verdanken, wie mittelalterlich und klein Cola Rienzo war. Indem er das Gegenteil beweisen wollte, erschöpfte er das Material bis zum letzten und erwies nur die Richtigkeit alter vorschnell erschütterter Anschauungen von dem Wesen der Renaissance.

Cola di Rienzo

und sein Verhältnis zu Renaissance und Humanismus

In Richard Wagners Oper ist Rienzo die ideale tragische Figur, die zugrunde geht im Widerstreit mit den realen Mächten der Barone, des Volkes und der Kirche¹⁾. Im Bunde mit der Kirche hatte er begonnen; er wollte das alte Rom und das heilige Rom herstellen und befrieden. Als er die Orsini und Colonna bei einem Abenteuer überraschte, fuhr er sie an:

Das alte Rom, die Königin der Welt,
Macht ihr zur Räuberhöhle, schändet selbst
Die Kirche; Petri Stuhl muß flüchten
Zum fernen Avignon; — kein Pilger wagt's,
Nach Rom zu ziehn zum hohen Völkerfeste.

Im Bunde mit der Kirche ist Rienzo den Nobili überlegen, so lange er sich stützt auf die Idee der Stadt und die Masse des Volks. Er führt das Volk zum Friedensschwur, zur Einung, und läßt sich danken:

Befreier, Retter, hoher Held!
Rienzi, höre unsern Schwur! —
Wir schwören dir, so groß und frei
Soll Roma sein, wie Roma war;
Ein neues Volk erstehe dir,
Wie seine Ahnen groß und hehr.

In unerschütterlichem Glauben scheint Rienzo an seiner Sache und am Volke zu hängen. Allein im entscheidenden Augenblick ist er weder ein reiner Vertreter der Idee, noch der Mann des Papstes, noch die unangreifbare Verkörperung von Macht. Auf der Höhe des Erfolges läßt er sich durch Fürbitte erweichen; die Gewährung ist der bühenmäßige Ausdruck innerer Schwäche, mangelnder Klarheit gegenüber der

¹⁾ Richard Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen, herausgegeben von Wolfgang Golther, Berlin o. J., I, 13 f., S. 32—89. — Robert Petsch, Das tragische Problem im „Rienzi“ (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, 128, 44 ff.).

Umwelt. Das Volk wird irre, blickt auf die fremden Gesandten, blickt auf den päpstlichen Legaten, der den Tribunen als unbotmäßig bannt. Die Kirchenporten fallen vor ihm ins Schloß: der sinnfällige Ausdruck für die Exkommunikation.

Vae, vae tibi maledicto

tönt es dumpf aus dem Innern der Kirche.

Die musikalisch notwendigen Nebenpersonen Adriano Colonna und Rienzos Schwester Irene (Alt und Sopran) dienen sonst nur als Symbol der Absicht auf Versöhnung zwischen Baronen und Popolanen bei tatsächlicher Unversöhnbarkeit. Irene bleibt dem Bruder treu, trotz des Geliebten; Adriano bleibt ein Colonna, trotz Irene. Alles andere ist vollends nur Hintergrund. Der heroische Romgedanke, die geistliche Sammlung unter dem Schlachtruf *Santo Spirito Cavalliere*, die Unstetigkeit des Residenzvolkes, Basiliken und zerbrochene Säulen, das alles bleibt Hintergrund für die einzige Tragik des unverstandenen Helden Rienzo, der noch an Güte, noch an Frieden glaubt, und dabei scheitert. Nach den Erfordernissen der dramatischen Kunst sind alle Impulse, wenigstens alle Kreuzungspunkte des Geschehens in seine Seele gelegt; er allein ist Mittelpunkt und Wage des Handelns in gewalttätiger Vereinheitlichung von Ort und Zeit. So ist am Ende jedes Menschenleben zu fassen — ist bühnenmäßig auf einen Helden alles Licht zu sammeln.

Der historische Rienzo unserer Überlieferung, gewiß auch tragische Figur, ist doch noch von ganz anderer innerer Problematik und äußerer Bedingtheit; und an der Hand einer reichen Überlieferung gleitet der Blick von seiner isolierten Figur zeitlich aufwärts und abwärts in eine ungeheure Weite des historischen Geschehens.

Was ist das für eine Überlieferung! Lebendiger, sprudelnder und gehaltvoller als für irgendeine Figur des Jahrhunderts. Da ist vor allem ein kleines Büchlein: Fragmente römischer Geschichten, aufgezeichnet von einem Zeitgenossen im Volgare seiner Stadt²⁾. Er tastet

²⁾ *Historiae Romanae fragmenta 1327—1354, auctore anonymo, ed. L. A. Muratori, Antiquitates Italicae medii aevi III, 247—548 (Mediolani 1740, fol.).* Muratori gibt in der Praefatio Rechenschaft über die älteren Drucke des Andreas Feus von Bracciano (Potthast, Bibliotheca I, 460. II, 1248: *Vita di Cola di Rienzo scritta in lingua volgare romana da Tomao Fortefiocca, scriba-senato, Bracciano, 1624, und neu gedruckt 1631, da Pietro Totti*), die aber nur das zweite und

ohne Vorbild nach einem würdigen Anfang für ein Geschichtswerk „wie Cadmus die Buchstaben erfand“ und Livius Geschichte schrieb³⁾, um dann doch gleich aus früher Kindheit, von 1327, die feierliche Ritterweihe des Stephan Colonna und des Napoleon Orsini zu erzählen: zwei Prunkbetten in Ara coeli, Ritterbad und Schwertleite mit nachfolgendem Volksfest unter Musik und Schaustellungen⁴⁾; irgendetwas daran ärgert

dritte Buch des Gesamtwerkes mit dem Leben des Cola Rienzo umfaßten. Muratori gab das bisher ungedruckte, freilich in sich wieder fragmentarische erste Buch aus einem Codex Baldinotti, der alle drei Bücher enthält. Er wirft erneut die Frage nach dem Verfasser auf und bemerkt mit Recht, daß der Name des Senatsschreibers Fortifiocca zwar im II. Buche, Kap. 2 und 14 vorkomme, aber in einem Zusammenhange, der ihn als Verfasser geradezu ausschließe. Die Erzählung ist im römischen Dialekt des 14. Jahrhunderts geschrieben, von Muratori aber mit einer lateinischen Übersetzung aus der Feder des Pietro Ercole Gherardi versehen. — Nach Muratori gab Zefirino Re, *La vita di Cola di Rienzo*, (zuerst Forlì 1828, dann) Firenze 1854, wieder nur das zweite und dritte Buch allein heraus; seine Vorbemerkungen verzeichnen noch weitere Handschriften, doch geht seine Absicht nicht auf eine philologische Edition, sondern auf einen kommentierten und geglätteten Text. Immerhin setzt er sich in den Anmerkungen sowohl mit E. Baluze, *Vitae paparum*, Paris 1693, wie mit dem P. Tommaso Gabrino (1806) auseinander, von denen der erste die Gleichzeitigkeit, der zweite die Echtheit unserer Fragmente bezweifelt hatte; er durfte sich mit Recht auf Muratori berufen; sowie auf die späteren Biographen des Cola Rienzo, vor allem auf das Urteil des Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana* (V) und auf die Charakteristik Papencordts (unten S. 321 Anm. 6) mit ihren sorgfältig aufgespürten Notizen über das, was der unbekannt Verfasser der Fragmente von sich selber erzählt. [Inzwischen erschien *La vita di Cola di Rienzo a cura di Alberto G. Ghisalberti*, Firenze-Roma-Ginevra 1928.]

³⁾ Gerade dieser Anfang, den wir erst Muratori verdanken, hat in seiner Naivität das unmittelbarste Zeitgepräge: *Dice lo glorioso Santo Isidoro . . . che lo primo huomo, che trovasse lettera, fu uno Greco, lo quale habe nome Cadmo. — Da poi che Cadmo comenzao a trovare le lettere, le iente comenzao a scrivere le cose, — como Tito Livio* (col. 251). Unter den Gründen für die eigene Geschichtserzählung der ausdrückliche Hinweis auf das starke Erlebnis und auf die befreiende Wirkung einer solchen Nachgestaltung des Lebens. Auch er will mit Livius sagen: *l'animo mio stimolato non posa, finente che io non haio messe in scritto quesse belle cose e novitati, le quali vedute haio in mea vita*, also etwas wie Memoiren; *mentre che prenno diletto in quessa Opera, sto remoto, e non sento la guerra e li affanni, li quali curro per lo paese* (col. 253). Er betont die Wahrheit seiner Aufzeichnungen und bemerkt sehr lehrreich, daß er im Volgare schreibe: *perchè de essa porà trovare utilidade onne iente, le quale semplicemente leiere sao, como soco vulgari Mercatanti, et aitra moita bona iente, la quale per lettera non intenne*.

⁴⁾ *Fuoro fatti Cavalieri per lo Puopolo de Roma, vagnati de Acqua rosata per li ventotto boni homeni in Santa Maria dell' Aracielo a granne onore. Quesse cose mene ricordo, como per suonno* (col. 259). Kurz vorher einmal: *Bene me ne ricordo como per suonno. Io stava in Santa Maria de lo Piubbico etc.* (259); ähnlich *io lo vidi* (279), *io ne bidì venire de quessi da doicento cinquanta a pede* (303). Der Verfasser schreibt also als Zeitgenosse, vielfach aus eigener Anschauung. Er verrät auch, daß er

ihn, er bricht ab und möchte doch wieder von größeren Dingen künden: von Kaiser Ludwig dem Bayern, von Guelfen und Ghibellinen, von Dantes Dichten und Tod⁵⁾. Durcheinander, aus eigener Anschauung und von Hörensagen erzählt er Römisches und Italienisches. Selbst von den Sarazenenkämpfen in Spanien, von England und Frankreich weiß er etwas — bis das alles verstummt und vom 18. Kapitel an Cola di Rienzo so völlig in den Mittelpunkt dieser Chronik tritt, daß man den ganzen Rest als Vita di Rienzo bezeichnen konnte und besonders herausgegeben hat⁶⁾.

Auf diese Erzählung des Zeitgenossen, ja des Augenzeugen, reich, farbig, innerlich beteiligt und doch erstaunlich unbefangen, geht fast alles zurück, was die Nachwelt über das Thema Cola Rienzo gestaltet hat, von dem Jesuiten du Cerceau und dem Petrarcaschwärmer de Sade über Schiller, Lord Byron und Bulwer bis auf Richard Wagner. Auch die Erzählungen der Historiker, des trefflichen Papencordt, Gregorovius⁷⁾ und Reumont⁸⁾ sind im Grunde genommen immer nur Paraphrasen dieser

in Bologna studiert hat (341: *Io demorava ne la Cittate de Bolognia a lo Studio, et imprenneva lo Quarto della Phisica, quando odio quessa novella contare ne lo Stanzone de lo Rettore di Medicina da uno de li Bidelli*) und läßt aus den gelehrten Zitaten ersehen, daß sein Studium nicht umsonst war, er auch später wohl noch über Bücher verfügte; denn er schrieb nachträglich, nach dem Tode des Cola Rienzo oder er redigierte doch seine Aufzeichnungen erst in den späteren fünfziger Jahren (col. 509 erst 1358 im Januar geschrieben).

⁵⁾ Kap. 3 gegen Ende: *in quesso tiempo fuoro fatte quelle maladette Parti di Guelfi e Gibellini, li quali non erano stati avanti. Anco erano stati Bianchi e Neri etc.*

⁶⁾ Kap. 18. *De li gran fatti, li quali fece Cola de Rienzo, lo quale fo Tribuno de Roma Augusto. Cola de Rienzo fo de vasso lennaio* (von hier ab auch bei Muratori als cap. 1 des 2. Buches gezählt). — Einiges weitere über die ursprüngliche Anordnung des Ganzen bei Felix Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt (Hamburg und Gotha 1841), S. 332. Dies Buch stellt alle früheren Versuche in den Schatten; es ist auch heute noch trotz der etwas flauen Kritik an der auf Rienzo selbst zurückgehenden Überlieferung das bequemste Hilfsmittel für den Stoff im großen. Unter den Beilagen nicht nur eine kurze Charakteristik jener älteren Vita, sondern auch die erste umfassende Darbietung der Briefe des Cola Rienzo, vor allem aus den Handschriften von Turin und derjenigen des Böhmen Pelzel.

⁷⁾ Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. II. (Stuttgart, 3. Aufl. 1876). Vorher natürlich Sismondi, Histoire des Républiques italiennes, t. V. und Leo, Geschichte von Italien, IV. Bd. (Hamburg 1830), der S. 506 ff. „in der Darstellung der Schicksale des wunderlichen römischen Tribunes“ hauptsächlich Sismondi folgt.

⁸⁾ Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom, II (Berlin 1867), S. 845—918, dazu Anmerkungen S. 1209 f.

fabelhaft getreuen, dabei fast anmutigen Quelle. Nur daß schon Papencordt sehr gewissenhaft und nach ihm andere die zweite reich strömende Überlieferung hinzugezogen haben: die umfangreichen urkundlichen Dokumente. Es sind nicht weniger als 70 Stücke aus den gut 10 Jahren von Rienzos eigenem Briefwechsel, und weitere, mehr als 70 Stücke unmittelbar ihn selbst betreffende Briefe und Akten — einige nicht nur Originale, sondern Autographe. Und dieser Schatz liegt dazu heute in überaus sorgfältiger, von Gedanken und Nachweisungen überströmender Edition vor⁹⁾.

Folgen wir dieser Überlieferung zu einer Skizze von Rienzos Wirken und Schicksal, so entrollt sich uns — nur unendlich bewegter und ideenvoller als bei Wagner — ein Drama der Wirklichkeit, dessen fünf Akte obendrein den großartigsten Szenenwechsel bieten. Die einheitliche Figur Richard Wagners löst sich auf in die Zwiespältigkeit einer höchst komplizierten Natur inmitten eines fast bizarren Wechselspiels von persönlicher und historischer Tragik.

Ein armer Junge, aber ein Talent aus der Tiefe des Volkes. Wem er Erziehung und Lehre verdankte, erfahren wir nicht. Er hat irgendwie den Zugang gefunden zu der juristisch stilistischen Bildung der Notare. Als Beherrscher von Wort und Schrift, als ein eigentümlich leidenschaftlich erregter Mensch sucht er Einfluß. Anderswo wäre er ein Frate, ein Prediger geworden; auf dem römischen Boden gab es auch für einen Laien höhere Bildung und das Ohr des Volkes. Das ist das erste Bemerkenswerte.

Als im Jahre 1343 eine vornehme römische Gesandtschaft an die Kurie nach Avignon ging, dem neuen Papste Clemens VI Bitten vor-

⁹⁾ Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. II. Band, [vgl. dazu oben S. 305; ferner nennen wir hier das Buch von Burdachs Mitarbeiter Paul Piur, Cola di Rienzo, Darstellung seines Lebens und seines Geistes (Wien 1931)]. — Ich habe das Gesamtwerk kritisch angezeigt in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1923, Nr. 7—12 [vgl. oben S. 305 ff.], empfinde aber, daß ich mit der unvermeidlichen Kritik dem Werke nicht völlig gerecht geworden bin. Ich setze in dem obigen Aufsatz die Auseinandersetzung mit Burdach fort, seinen Forschungen wie immer tief verpflichtet. Mir kommt es darauf an, auch das geistesgeschichtliche Problem Rienzo im Zusammenhange der wirklichen Geschichte und der realen Persönlichkeit zu sehen. Wenn ich immer wieder darauf dringe, daß der Historiker erzählen soll, so habe ich dabei viel weniger das epische Moment im Auge als den Zwang zum Ganzen und zum Wirklichen. Nur so befreien wir uns wieder von den Konstruktionen, die uns heute bedrängen.

zutragen wegen seiner Rückkehr nach Rom und wegen Verkürzung der Frist für den Jubelablaß auf 50 Jahre, da war auch Cola di Rienzo dabei als Vertrauensmann des Volkes. Überschwenglich und pathetisch teilte er die päpstliche Antwort dem Volke mit; es ist das erste Schreiben seines Stils: Die Roma soll das Witwengewand ablegen, ihr Bräutigam, der Papst, wird ihre Seufzer und Klagen erhören, das Jubeljahr verkünden, Rom besuchen — alle Zwiste sollen nun niedergelegt werden. In den geschmückten Konstruktionen dieses Kunstbriefes sitzen wie kostbare Gemmen die erlauchten Namen der Scipio, Caesar, Metellus, Marcellus und Fabius¹⁰⁾.

Rienzo muß ehrenvoll aufgenommen sein, denn er wurde unter dem 13. April 1344 vom Papst zum Notar der städtischen Kammer ernannt und erscheint dabei als *domicellus et familiaris*¹¹⁾. Er war also fortan römischer Stadt- und Staatsbeamter von Gnaden des Papstes. Aber er diente jetzt erst recht dem kleinen Volk. Dabei tritt bald ein zweiter bemerkenswerter Zug seines Wesens und Wirkens hervor. Denn es ist doch merkwürdig, daß er, der Mann der Rede, zunächst mit den Mitteln einer ganz anderen Kunst auf seine Volksgenossen zu wirken suchte. Er malte ihnen an die Mauern, riesengroß und drastisch, was er zu sagen hatte.

Wir befinden uns in den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts. Niemals so sehr, wie in diesem Menschenalter, gefiel sich das italienische Volk in Gedankenmalereien¹²⁾. Es empfand noch scholastisch und spürte

¹⁰⁾ Burdach, II, 3, Nr. 2. Rienzo unterzeichnet sich als *Nicolaus Laurencii, Romanus consul, orphanorum, viduarum et pauperum unicus popularis legatus ad dominum nostrum Romanum pontificem*. — Auch Nr. 1 (Bericht der Gesandtschaft) stammt aus Rienzos Feder.

¹¹⁾ Burdach, II, 3, Nr. 4 die Supplik; Nr. 5: Clemens VI an Rienzo: *Dilecto filio Nicolao Laurentii de Urbe, Notario Camere dicte Urbis, domicello et familiari nostro*.

¹²⁾ Adolf Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur Band I, Berlin 1885, S. 355 ff. über die volkstümliche moralisch politische Dichtung, Visionen und Prophezeiungen als typische Formen des Trecento; Beispiele sind der Frate Stoppa und Fra Tommasuccio als Nachfolger des Jacopone von Todi, auf dessen Namen noch eine späte *Prophetia fratris Jacoponis* ging (S. 357): Erwartung eines politischen Messias, eines tugendhaften und starken Kaisers, der die Welt beherrschen, die Kirche reinigen und die Ungläubigen bekehren würde; die Gedanken werden uns bei Rienzo wieder begegnen. — Der Überschwang der Bilder und Ausdeutungen sehr bezeichnend gerade für die volkstümliche Bildung etwa auch der heiligen Caterina von Siena, Gaspary I, S. 392 f. — Eingehende Darstellung widmet den Fragen der allegorischen Kunst natürlich auch Karl Vossler, Die Göttliche Komödie (2. Aufl. 1925)

doch schon das gegenständliche Bedürfnis des Auges. Der „Triumph des Todes“ von der Grotte in Subiaco bis zum Campo Santo in Pisa, „das gute und das schlechte Regiment“ von der Arena zu Padua bis in den Palazzo Ragione von Siena, die Kirche und der Staat, Tugenden und Gelehrsamkeiten — man denke nur an die Capella Spagnuoli bei Santa Maria Novella zu Florenz! So gab es zu den gemalten Ehren auch die gemalte Schande. Als die Florentiner eben damals am 1. August 1343 den Gautier de Brienne, Herzog von Athen, endgültig verjagten, ließen sie den Maler Tommaso di Stefano, genannt Giottino, Schandbilder malen, von denen uns das Bild des Herzogs in den Stinche, dem Staatsgefängnis, erhalten ist: die Tagesheilige S. Anna segnet die wehrhafte Bürgerschaft und ihre Banner. Ein Genius vertreibt den Tyrannen, der den Dämon des Betrugs im Arme trägt¹³⁾.

Von solcher Art müssen die Bilder gewesen sein, durch die Rienzo seine Mitbürger belehrte und aufrüttelte. Eines Tages sahen sie an einer Wand des Kapitols¹⁴⁾ eine weite stürmische Meeresszene, darin ein trei-

II, 541 (Von der Allegorie zum Humanismus). — Für das Kunstgeschichtliche vgl. F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst II¹, (1897), S. 263 ff. bes. 441 ff. (Ikonographie und Symbolik der mittelalterlichen Kunst), II², S. 144 ff. für die einzelnen Werke. — Auch bei H. Thode, Franz von Assisi, S. 551 ff. und Thode, Giotto (1899) reiches Anschauungsmaterial; S. 110 ff. Neid, Verzweiflung, Unglaube, gutes und schlechtes Regiment, Klugheit und Torheit.

¹³⁾ Gio. Villani, XII, 34: *E fecionlo per suo dispetto e onta dipignere.* Abb. bei Emil Schaeffer, Das Florentiner Bildnis, München 1904, S. 25. Dazu der Excurs über Schandbildnisse S. 214 f.

¹⁴⁾ Muratori, a. a. O., col. 401 ff.: *lo preditto Cola ammonio li Rettori, e lo Puopolo a lo bene fare per una similitutine, la quale fece pegnere ne lo Palazzo de Campituoglio, nanti lo Mercato, ne lo parete fora, sopra la Cammora. Penze una similitutine in quessa forma. Era pento uno grannissimo Mare; le onne horribile, e forte turvato. In mieso de quesso Mare stava una Nave poco meno che soffocata, senza timone, senza vela. In quessa Nave, la quale per pericolare stava, ce stava una femmena vedova, vestuta de nero, centa de cengolo di tristezza, sfessa la vuonella da pietto, sciliati li capelli, como volesse piagniere. Stava inminocchiata, incrociava le mano, piecate a lo pietto per pietate in forma de perire, che sio pericolo non fossi. Lo soprascritto dicea: Questa ene Roma. Attorno quessa Nave, da la parte de sotto nell' acqua, stavano quattro Navi affonnate: le loro vele cadute, rotti li arvori, perduti li timoni. In ciascuna stava una femmena affocata, e morta. La prima avea nome Babilonia; la secunna Cartaine; la terza Troia; la quarta Jerusalemme. Lo soprascritto diceva: Quesse cittate per la iniustitia pericolare, e vennero meno. Una lettera jesciva fora fra quesse morte femmene, e diceva cosinto:*

Sopra onne Signoria fosti in aitura.
Hora aspettamo quà la toa rottura.

bendes Schiff ohne Mast und Segel mit einer schwarz gekleideten Witwe — aufgelöst ihr Haar, erbarmenswert ihr Anblick, ihre Gesten wie ein verzweifertes Gebet. Dazu die Beischrift: „Das ist Rom.“ Ringsum schon gestrandete Schiffe gleicher Art, die sich als Babylon, Karthago, Troja und Jerusalem erkennen ließen: die Frauen tot; ein Spruchband sagte, sie erwarteten auch für Rom, einst ihrer aller Herrin, jetzt den gleichen Untergang. Daneben aber auf einer Insel eine trauernde Frau, *Italia*; die Beischrift:

*Tollesti la balia ad onne Terra;
E sola me tenesti per sorella.*

„Die Herrschaft nahmst du weg der ganzen Erde, nur mich allein nahmst du als Schwester.“ Auf einer zweiten Insel die vier Kardinaltugenden *Temperantia, Justitia, Prudentia, Fortitudo* in tieftraurigen

Da lo lato manco stavano doa Isole. In una Isoletta stava una femmena, che sedea vergognosa, e diceva la lettera: Quessa ene Italia. Favellava quessa, e diceva cosinto:

*Tollesti la balia ad onne Terra;
E sola me tenesti per sorella.*

Nell'aitra Isola stavano quattro femmene, co le mano a le gote et a le jenuocchi, con atto de moita tristezza, e dicevano cosinto:

*D'onne vertute fosti accompagnata.
Hora per Mare vai abbannonata.*

Quesse erano quattro Vertuti Cardinali, cioene Temperanza, Justitia, Prudenza e Fortezza. Da la parte ritta stava una Isoletta. In quessa Isoletta stava una femmena inninocchiata; la mano destenneva a lo cielo, como orassi. Vestuta era de bianco: nome avea Fede Christiana. Lo sio vierzo dicea cosinto:

*O sommo Patre, Duca, e Signor mio!
Se Roma pere, dove starajo io?*

Ne lo lato ritto della parte de sopra stavano quattro ordeni de' diverzi animali co' le scielle, (gesattelt? Zefirino Re konjizierte co le scie ale) e tenevano corna a la vocca, e soffriavano como fossino vienti, li quali facessino tempestate a lo Mare, e davano ajutoria alla Nave, che pericolasse. Lo primo ordine erano Lioni, Lopi, e Orzi: la lettera diceva: Quessi soco li potienti baroni, e riei rettori. Lo secunno ordine erano Cani, Puorci e Crapiuoli: la lettera diceva: Quessi soco li mali conziglieri, seguaci de li nuobili. Lo tierzo ordine stavano Pecoroni, Draconi, e Goipi: la lettera diceva: Quessi socoli falzi officiali, judici, e notarii. A lo quarto ordine stavano Liepori, Gatti, Crape, e Scignie: la lettera diceva: Quessi soco li puopolari, latroni, micidiali, adulteratori, e spogliatori. Nella parte di sopra stava lo Cielo. In mieso staeva la Majestate Divina, como venisse a lo Iudicio. Doi spade le jescivano da la vocca, de là e de chà. Da l'uno lato staeva Santo Pietro, e da l'aitro Santo Pavolo ad oratione. Quando la jente vidde quessa similitutine de tale fura, onne perzona se maravigliava.

Gebärden, da sie die alte Roma haben verlassen müssen. Zur Seite ein Weib in weißem Gewande kniend und betend:

*O sommo Patre, Duca, e Signor mio!
Se Roma pere, dove starajo io?*

„Wenn Rom vergeht, wo bleibe ich?“ Das ist die *Fede christiana*. Aus den Ecken aber bliesen vier Reihen geflügelte Tiere mit großen Hörnern in die Winde und Wogen, als wollten sie Flut und Untergang nach Kräften beschleunigen: Sinnbilder der Barone und Rektoren, ihrer bösen Räte, falscher Amtsleute und Richter, aber auch der Diebe, Räuber, Mörder und Ehebrecher aus dem Volke. Über allem öffnete sich der Himmel mit der göttlichen Majestät und den Apostelfürsten; aus dem Munde Gottes zuckten apokalyptisch die zwei Schwerter — das Ganze eine Vision von der Art, wie sie später Savonarola in seinen Predigten liebte.

Man sieht, worauf die Richtung des jungen Notars ging — ein zweiter Arnold von Brescia; ein ethischer Radikalismus dem politischen beigemischt. Dazu nun sein drittes Mittel, das persönlichste von allen. Zur Rede im Volgere, zur Bildersprache der Gemälde trat das eigene prunkhafte Auftreten. Selten war es offenbar so eindrucksvoll und glücklich wie bei der Verkündigung der *lex regia* im Lateran. Rienzo hatte die noch heute erhaltene Bronzetafel mit der Übertragung des *imperium* durch das Volk an Kaiser Vespasian wieder entdeckt, zu Ehren gebracht und ebenfalls durch ein Bild erläutert¹⁵⁾. Nun trug er sie selbst in feierlicher Versammlung den Vornehmen und dem Volke vor. Er erschien in fremdländischer Tracht, phantastisch und doch sinnvoll; sein langes weißes Gewand hatte „deutschen Schnitt“, dazu ein feiner weißer Überwurf; auf dem Haupte trug er ein verziertes Baret mit Kronen, zwischen denen ein gezücktes Schwert sichtbar war. So trat er auf und erntete großen Beifall, als er das Volk lehrte, von

¹⁵⁾ Muratori, 405: *Dereto da lo Choro ne lo muro fece ficcare una granne e magnifica tavola de metallo con lettere antiche scritta, la quale nullo sapea lejere nè 'nterpretare, se non solo esso. Intorno a quella tavola fece pegnere fiure, como lo Senato Romano concedea l'autoritate a Bepasiano 'mperatore.* — Das *Senatus Consultum de imperio Vespasiani* vom Jahre 69, jetzt im capitulnischen Museum, C. I. L. 6, 930. Bruns-Mommsen, *Fontes iuris Romani antiqui*, 7. Aufl. (Tüb. 1909), S. 202, Nr. 56. — Die Vita gibt nach der Interpretation des Cola Rienzo die Inhaltsangabe der Artikel, wie wir sie heute noch haben; daß Cola Rienzo *pomerium* als *potarium* faßte und als *Iardino* übersetzte, bemerkte schon P a n c o r d t, 76, 1.

welcher Art einstmals die Majestät des römischen Volkes gewesen sei, das dem Kaiser selbst sein Recht gab. Jetzt sei es friedlos, hungernd und schlecht gerüstet auf das Jubeljahr.

Immer wieder versuchte er es mit Bildern¹⁶⁾, die beziehungsreich und fast überfein darstellten, was eine unzweideutige Beischrift rückhaltloser aussagte: *vedo il tempo della grande giustizia e tu aspetta al tempo* — „ich sehe die Zeit der Abrechnung nahe; du harre der Zeit!“

Und die Zeit erfüllte sich. Am 15. Februar 1347 fand man beim Feste in S. Giorgio in Velabro einen Zettel mit den Worten: *In breve tempo li Romani tornaraco a lo loro antico buono stato*. Ein paar Monate später, zu Pfingsten 1347, wagte Rienzo seinen Staatsstreich. Damit beginnt der zweite Akt seines Lebensdramas.

Der Vorgang selbst ist zunächst nichts anderes, als was man in deutschen oder italienischen Städten seit hundert Jahren oftmals erlebt hatte: die Bürgerschaft der Zünfte, Quartiere und Vereine sammelte sich gegen die unfriedlichen Ritter, die Barone und zwang sie durch Überumpelung oder Gewalt zur Unterwerfung unter eine neue Friedensordnung¹⁷⁾. Wie sich die jeweilig aufsteigenden und vordringenden

¹⁶⁾ Muratori, 407: *Fece pegnere ne lo muro de Santo Agnilo Pescivennolo (lo quale ene luoco famoso a tutto lo munno) na feura, cosinto fatta. Ne lo cantone de la parte manca stava uno fuoco moito ardente, lo fumo e la fiamma de lo quale se stenneano fi a lo Cielo. In questo fuoco stavano moiti Puopolari e Regi: de li quali alcuni parevano miesi vivi, alcuni muorti. Ancora ne estava in quella medesima fiamma una femmena moito veterana, e per la granne caliditate le doa parte de questa veglia erano annerite, e la terza parte era remasa illesa. Da la parte ritta nell' altro cantone era una Chiesa, da la quale jesciva un' Agnilo armato, vestuto de bianco. La soa cappa era de scarlatto roscio vermiglio. In mano portava una spada nuda e con la mano manca prenneva quella donna veglia per la mano, perchè la voleva liberare da pericolo. Nell' aitezza de lo Campanile stavano Santo Pietro et Santo Pavolo, como venissero da Cielo, e dicevano cosinto: Agnilo, agnilo, succuri a Palbergatrice nostra. Stava ancora pento, como da Cielo cadevano moiti Farconi, e cadevano muorti in mieso de quella ardentissima fiamma. Ancora era nell' aitezza de lo Cielo una bella palomma bianca, la quale tenea ne lo sio pizzo una corona de mortella, e donava a uno minimo celletto, como passaro, e puoi cacciava quelli farconi da cielo. Quello piccolo celletto portava quella corona, e ponevala in capo a quella veglia donna. De sotto a quesse feure stava scritto cosinto: Veo lo tempo de la granne justitia, e tu aspetta a lo tempo: La jente, che confluea in Santo Agnilo resguardava quelle feure. Moiti diceano, ch' era vanitate, e ridevano. Alcuni dicevano: Con altro se vuolzera rettificare lo stato de Roma, chè con feure. Chi diceva; granne cosa ene quessa, e granne significatione hao.*

¹⁷⁾ Robert Davidsohn, *Geschichte von Florenz*, II, 2 (1908), S. 314, bes. 466 ff., 472.

Schichten des Volkes zusammensetzten, wer sie führte, einer der ihrigen selbst, oder ein Unternehmender vom Adel, das war überaus verschieden. Im ganzen beteiligte sich wohl überall auch die erwerbstätige Bevölkerung, die des Haders und Unfriedens müde begehrte, *Ordinamenti della giustizia* aufzurichten. Um 1250 hatte die Bewegung an verschiedenen Stellen begonnen. Siena besaß seit 1276 eine Volkswehr unter drei Bannern. Parma vollstreckte 1279 den Willen des Volkes, Florenz entwickelte seine neue Verfassung stufenweise von 1250 an über die Neubildungen von 1282 und 1293 hinab — Prato 1292. Bologna erließ 1287 Statuten gegen die Ritter und Edlen. Diesen Städten gegenüber war also Rom schon um ein halbes Jahrhundert im Rückstande.

Auch die Freude an der sinnbildlichen Darstellung findet man allenthalben. In Prato zeigte das neue Banner von 1292 nebeneinander Wolf und Schaf auf der Weide, über beiden ein blutrotes Schwert — ein Bild, das auch schon in den Bologneser Statuten von 1282 vorkommt¹⁸⁾. Cola di Rienzo entsprach also durchaus dem Stile des Jahrhunderts.

Wer eigentlich seinen engsten Kreis bildete, woher der erste Zuzug kam, wird nicht ganz deutlich; der Florentiner Villani nennt vor allem den *Popolo minuto*. Gewiß gab es trotz allen Verfalls auch im damaligen Rom eine wohlhabende Bürgerschaft¹⁹⁾; Cola Rienzo redete von Einnahmen der römischen Kammer in Höhe von 300 000 Goldgulden. Neben Cola aber werden ausdrücklich außer den Kleinbürgern als Führer doch nur wieder Rhetoren und Notare genannt, Typen der Beamtenstadt, wie Cola Guallato und Stefanello Magnacuccia²⁰⁾. Als sie am Pfingstsonntag, am 20. Mai 1347, plötzlich die Gewalt ergriffen, trugen diese beiden neben zwei anderen die vier Banner mit den Bildern

¹⁸⁾ Davidsohn, II, 2 S. 469.

¹⁹⁾ Die Vita des Cola di Rienzo läßt ihn zunächst *moiti Romani Puopolari distretti, e buoni huomini* vereinigen; *anco fra essi fuoro Cavalerotti, e de bono lennajo; moiti descreti, e ricchi Mercatanti*. Dieselben sollen auch um ihn gewesen sein bei den Beratungen auf dem Aventin, *e 'n uno luoco secreto*. Er rechnet ihnen vor, daß aus *focaticum*, Salzsteuer, Häfen und Burgen je 100 000 Gulden aufgebracht würden. Schließlich schlossen sie sich alle zu einer Eidgenossenschaft zusammen: *E de ciò ad onne uno deo sacramento ne le Lettere*. Muratori, 409.

²⁰⁾ Muratori, 411: *Cola Guallato, lo buono Dicitore, ... Magnacuccia Notario*. — Man hat das Gefühl, daß auch der Verfasser der Vita diesen Kreisen nahe stand, auch er ein gebildeter, fast gelehrter Literat. — Die neuen Statuten Muratori, 413.

der Roma, der Apostelfürsten Petrus und Paulus und des Ritters S. Georg. Immer wiederkehrende Zeichen: die Patrone und Sinnbilder der Stadt, und der Ritter S. Giorgio; Antikes, Kirchliches und Ritterliches in untrennbarer Mischung; auch das Ritterliche, denn jede aufsteigende Schicht entnimmt ihre Lebensformen der erschütterten alten.

Man zog aufs Kapitol. Cola di Rienzo redete hinreißend, und mit allgemeinem Jubel wurden die neuen Statuten angenommen. An ihrer Spitze: auf Totschlag steht Todesstrafe — das Symbol geordneter Justiz gegen willkürliche Gewalt. Weiter die Organisation der Bürgerwehr, beritten und unberitten, nach Quartieren aufgestellt, wie anderswo. Ihr, nicht dem Adel, werden Burgen, Brücken und Tore anvertraut. Cola di Rienzo ließ sich zuerst als Rektor die höchste Gewalt übertragen, dann nahm er selbst den Titel des Tribunen an²¹). Als Genossen im Rektorat hatte er sich den päpstlichen Vikar Raimund von Orvieto zugesellt und in einem Schreiben an die römische Kurie betonte er auch weiterhin die darin zum Ausdruck gebrachte Loyalität.

Im übrigen regierte, oder besser repräsentierte der wohl immer noch junge Mann allein. Wenn er wirklich um 1313 geboren ist, hatte er die 33 Jahre des Alters Christi, wie er später angab, eben überschritten. Seine Sorge blieb die Durchführung des Kampfes gegen die Barone innerhalb und außerhalb der Stadt. Aber wie seine Macht nicht aus dem Schwerte geboren war, sondern aus dem Worte, so drängte es ihn jetzt vor allem, mit dem Worte in die Weite zu wirken. So haben wir neue Briefe und Manifeste, aus wenigen Monaten verhältnismäßig zahlreich. Da hören wir ihn sprechen. Die Geschichte der äußeren Hergänge wird also ergänzt durch den Klang seiner Sprache — man darf sagen, den Pulsschlag seines Herzens. Wir erfahren, wie er dachte, zum wenigsten wie er gesehen werden wollte. Es sind nicht ganz neue Töne, aber von einer pathetischen, bald elegischen, bald heroischen Stimmung

²¹) Seine Briefe, datiert vom Kapitol nach dem Jahre der Gerechtigkeit, unterzeichnete er fortan als *Nicolaus Severus et Clemens, libertatis, pacis iusticieque Tribunus et sacre Romane reipublice liberator illustris*. — Am 24. Mai und 7. Juni 1347 ergehen die Ausschreiben an die Stadt Viterbo (Burdach, 7) und an die Städte und Fürsten Italiens (Burdach, 8). Dazu das Postskript mit dem Hinausschieben der allgemeinen Tagfahrt zum 1. August, beginnend mit den Worten: *Existentibus litteris istis clausis et latori presencium assignatis supervenit amicus Dei nostris auribus intimans ex parte domini nostri Ihesu Christi, ut terminus . . . prorogaretur a nobis*. Erbeten werden rechtskundige Botschaften, von Florenz auch ein erfahrener Münzmeister. — Antwort von Lucca (23. Juni 1347) Burdach, 10.

diktirt. Er wirbt, droht, jubelt, prahlt und übersteigert sich. Seine Stimme erst melodisch und immer wieder schwelgend in prächtigen Kadenzen, läuft Gefahr sich zu überschlagen. Aber die Zeit ertrug dieses Fortissimo der pomphaft eindringlichen Rede. Er schrieb an Städte und Fürsten Italiens, an den Vizekönig von Sizilien und an den Papst. Der Papst bestätigte wirklich den Bischof von Orvieto und Cola di Rienzo als Rektoren der Stadt²²).

Darüber aber wühlte und quälte in diesem Manne das durch die ersten Erfolge nur um so brennender gewordene Verlangen nach Schmuck und Ehre. Auf die Pfingsterhebung im Namen des Heiligen Geistes folgte die Annahme der Ritterwürde in ausgesuchten Zeremonien am 1. August. Rienzo liebte das Kirchliche, wie es der Italiener tut; man sieht und wird gesehen; an der wurzelechten Triebkraft dieser Frömmigkeit ist nicht wohl zu zweifeln. Täglicher Kirchenbesuch und heilige Kommunion waren ihm liebe Gewohnheiten und Stärkungen in dem getragenen Stil seiner Erdentage. Aber das Äußere überwog. Auch seine häusliche Lebenshaltung steigerte sich; er nahm die Formen eines Signore, eines Stadtherrn vorweg — aber ohne die klugen Rezepte Macchiavells.

Ihn gelüstete nach größerem Glanze. Ganz Italien, ja der Erdkreis sollten zeugen von seiner Herrlichkeit. Zum Fest des 1. August ließ er Einladungen ergehen an alle Städte Italiens²³). Wirklich sandten die

²²) Schon am 27. Juni bestätigte Clemens VI den Bischof Raimund von Orvieto und den *Nicolaus Laurentii, civis Romanus, familiaris noster* als *dicte Urbis et districtus eiusdem Rectores*, Burdach, 12, 13. Schreiben an den Vizekönig von Sizilien vom 1. Juli, Burdach 14, S. 37; er rühmt, daß ihm die Barone auf seine Statuten geleistet hätten *spontanea recepimus iuramenta. Igitur de Vrbe fugata est omnis ambitio*; zum Schluß trägt er sein Bündnis an. Die Vita (Muratori, 417) erzählt, wie die Barone, in deren Abwesenheit die erste Volkserhebung durchgeführt war, einer nach dem anderen zum Schwur auf den Burgfrieden und die neuen Statuten vermocht wurden, erst Stefanello Colonna, dann Rinaldo Orsini, Giovanni Colonna und die anderen, sogar Francesco Savelli (*sio speciale Signore; nientedemeno venne a jurare subjectione*). Der Tribun trug scharlachrotes Gewand. Nach einigen Tagen kamen die Richter und Notare, *poi li Mercatanti*. — Bericht an Clemens VI vom 8. Juli, Burdach, 15: *recepti eciam ambaziatores regine Iohanne ac vicarii regis Ungarie Aquile permanentis, de causa dissensionis eorum compromittentes in me, et super quiete regni misi ambassiatam solempnem ad reginam et vicarium supradictos*.

²³) Rundschreiben an Mantua, Florenz und Lucca vom 9. Juli 1347, Burdach, 16 (S. 50): Er plant, sich *cum gratia et nomine spiritus sancti, . . . a Syndico sacri Romani populi et aliis Civitatum et terrarum eiusdem sacre Ytalie sindicis ad*

angesehensten Städte, selbst Perugia und Florenz, stattliche Botschaften. Das Volk von Rom rüstete frohlockend zum alten Kaisertage des Augustus. Am Vorabend zeigte sich der Tribun nach unendlich prunkvollem Kirchgang mit den Gesandten vor allem Volke von der geheiligten Loggia des Laterans²⁴). Für den morgigen Tag verhiess er unverhoffte Freuden im Himmel und auf Erden. Dann stieg er in das Baptisterium, in die Taufwanne Konstantins zum Ritterbad, um die Nacht nach altem Brauch auf einem Prunkbett in der Kirche zu verbringen. Am nächsten Tage Hochamt in der Loggia, zelebriert vom päpstlichen Vikar; während der Messe selbst wurde der Tribun, in Scharlach gekleidet, mit dem Schwerte umgürtet, angetan mit den goldenen Sporen des Ritters. Dann erst ließ er sein sorgsam vorbereitetes Manifest verkündigen — der Höhepunkt der Feier²⁵): „Rienzo, der Ritter des Hl. Geistes, Tribun und Augustus verheißt dem Erdkreis

militarem gloriam promoveri et subsequenter in festo gloriosissime virginis Marie tribunitia Laurea sub libertatis, pacis et iustitiae titulo coronari. Einem Freund in Avignon schrieb er am 15. Juli erläuternd: *Mores eorum imitari etiam non verebimur, qui ab aratris ad officia promoti redibant tempore perfecto regiminis ad aratra*, Burdach, 18, S. 58. Ebenso an Clemens VI (Burdach, S. 111): *Me non pudebit redire ad calammum sicut prius.*

²⁴) Muratori, 447: *Hora te voglio contare, como fò fatto Cavalieri a granne honore etc.*

²⁵) Burdach, 27 (S. 100—106): *Nos candidatus Spiritus Sancti miles, Nicolaus Severus et Clemens, liberator Urbis, zelator Ytalie, amator orbis et Tribunus Augustus, volentes ... liberalitates antiquorum Romanorum principum ... imitari, ... declaramus et pronunciamus ipsam sanctam Romanam Urbem capud orbis et fundamentum fidei christiane ac omnes et singulas civitates Ytalie liberas esse, ... ex nunc omnes prefatos populos ... pronunciamus cives esse Romanos.* Er zitiert Ludwig den Bayern, Karl von Böhmen und die Kurfürsten, ... doch mit dem Zusatz: *auctoritati et iurisdictioni sancte matris Ecclesie et domini nostri pape ac sacri collegii in nullo volumus derogari.* — Indessen, die Vita wird besser berichtet sein, wenn sie (Muratori, 451) erzählt, daß Rienzo vom Lateran aus jettao granne voce, e disse: *Noa citemo Missore Papa Chimento, che a Roma ne vengà a la soa Sede. Puoi citao lo Colleio de li Cardenali. Ancora citao lo Bavaro. Puoi citao li Elettori de lo 'mperio in Alemagna.* Der Zitation der Deutschen und der Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle Italiener entsprach das Anschreiben an die Städte Italiens vom 19. September zur Kaiserwahl (Burdach, 41); er will *ipsam sacram Ytaliam ... liberare et in statum pristinum sue antique glorie reducere ... Intendimus namque ipso Sancto Spiritu prosperante, elapso prefato termino Pentecosten (1348) per ipsum sacrum Romanum populum et illos, quibus electionis imperii voces damus, aliquem Italicum, quem ad zelum Ytalie digne inducat unitas generis et proprietatis nationis, ... feliciter ad imperium promoveri, ut Augusti nomen, quod Romanus populus ... nobis concessit ... observemus per gratas affectuum actiones.*

Frieden im Namen seiner Herrin Rom⁶⁶. Er verkündet, daß alle Städte Italiens frei sein sollen, alle Einwohner römische Bürger; daß die Erhebung eines römischen Kaisers bei ihnen ruhe und bei niemand sonst, daß er somit zur Entscheidung vorlade die Herren Ludwig von Bayern und Karl von Böhmen (die sich eben damals als Gegenkönige gegenüberstanden) und alle deutschen Kurfürsten. Er scheint auch in großen Worten von der Rückkehr des Papstes gesprochen zu haben.

Zwar protestierte alsbald der ganz überraschte Vikar des Papstes gegen solche Übergriffe, aber Pauken und Trompeten übertönten die Worte seines Notars. Am nächsten Tage verlieh Rienzo Fahnen mit entsprechenden Bildern und goldene Ringe an die befreundeten Städte; die Ringe als Zeichen der Vermählung, wie der Doge von Venedig sich mit einem Ringe dem Meer zu vermählen pflegte. Perugia erhielt die Fahne Konstantins — weißer Adler mit Olivenkranz in rotem Felde; Siena die Fahne der Freiheit, Todi die Fahne des Tribunen, Florenz die Fahne Italiens²⁶).

Die Florentiner Gesandten lehnten die Fahne als Ausdruck der Hoheit ab²⁷). Überhaupt häuften sich nun doch Bedenken und Widerstände gegen das heiter gedankenvolle Spiel dieser romantischen Politik. Zwar Johanna von Neapel und Ludwig von Ungarn hatten Rienzo allen Ernstes als Schiedsmann angenommen. Aber seine eigenen verstiegenen Ansprüche erregten Kopfschütteln, Ärger, Ablehnung. Vergebens klagte er an der Kurie über die Zurückhaltung der Städte.

Ja, die Kurie fühlte sich ihrerseits doch bewogen, nachgerade Gegenmaßregeln zu treffen²⁸). Der Vikar verließ Rom. Der päpstliche Legat

²⁶) Am genauesten darüber Rienzo in seiner eigenhändigen Nachschrift zum Briefe an den Papst vom 5. August, Burdach, 28, S. 114 ff.

²⁷) Rienzo beklagte sich selbst darüber bei Florenz, Burdach, 29, S. 117 und nochmals am 20. und 27. August, Burdach, 33, 36.

²⁸) Schon Rienzos Schreiben an den Papst (von Burdach um den 20. August datiert) ist der Versuch einer Rechtfertigung seiner Krönung mit den sechs Kronen, *ne dolosarum linguarum astucia... suspectum teneat*. Es geht innerlich zusammen mit der entsprechenden Verteidigungsschrift an Rainald Orsini (Burdach, 40, S. 144—151) vom 17. September. Inzwischen hat Clemens VI am 12. September (Burdach, II⁴, Nr. 19, S. 49) an Raimund von Orvieto geschrieben: *Tu tamen interim attente ac solerter invigila, ut, si aliquid in preiudicium Ecclesie Romane fieri, quod absit, contingeret, obvies et, ubi obviam non posses, id nobis sine dilacione studeas intumare*. Am 15. September folgt die Instruktion an den Legaten Bertrand de Deux (Burdach, II⁴, 22, S. 58 ff.) und bald noch dringendere Briefe, Burdach, Nr. 24 ff.

Bertrand de Deux erhielt Auftrag zur Überwachung der römischen Verhältnisse. Die Barone gewannen wieder Mut, versuchten einen Handstreich auf die Stadt, doch gelang der Bürgerschaft nochmals die Abwehr. Die Ereignisse im einzelnen dürfen uns nicht fesseln, so buntbewegt sie auch waren. Noch weniger neue symbolische Handlungen, Exzesse und Unklugheiten Rienzos²⁹⁾, wie die Ritterweihe seines jungen Sohnes und dessen Besprengung mit dem Blute des gefallenen Colonna³⁰⁾.

Rienzo versuchte ein übers andere Mal seine Rechtfertigung an der Kurie zu Avignon und darüber erwuchs ihm, wie schon Papencordt richtig bemerkt hat, nachträglich ein immer kunstvolleres System seiner Ideen — freilich auch (wie bei aller Formulierung in jenen Zeiten) die Gefahr der Anklage auf Häresie³¹⁾. In der unerschöpflichen Möglichkeit der Verknüpfung von Bildern und Ideen, die das Zeitalter der Scholastik heraufgeführt hatte, umgab sich der Held selbst mit einem wunderbaren

²⁹⁾ Besonders lehrreich für die Psychologie ist sein erster Zusammenstoß mit dem Legaten. Bertrand de Deux war nach Rom gekommen und ließ von hier aus den Tribunen, der mit allerlei interessanten Belagerungsmaschinen um Marino am Albanersee kämpfte, nach Rom bitten. Rienzo kam, begab sich zunächst nach St. Peter, um über seine Rüstung die kostbare kaiserliche Krönungs-Dalmatica zu ziehen. *Con tale veste sopra le arme a muodo de Cesari sallio a lo Palazzo de lo Papa, co tromme sonanti, e fò denanti a lo Legato. Soa bacchetta in mano, soa corona in capo. Terribbele e fantastico pareo.* Als der Legat auf seine Frage Anweisungen des Papstes nannte, *jettao* (stieß er hervor) *una voce assai aita e disse: „Que informationi soco quesse?“ Sentenno lo Legato così rampognosa risposta, tenne a sè e stette zitto.* Rienzo kehrte nach Marino zurück. — Man denke: sinnreiche Belagerungsmaschinen, dazwischen Empfänge, der Ritt nach Rom, kaiserlicher Aufputz, hochfahrendes und ganz unüberlegtes Auftreten gegenüber dem Legaten — immer dieselbe Mischung von Intelligenz, Entschlußkraft und Torheit. Als Rienzo einige Zeit nachher als Triumphator heimkehrte, wußte er die Lage doch nicht auszunutzen, was seinen Biographen zu einem Exkurs über „Hannibal vor Rom“ veranlaßt (cap. 36, Muratori 471). Das nächste Kapitel beginnt denn auch: *Vengote a dicere, como lo Tribuno cadde da la soa Signoria* (Muratori, 473).

³⁰⁾ *Jettavali sopra l'acqua de lo sangue de Stefano da quella pescoglia, e disse: „Sarai Cavalieri de la Vittoria.“* Dies und sein weiteres Verhalten entfremdete ihn vollends dem Volke. *La jente ne parlava e dicea, che soa arrogantia era non poca. Allhora comenzao terribelmente diventare iniquo, e lassare le vestimenta de la honestate Jà mostrava de bolere tiranniare pe forza. Jà comenzao a tollere de le Abbadie. Jà prennea chi pecunia havea, e tolleva; a chi l'havea, imponeali silentio.*

³¹⁾ Papencordt, S. 112; 207, Note 2; auch 181, 1 über seine späteren Entstellungen. — Neue Rechtfertigung gegenüber Clemens VI. vom 11. Oktober 1347, Burdach, II³, 43, S. 158 ff. Darin verglich er sich (S. 170) kühn mit Konstantin. — Öfter rühmte er sich auch der Visionen und wunderbaren Träume; Muratori, 431 (cap. 17) und Rienzo selbst im Rundschreiben vom 20. November (S. 179).

Gespinst überirdischer Beziehungen und Berufungen. Freilich bemühte er sich, die schlimmsten Anstöße nachträglich gutzumachen. Hatte er von den Kränzen bei der Krönung am Marientage, am 15. August, nur den letzten silbernen auf dem Haupt behalten, so legte er jetzt in einer Anwandlung von Demut, die nur wieder zur rührendsten Schaustellung wurde, auch diese Krone in Ara coeli nieder³²⁾ — fast wie es nach der Kaisersage der Kaiser der Zukunft tun sollte auf Golgatha. In Wahrheit war es nicht Demut, was ihn beschlich, sondern Furcht. Seine Kraft ist rasch verblüht und man ahnt schon: die Frucht wird bitter sein.

Die Barone, die er eben hinterlistig bei einem Gastmahl gefangen-genommen hatte, wollte er alle auf einmal hinrichten lassen, wie später Oliverotto da Fermo und Cesare Borgia; er ließ bereits die Blutgerüste aufschlagen; dann getraute er sich doch nicht, sondern gab sie mit großer Geste wieder frei. Er sprach öffentlich über das Thema: *et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus* — und dann teilten sie den Leib des Herrn miteinander. Nur daß man ihm nicht mehr glaubte³³⁾.

Man spürte in Rom an Rienzo nicht die überlegene Kraft des Verzeihens, sondern die Zwiespältigkeit und innere Unsicherheit seines Wesens. Schließlich kam es soweit, daß ihn eine unbedeutende Revolte völlig aus der Fassung brachte und zur Flucht aus Rom veranlaßte³⁴⁾.

Wir verlieren den eben noch in Glanz und Ehren schimmernden Tribunen nach siebenmonatiger Herrschaft fast plötzlich aus den Augen. Halb flüchtig, halb zerknirscht findet er sich nach einiger Zeit bei den Fraticellen des Minoritenordens in der Verborgenheit der Abruzzen.

³²⁾ Muratori, 469 (cap. 35: *Il Tribuno tornato trionfante depone la sua Corona, e la sua Verga all' Araceli*).

³³⁾ Die heimtückische Gefangennahme, Muratori, 453 (cap. 28), die Zurüstungen zur Hinrichtung, 455 (cap. 29) und dann die Begnadigung.

³⁴⁾ Die kurze Erzählung, Muratori, 475 f. Das Entscheidende, daß ihm das Volk in einem Einzelfall nicht mehr Gefolgschaft leistete. Der Biograph beurteilt ihn richtig: *Non havea vertute pe' no piccolo guarzone. A pena poteva favellare; . . . Conciosiacosa che non fossi homo de tanta vertute, . . . piagnenno e sospiranno fece uno sermone a lo Puopolo*. Dann verbarg er sich zuerst in der Engelsburg, um bald ganz aus Rom zu entfliehen. Der Biograph weiß nur, daß sein Regiment zu Ende war, der Kardinal zurückkehrte — *e disse cha era Eretico*. Die Barone ließen nun von Cola Rienzo und seinem Notar Cecco Mancino Schandbilder an den Mauern des Kapitols malen: *Cola de Rienzo nascosamente ne gio in Voemia a lo 'mperatore Carlo, e stette in Praga . . . Puoi ne gio a lo Papa in Avignione*.

Der Ritter des Heiligen Geistes ist den ebenso verfolgten Spiritualen in Wald und Felsgeklüften Schicksalsgenosse geworden³⁵). Trieb ihn auch eine innere Verwandtschaft in ihre Weltabgeschiedenheit? Suchte und fand er die Katharsis, die Reinigung von dem eitlen Treiben der Welt und seiner eigenen Seele in dieser Einsamkeit?

Nach zwei Jahren steht Rienzo auf einer neuen Bühne; in Böhmen, am Hofe Karls IV. Szenerie und Publikum sind zum drittenmal völlig verändert. Sein Publikum ist nicht mehr das Volk von Rom, sondern ein Fürstenhof halb deutscher, halb französischer Bildung nach der Mode³⁶). Soeben ist in Prag ein *Studium generale*, die erste deutsche Universität, ins Leben gerufen; in der Kanzlei fehlt es nicht an geistiger Regsamkeit. Man ist sehr orthodox und der Kurie von Avignon im ganzen ergeben. Nicht nur Gerüchte von dem Unmut des Papstes über den eigenwillig phantastischen Reformator von Rom sind auch hierher gedrungen; der Papst hat des öfteren nach Böhmen geschrieben. Man weiß, daß Rienzo ketzerischer Ansichten bezichtigt wird³⁷).

Das sind die Voraussetzungen für die zwiespältige Aufnahme, die

³⁵) Quellen dafür sind nur Rienzos eigene Briefe und Denkschriften aus der böhmischen Zeit, Burdach II³, S. 189—411; am wichtigsten die Briefe an Karl IV vom Juli 1350 (Nr. 49) und vom August (Nr. 58), an den Erzbischof von Prag vom 15. August 1350 (Nr. 57); sodann der Brief an den Bruder Michael von Monte S. Angelo vom 28. September (Nr. 64). Schon Papencordt dachte daran, sich in die Geschichte der Spiritualen zu vertiefen; ihn schreckten die Schwierigkeiten. Um so größer die Verdienste Burdachs gerade auf diesem Gebiete. Sein erster Teil des Rienzowerkes greift tief in die ideengeschichtlichen Zusammenhänge; der vierte Teil mit der Ausgabe des *Oraculum angelicum Cyrilli* nebst dem Kommentar des Pseudo-jochim durch Paul Piur gibt eine wesentliche Bereicherung unserer Quellenkenntnis. — Hier ist nicht der Ort, die gewiß lohnende, psychologisch kritische Untersuchung darüber anzustellen, wie sich in der Seele des Rienzo das System der Aushilfen wirklich aus inneren Bedürfnissen ergeben hat; sicher fehlte es ihm nicht ganz an Originalität und Leidenschaft der Gedanken. Davon zeugen seine oft geistreichen, nicht bloß dialektischen, oft genug auch sehr unvorsichtigen Äußerungen über disziplinäre und dogmatische Fragen.

³⁶) Unsere Vorstellungen von dieser böhmischen Kultur sind nach Friedjung (1876) und Werunsky (1880—92) wieder von K. Burdach, und zwar schon im ersten Bande seines Gesamtwerkes „Vom Mittelalter zur Reformation“ (zuerst Centralblatt für Bibliothekswesen 1891), Halle 1893, entscheidend gefördert.

³⁷) Briefe Clemens' VI an Karl IV vom 7. Dezember 1347, 5. Februar 1348, 17. August 1350, 1. Februar 1351, 24. März 1352 (Burdach, II³, Nr. 41, 42, 53, 56, 59) sowie an den Erzbischof von Prag vom 17. u. 18. August 1350; 24. März 1352 (Nr. 54, 55, 58) und an die Geistlichen Deutschlands und Böhmens vom 25. Februar 1352 (Nr. 57).

Cola di Rienzo in Prag gefunden hat, als er im Juli 1350 zuerst in mündlicher Rede, dann in zwei, drei zu Abhandlungen ausgewachsenen Briefen vor Karl IV trat.

Seltsames Gemisch prunkender Rede und geheimnisvoller Erfindung, eigenen Erlebnisses und literarischer Entlehnung! Cola di Rienzo wagt es in aller Form, sich als Sohn Heinrichs VII, also als Oheim Karls IV auszugeben — *licet (parcat michi Deus!) cum reverencia materni pudoris fateri non possum . . . ex muliere videlicet eius hospita et ancilla*³⁸). Nach Abzug des Kaisers sei das Geheimnis im tiefsten Vertrauen von Mund zu Mund gegangen und so ihm selbst eines Tages verraten, nachdem er zwanzigjährig aus Anagni in das mütterliche Rom zurückgekehrt. Im übrigen habe er das gemeine Leben verachtet, sich den Studien gewidmet, das Notariat gewonnen, den Plan gefaßt zur Befreiung Roms und durch sein tapferes Eintreten bald des ganzen Volkes Liebe erworben. Dann erzählt er dem Könige die Staatsumwälzung vom Pfingsttage 1347, die Annahme der Ritterschaft nach dem Bade in der Schale Konstantins, seine Bemühungen, das Gerücht von seiner Abstammung zu unterdrücken, um nicht als Ghibelline zu gelten; Annahme von Wappen und Namen des Boethius Severus, Befriedung der Stadt, Siege über die Gegner innerhalb und außerhalb Roms, ehrenvolle Gesandtschaften; sogar der Sultan von Ägypten habe vor ihm gezittert³⁹). Sein Tribunat habe er später zwar niedergelegt — *usque tempus Deo placitum* —, aber jedermann könne bestätigen, wie sehr das römische Volk die Fortführung des auf Lebenszeit übertragenen Amtes ersehne. Seine *resurreccio* wird sein wie die Wiederkehr der Sonne im Frühjahr. Gott hat ihn erwählt zum Vorläufer, zum Wegbereiter des erwählten Kaisers, *ut esset vobis ut ipse Baptista Christo*, oder wie der hl. Franziskus der stürzenden Kirche. So möge denn der Kaiser sein Schwert führen, das dem Papste nicht gebühre, so wenig wie die Schlüsselgewalt dem Kaiser — wie ja die weltlichen Staaten schließlich doch dem Frieden, die geistlichen aber dem Ruin entgegengingen.

³⁸) Burdach, II³, S. 201.

³⁹) Das geht zurück auf eine Erzählung, die auch der Biograph bringt (Muratori, 423): *Fò uno Bolognese, lo quale fò uno de li schiavi de lo Soldano de Babilonia . . . Questo disse, che a lo granne Raham detto fò, che nella Cittate de Roma se era levato un' homo de granne justitia, homo de Puopolo. Lo quale respuse, e dubitano de se, disse: Maumetho, e Santo Elimason ajutino Hierusalemme, cioene la Saracina.*

Der Kaiser möge sich nicht scheuen, die alten Profetien zu vollstrecken, denn die Kirche mißbillige bekanntlich nur gerade diejenigen Lehren, die ihrer Macht und ihrem Reichtum schädlich seien.

Mit den Profetien bezog sich Rienzo auf die angeblichen Enthüllungen des Bruders Angelo de Monte Vulcani, der ihn aus seinem Eremitendasein herausgeholt und zum Wegbereiter des Kaisers berufen haben sollte. Das Reich des Friedens und des Hl. Geistes sei nahe, Gott habe seinen Heiligen bereits erwählt; als *pastor angelicus* werde er die wankende Kirche gleich dem hl. Franziskus stützen und reformieren. Karl solle eilen, das Kaisertum zu bereiten, damit Rom noch im Jahre des Jubiläums Kaiser und Papst zurückerhalte⁴⁰).

Wer die Bildung und den Charakter Karls IV kennt, kann nicht zweifeln, wie der kluge und vorsichtige Mann die verwegenen Zumutungen des römischen Notars aufgenommen hat. In der Tat erfuhr der Tribun eine ebenso eingehende wie ernste Abweisung; der persönliche Anteil des Königs an dieser Antwort scheint mir nicht zweifelhaft. „*Non est vestrum nosse tempora vel momenta*“, sagte Christus seinen Aposteln, „es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde“ und, die sich groß dünken, gründen auf Überhebung und Eitelkeit und nicht auf den Eckstein. Die Lehren der Spiritualen sind irrig und über den Papst richtet Gott allein. Darum raten wir dir von den unwissenden Eremiten abzulassen, die so töricht sind, daß sie von einem phantastischen Gedanken die Lösung der Rätsel dieser Welt erwarten.“ Im übrigen habe es ihm Gottes- und Menschenliebe geboten, Rienzo gefangenzusetzen. Was seine Abkunft betreffe, so wolle er darüber nicht disputieren; er wisse nur, daß wir alle von Adam abstammen, ergeboren, um in Erde wieder zu zerfallen. Der König mahnt, *ut dimittas fantastica* und vergesse der alten lockenden Ehren, *si quos forsitan habuisti* — „die du etwa gehabt hast“.

Wir müssen es uns versagen, die der Korrespondenz mit dem Könige

⁴⁰) Burdach, II³, S. 194 („Rienzo hält sich selbst für den *Pastor angelicus*“); *et quod deinde idem pastor angelicus Ecclesie Dei quasi ruenti succurret, non minus etiam quam Franciscus, et totum statum Ecclesie reformabit.* — Die Franziskus-Vision Innocenz' III kehrt immer wieder. Es ist kaum nötig, auf die zahlreichen bildlichen Darstellungen dieser Vision in den Fresken des 14. Jahrhunderts ausdrücklich hinzuweisen; Abbildungen: Thode, Franz von Assisi² (1904) Taf. 10; Thode, Giotto (1899) Abb. 17; Guby, Assisi² (1925) Abb. 9; Zimmermann, Giotto, I. Bd. (1899) Abb. 104.

22 Brandi

parallel gehenden Unterhaltungen Rienzos, etwa mit dem Erzbischof von Prag, Ernst von Pardubitz, zu verfolgen. Es sind immer dieselben Ideen, manchmal aufs prachtvollste variiert; ihr Ausströmen, ihre Entfaltung, ihre Variationen bieten eine Fülle von Beiträgen zur Naturgeschichte der Autobiographie. Dieser Literat malt an sich selber in unendlicher Gestaltungskraft; halb in Anpassung an den Augenblick, halb aus innerem Drang. So fließen Wille und Wirklichkeit ineinander. Einmal entschlüpft ihm das gefährliche, wie ein Beichtzeugnis anmutende Geständnis seines Rollenwechsels⁴¹⁾ — wie er um des guten Zweckes willen bald den Narren, bald den Gaukler, bald den Großartigen, bald den Anspruchslosen, bald den Verschlagenen, bald den Leidenschaftlichen gespielt habe! „Gleich David, Judith und Jakob!“

Dabei entbehren die wuchtigen Anklagen gegen die römische Kurie, gerichtet an denselben Erzbischof von Prag, weder ganz der Größe noch ganz der Berechtigung. Er fragt und antwortet in eins: „Ob Zwietracht oder Einigkeit von jeher aus Rom gekommen ist, wißt Ihr selbst am besten.“ Auch der Gedanke der Einheit Italiens als einer großen Friedensgemeinschaft leuchtet bei ihm, wie bei Dante, mächtig auf; er wollte, sagt er, die todbringenden Namen der Guelfen und Ghibellinen austilgen durch die Erneuerung Roms und ganz Italiens zu einer heiligen, friedlichen, ungeteilten Einheit. Es ist eine welthistorisch schlagende Formulierung, wenn er hinzufügt: „aber im Konsistorium des Papstes wurde die Gegenfrage gestellt: Ob die Einheit von Rom und Italien auch der Kirche fromme“. Mit fast Dantescher Bitterkeit formt er die Frage als Paradoxie: *Utrum sanitas gregis sit oportuna pastoris!* „Ob das Wohl der Herde auch nützlich sei für den Hirten⁴²⁾.“ Wie anders klingt das als sechs Jahre vorher!

⁴¹⁾ Burdach, II³, S. 245: *Fateor attamen, quod velut ebrius ex ardore cordis urenti pro tollendis omnibus parialitatis erroribus et ad unitatem populis reducendis nunc fatuum, nunc ystrionem, nunc gravem, nunc simplicem, nunc astutum, nunc fervidum, nunc timidum stimulatorem et dissimulatorem ad hunc caritativum finem, quem dixi, constitui sepius memet ipsum. Saltator coram archa David et insanus apparuit coram rege; blanda, astuta et tecta Iudith astiti Holoferni, et astute Iacob meruit benedici.*

⁴²⁾ S. 241 f., 248. *Nam tota Ecclesia Dei clamat, omnis populus christianus fastiditus ammodo de tanto scandalo conqueritur, querit deinceps et optat, Apostolicum ab inepta et furiosa cede desistere et gladium, quem in agro Caesaris sine lege detinuit, restituere ad deffensionem legis et plebis suo legitimo detentori. Heu utatur Apostolicus clave, non clava, lancea, non lancea!* Klagen über die maßlose Schmeichelei in

Wir eilen widerstrebend von diesen Einblicken in die unheimlich wirre Problematik unseres Helden und verweilen einen Augenblick bei den Wirkungen, die dieser Mann in Böhmen zurückließ. Sie lagen vor allem in der Kanzlei und wurden unzweifelhaft ein Element in der geistigen Neubildung der böhmisch-deutschen Bildung, in der Konrad Burdach schon vor einem Menschenalter ganz überzeugend gewisse Anfänge des Humanismus in Deutschland entdeckt hat. Besteht dieser ganze dritte Akt in dem historischen Drama Rienzo wesentlich aus Dialogen, so nimmt unter den Partnern der Vorstand der königlichen Kanzlei, Johann von Neumarkt, einen wichtigen Platz ein. Auf ihn wirkte später begreiflicherweise noch stärker Francesco Petrarca. Allein schon Rienzo hat es diesen empfänglichen Männern durch den blühenden Schmuck seiner Rede- und Briefkunst, durch die auffallende Neuheit seiner geistigen Erscheinung ganz offenbar angetan. Man merkt das geradezu drastisch aus der doppelten Nachahmung von Rienzos erstem Brief durch Johann von Neumarkt.

Sollte es dieser Böhme nicht auch gern hören, wenn ihm Cola di Rienzo also schmeichelt: „Die Tautropfen der poetischen Rede, die aus des Parnassus Quellen in deiner Brust sich sammeln, sprudeln von deinem fruchtbaren Geiste durch das kunstvoll bereitete Organum hervor und strömen zuweilen so eilig fort und schlängeln sich ein andermal so sanft und gemächlich, daß sie bald durch ihren milden Duft den Hörer zwingen, schwankend dahinzuwandeln, bald, wenn sie in rauschenden Tonwellen von deinen anmutig redenden Lippen zusammenstürzen, ihn, der von Spannung und Überbegier zu hören gleichsam betäubt ist, wieder lebendig machen. Wenn also schon der melodische Klang deines Quells die Ohren so sehr besänftigt und erregt, so vermag die Zunge nur schwer auszudrücken, wie sehr sein süßes Naß honiggleichen Geschmack dem erzeugt, der es langsam schlürft.“ Wie entzückt werden die Nonnen von Kirchheim gewesen sein, als ihnen Johannes von Neumarkt diese Schmei-

Avignon und über die Fernhaltung wahrer Reformation. Er weiß, der Herr hat ihn gezüchtigt; — vom Standpunkt des Gestraften blickt er, nicht ohne Wohlgefallen, auf seine ehemaligen Triumphe zurück. Es ist freilich groteske Unwahrhaftigkeit, wenn er Rom freiwillig *celebrato solempniter parlamento, palacio meis vicariis assignato ac populo tamen invito penitus et lugente* verlassen haben will. Nun wird er wiederkehren. — Ganz Italien, *quod pomerium vocatur imperii*, des „Reiches Garten“ (so schon mit Dante in der Erklärung des *Senatus Consultum* für Vespasian, oben S. 326 Anm. 15) wird er dem Kaiser zur Verfügung stellen; das ist die ganze Halbinsel zwischen Genua und Venedig (S. 259).

cheleien von den Tautropfen der jungfräulichen Herzen und der Süßigkeit ihres *sonus melodicus* wortwörtlich weitergab. Nicht genug damit; Johann von Neumarkt kopierte in seiner Antwort an Rienzo selbst, *Flores cultus rhetorici*, nochmals Bild und Aufbau als ein gelehriger Schüler⁴³).

Indessen, Cola di Rienzo saß gefangen in Raudnitz und der sehr loyale deutsche König zögerte nicht, den welschen Gast ordnungsgemäß an die zuständige Stelle, d. h. die Kurie in Avignon, auszuliefern.

Damit hebt sich der Vorhang zum viertenmal vor einer neuen Bühne, auf der eine von uns bis dahin nicht beachtete Figur längst großartig hervorgetreten war: Francesco Petrarca. Schon beim ersten Aufenthalt in Avignon, vor fast 10 Jahren, war Rienzo dem 1341 in Rom als Dichter gekrönten Herold des Altertums nähergetreten. Jetzt stand der fünfzigjährige Petrarca auf der Höhe seines Ruhmes. Er hatte nicht gezögert, sich zunächst rückhaltlos, stürmisch, ja überschwänglich zu den Ideen Rienzos zu bekennen. Hatte der Notar, wie Petrarca bezeugte, ihn schon zu Avignon in seine Pläne eingeweiht, so jubelte der Freund, so frohlockte er mit den Römern nach den ersten Erfolgen Rienzos. *Servistis, clarissimi cives, quibus omnes nationes servire consueverant* — „Ihr, die Herren aller Nationen, waret Knechte geworden; Eure Barone stammten aus der Fremde, vom Rhein, von der Rhone, von Spoleto. Sie ließen sich ‚Herr‘ anreden, was selbst der Kaiser Augustus, der wirklich aller Völker Herr war, sich verboten hatte. Nun ist Rienzo der dritte Brutus geworden, der dritte Befreier Roms von der Knechtschaft.“ Er redet ihn an: *Junior Brute, senioris imaginem ante oculos semper habe.* (Die Pantomime Lucrezia bei Richard Wagner ist insofern durchaus stilgerecht.) Und dann überstürzen sich die Huldigungen wie eine Flut von Rosen und Kränzen: *Salve, noster Camille, noster Brute, noster Romule, seu quolibet alio nomine dici mavis! Salve, Romane libertatis, Romane pacis, Romane tranquillitatis auctor! Tibi debet presens etas quod in libertate morietur, tibi posteritas quod nascetur.* Er kündigt noch größere poetische Huldigungen an⁴⁴) und dann schließt er: *Vale,*

⁴³) Burdach, II³, 226.

⁴⁴) Petrarca an Rienzo und das römische Volk, Juni 1347, Burdach II³, Nr. 23 (S. 63—81): *Apollinea fronde redimitus desertum atque altum Helicon penetrabo: illic Castalium ad fontem Musis ab exilio revocatis ad mansuram glorie vestre memoriam sonantius aliquid canam quod longius audietur.*

Vir fortissime! Valete, Viri optimi! Vale, gloriosissima Septicollis! — „Glückauf mein Held, Glückauf ihr besten Männer, gesegnet seist du ruhmreiche Siebenhügelstadt!“

Wirklich folgte noch im August 1347 die Ecloge an Rienzo mit der Zwiesprache der drei Hirten über den Kummer ihrer Mutter Roma.

Quid genetrix veneranda dolet, germane?

fragt Martius den Bruder, und der ersten Antwort folgt in der Verkleidung dieser Wechselrede die Verherrlichung von Rienzos Tat⁴⁵).

Inzwischen aber hatte sich die Sorge an Rienzo selbst gehängt. Schon im November glaubte Petrarca warnen zu müssen⁴⁶). Gerüchte hätten ihm berichtet, der Tribun pflege nicht das Volk, sondern den Pöbel, ihm sei er ergeben und zu Willen. Entsetzt fragt er ihn, ob er seinen Hl. Geist und Berater verloren habe, und er beschwört ihn, in sich zu gehen, sich zu prüfen, in sich den Diener des Staates zu sehen, nicht den Herrn!

Und jetzt? Als statt des stürmischen Jünglings, statt des erfolgreichen Triumphators ein vom Schicksal Geschlagener, der Ketzerei verdächtiger Gefangener in Avignon erschien, da beklagte Petrarca mit dem unglücklichen Tribunen auch sich selbst. Am traurigsten schien es ihm, daß Rienzo, der auf dem Kapitol ruhmvoll hätte fallen können, in böhmische und französische Gefängnisse kommen mußte. „Wie sehr ich ihn früher gepriesen“, klagt Petrarca einem Freunde, „ist mehr bekannt, als mir lieb ist⁴⁷).“ Dem Tribunen fehlt die Ausdauer und Härte. Dafür sagen sie jetzt in Avignon, er sei ein *Poeta*. Indessen, „wenn du mich fragst, so gestehe ich dir, er ist ein ungemein beredter Mensch, der wohl zu überreden versteht, auch ein Stilist von großer Kunst und sehr belesen. Allein darum ist er noch kein Dichter⁴⁸). Er geht in fremden Kleidern. Und wenn man ihn in Avignon einen Dichter nennt, so zeigt das nur, wie ratlos und verfallen dort die Bildung ist.“

Trotz alledem trat Petrarca nochmals für Rienzo ein. Er schrieb

⁴⁵) Petrarca's Ecloge an Rienzo, Burdach, II³, Nr. 26 (S. 87 ff.).

⁴⁶) Burdach, II³, S. 183 (Petrarca an Rienzo, 29. Nov. 1347).

⁴⁷) Burdach, II³, 60, S. 149 f. (Petrarca an Francesco Nelli, 10. Aug. 1352).

⁴⁸) *Non tamen ideo magis est poeta quam textor, ideo quia manibus alienis texta chlamyde induitur.*

den Römern⁴⁹⁾; er wird auch in Avignon vermittelt haben⁵⁰⁾. Der neue Papst Innocenz VI zeigte sich in der Tat milde. Cola di Rienzo wurde formell verurteilt, aber aus der Haft entlassen und zur Verfügung gehalten für weitere Verwendung in Rom, wo mittlerweile die Verhältnisse sich keineswegs erfreulich gestaltet hatten⁵¹⁾.

Die Kurie überließ seine Verwendung einem Manne von erprobter Tatkraft, dem spanischen Kardinal Albornoz, der eben in den Kirchenstaat geschickt war, um dort Ordnung zu schaffen. Der Kardinal ließ den zu ihm nach Montefiascone gesandten Rienzo zunächst nach Perugia gehen mit bescheidenem Auftrag. Erst im Juli 1354 übertrug er ihm die Senatorenwürde in Rom und am 1. August zog Cola di Rienzo vom Monte Mario wieder in die ewige Stadt⁵²⁾. Die Milizen sollen ihn empfangen haben wie Scipio. Auf dem Kapitol hielt er eine Ansprache: Sieben Jahre sei er im Exil gewesen, jetzt neu begnadet der Mutter Rom zurückgegeben.

Eine Zeitlang ging es leidlich. Zwar die Barone widerstrebten, aber in diesem kurzen Schlußakt nahte das Verhängnis doch aus einem anderen Winkel⁵³⁾. Cola di Rienzo war zu Perugia mit den Brüdern des Fra Moriale, Arembaux und Breton, in freundschaftliche Beziehung

⁴⁹⁾ Burdach, II⁴, Nr. 61, S. 158 ff.

⁵⁰⁾ Cola Rienzo bat jetzt den Erzbischof von Prag flehentlich, seine früheren gegen die Kurie gerichteten Äußerungen *compassivo et caritativo sustinere silencio in foro consciencie pastoralis*, Burdach, II³, 73 (S. 417). Einem Prälaten an der Kurie überreichte er in demütigster Form einen Tractat; *que in eo sunt scripta, non pertinaciter assero, nisi sint canonice roborata*, Burdach, II³, 74 (S. 420). Der äußere Gesinnungswechsel ist handgreiflich.

⁵¹⁾ Innocenz VI an das römische Volk, Avignon, 16. Sept. 1353, Burdach, II⁴, 63 (S. 177 ff. weitere Schreiben): *quod idem Miles, qui tunc in nostris carceribus tenebatur, etsi excessisset in multis, plura tamen opera bona et digna rependio fuerat operatus*.

⁵²⁾ Bericht des Kardinal Albornoz an Innocenz VI vom 5. Aug. 1354 (Burdach, II⁴, 69). Der Epilog: die Absolvierung der am Ende des Tribunen Beteiligten durch den Papst, Burdach, II⁴, 76 (S. 218).

⁵³⁾ Mit dem 12. Kap. des dritten Buches seiner Aufzeichnungen setzt auch der römische Biograph Rienzos wieder ein. Er holt nach, was er über die Zwischenzeit von 7 Jahren erfahren hat und erzählt alsbald von Fra Moriale, Arembaux und Breton. Muratori, 511 ff., 515: *Retrovarose allhora in Peroscia doi jovini Provenzali, Missore Arimbaldo Dottore de Leje, e Missore Bettrone Cavaliero . . . Quessi erano frati carnali de lo prodo Fra Moreale. Fra Moreale fò capo de la granne Compagnia etc.* Im nächsten Kapitel berichtet der Biograph zunächst ausführlich, wie sich der wieder zu Geld gekommene Rienzo zunächst mit Kleidern ausstaffiert und wie er sich dem Legaten gegenüber betrug, so hochmütig wie früher.

getreten, Glieder einer Condottierenfamilie, die Geld gemacht hatte, und bald wegen ihres Geldes ebenso gefürchtet wie begehrt war. Ob das wachsende Mißtrauen des Senators berechtigt war, ob er wirklich zuerst an den Geldgewinn gedacht hat — genug, eines Tages ließ er den gefürchteten Fra Moriale selbst hinrichten, nach heimtückischer Gefangennahme. Dergleichen nicht genügend begründete Gewalttaten mehrten sich und wandelten, noch rascher als vor sieben Jahren, die ohnehin nicht tiefe Zuneigung der Bürger in offenen Abscheu. Er wird um diese Zeit geschildert als alt und fett geworden, aufbrausend und genußsüchtig. Der Zauber der Jugend war von ihm und seinen Ideen längst verfliegen. Er stützte sich auf den Kardinal, auf Söldner, nicht mehr auf sein Volk. Seine Worte wurden blechern, sein Handeln vollends unrühmlich. Am 8. Oktober 1354, wieder wie vor sieben Jahren aus geringfügigem Anlaß, entstand ein Volksauflauf, wohl vom Adel geschürt, bald in deutlicher Wendung gegen den Senator und seine Steuern. Gesindel, Söldner, Weiber und Kinder liefen zusammen und warfen mit Steinen gegen seine Fenster. Man hörte die Rufe: „Tod dem Verräter!“ Rienzo, den seine Umgebung alsbald verlassen hatte, versuchte aus seinem Palaste zu entfliehen, verkleidet, ohne Bart — aber er wurde erkannt und unter dem Löwen, wo er selbst so oft gerichtet hatte, von vielen Streichen getroffen; sein Leichnam später verbrannt. — Ein ruhmloses Ende!

„Ein phantastisches Werk“, urteilte Giovanni Villani, der Florentiner. Andere dachten ebenso. An der praktisch politischen Aufgabe einer Versöhnung der Gegensätze im alten Rom, einer Neubegründung der Stadtverfassung ist er zweimal gescheitert. Die Kunst der Menschenbehandlung hat dieser Rhetor so wenig besessen wie die größere, der Beherrschung seiner selbst.

Allein, der Mann, der politisch scheiterte oder vielleicht doch im Widerstreit hochgespannter Ideen mit den Mächten der Wirklichkeit immer wieder zum Märtyrer wurde, könnte doch unvergängliche Ideen geprägt und hinterlassen haben. Er wagte einmal in verwegendem Vergleich daran zu erinnern, daß, wie Christus nach Überwindung der Hölle mit 33 Jahren zum Himmel gefahren sei, er seinerseits in dem gleichen Alter nach Besiegung irdischer Tyrannen gekrönt werden sollte. Noch bestimmter verglich er selbst mit Johannes dem Täufer und Franz von Assisi. War er wirklich einer von den Ausdeutern der Zukunft,

einer der großen Heroen seines Volkes und damit der europäischen Menschheit?

Das ist doch die Meinung von Konrad Burdach, dessen ausgebreiteten, tiefgelehrten und fast leidenschaftlichen Forschungen wir für diese Zeit so viel verdanken. Er hat an gelehrten und ungelehrten Stellen und in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder betont, daß Dante, Petrarca, Rienzo „die drei großen Befreier der Phantasie“, „die drei Erneuerer der Weltkultur“ gewesen seien, „die ersten Pioniere der Renaissance“. Er mißt gerade ihnen auch die große und entscheidende Nachwirkung bei: „Die Saat der Trias Dante, Petrarca, Rienzo ging auf.“ Sie sind ihm im besonderen auch „die drei großen Bahnbrecher des Humanismus“, die zugleich „alle in nahen Beziehungen zu den reformatorischen Ideen der franziskanischen Spiritualen standen“. So wagt er es in letzter Formulierung von dem „Zeitalter der Dante, Petrarca, Rienzo“ zu sprechen.

Das 15. Jahrhundert kannte in der Tat Dante und Petrarca, aber neben ihnen nur Boccaccio als die Väter einer neuen Bildung. Sie wiesen die Wege zur *humanitas*, sagt Lionardo Bruni 1401, denn ihre Worte waren voller *humanitas*. Gemeint sind in erster Linie ihre poetischen Werke im Volgare, nicht ihre gelehrten lateinischen Abhandlungen, so hoch man sie auch schätzte. Am Ende des Jahrhunderts (1491) stimmte Angelo Poliziano in seiner *Nutricia* ganz in diese Auffassung ein⁵⁴). Rienzo, der nie eine Zeile dichtete, hat nach einigen Stellen seiner Briefe etwa über seine uneheliche Geburt vielleicht das Zeug zum Novellisten gehabt; überliefert ist nichts. Petrarca behält recht: ein *Poeta* war er nicht.

Aber vielleicht ein *Orator*? Sind nicht seine prunkenden, bilderreichen, schön geformten Briefe und Abhandlungen erste Zeugnisse des

⁵⁴) Leonardi Bruni Aretini dialogus de tribus vatibus Florentinis, ed. K. Wotke (Wien 1889). — Angelo Poliziano, *Le selve e la strega*, ed. Isidoro del Lungo, Firenze 1925, S. 176:

Nec tamen Aligerum fraudarim hoc munere Dantem,
Per styga per stellas medii que per ardua montis,
Pulchra Beatricis sub virginis ora, volantem;
Quique cupidineum repetit Petrarcha triumphum;
Et qui bisquinis centum argumenta diebus
Pingit; et obscuro qui semina monstrat amoris:
Unde tibi immensae veniunt praeconia laudis,
Ingeniis opibusque potens, Florentia mater!

Humanismus? Wir müssen das verneinen, wenn wir endlich zu einer klaren Begriffsbestimmung dessen kommen wollen, was das entscheidende 15. Jahrhundert selbst unter Humanismus verstand. Ich habe mich vor drei Jahren in behutsamer Darlegung darum bemüht und wiederhole⁵⁵⁾. „Das Wesentliche ist, daß der Frühhumanismus, ohne völlige Lösung von der Philosophie als Morallehre, doch den philologischen Begriff des Verstehens, die eigene geistige Schulung aus dem Eindringen in die großen Werke der Literatur als den Kern der Bildung begriffen hat — das nachfühlende Verständnis der alten wie der eigenen Klassiker.“

Die prunkvolle Rede, das kunstreich pathetische Manifest, diese Erbstücke der antiken Rhetorik gehen durch alle Jahrhunderte. Man wünschte sie zu Zeiten in Papstbriefen wie in kaiserlichen Manifesten, und ganz haben auf den Schmuck der Rede nicht einmal die radikalen Gegner aller Weltkultur verzichtet. Wenn Coluccio Salutati, Staatskanzler von Florenz, unter die Väter des Humanismus gezählt wird, so liegt der Grund nicht in seinen Staatsschriften, sondern darin, daß dieser erfolgreiche Staatsmann und Verehrer des Petrarca in jenen ersten freien Bildungskreisen der Florentiner des ausgehenden 14. Jahrhunderts die Stellung eines trotz allem mit der literarischen Jugend mitempfindenden Patriarchen einnahm. Daß Johann von Neumarkt die böhmische Kultur zunächst einmal der älteren Stufe italienischer Sprachkultur annäherte, ist eine Wegbereitung des späteren Humanismus, aber für sich allein noch ganz mittelalterlich.

Nun ein Drittes. Der materielle Inhalt von Rienzos Rhetorik und praktischem Wirken ist gewiß die letzte ganz große Darstellung des Romgedankens unmittelbar vor seinem Einmünden in die allgemeinere Bewegung der Renaissance. Aber gerade weil dieser Gedanke durch alle Jahrhunderte des Mittelalters verfolgt werden kann, liegt auch in ihm noch nicht die Morgenröte des neuen Tages italienischer Kultur. Fedor Schneider hat uns vor kurzem ein schönes Buch über Rom und den Romgedanken von Beginn der christlichen Zeit bis zum 14. Jahrhundert hin geschenkt⁵⁶⁾ und darin zwei wesentliche Bestandteile der politischen Er-

⁵⁵⁾ K. Brandi, Mittelalterliche Weltanschauung, Humanismus und nationale Bildung, Vortrag, Berlin 1925, S. 26.

⁵⁶⁾ Fedor Schneider, Rom und Romgedanke im Mittelalter, München 1926, S. 155. Vgl. meine Besprechung Gött. gel. Anz. 1926, 1—3.

neuerung Italiens betont, den Romgedanken und die „Laienkultur der lombardisch-toskanischen Städte“. Allein man braucht nur ein wenig in Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance“ zu blättern, um zu sehen, wie unendlich viele andere Faktoren mit am Werke waren, ganz zu schweigen von denjenigen, die wir erst nach Jakob Burckhardt sorgfältiger zu beachten gelernt haben. Wenn also Cola di Rienzo eine bedeutende Stelle einnimmt in der Tradition des Romgedankens und in der Reihe der Vorkämpfer einer neuen Freiheit, so wertete schon Burckhardt ganz richtig seine Wirkung auf die Stärkung des italienischen Nationalgefühls gering. Es bleibt bestehen, daß er scheiterte und gerade Rom niemals wieder in den Kreis der freien Kommunen eintreten sollte.

Indessen, wir wollen uns überhaupt nicht klammern an das einzelne und uns bemühen, „die geistige Wandlung seiner Zeit“ mit Burdach in tieferen Lagen des Seelenlebens zu begreifen. Wir wollen ihm auch eine Strecke weit in seinem Gedanken folgen, daß Renaissance und Reformation irgendwie aus gleichen Wurzeln hervorgegangen seien, daß, naturwissenschaftlich gesprochen, in der Phylogenese unserer Kultur das 14. Jahrhundert zwar noch indifferent, aber doch schon von starken Wachstumstendenzen gewesen sei im Sinne einer allgemeinen Sehnsucht nach Erneuerung des Lebens aus den tiefsten Seelenkräften. Da fragt es sich also, ob die Triebe auf Verjüngung und Veredlung, die kaum einer Zeit ganz fehlen, wie sie ja in Natur und Generationsfolge täglich wirken, gerade im 14. Jahrhundert als stark und neu empfunden worden sind, und ob Cola di Rienzo für uns ein ragendes Zeichen der Zeit und ein fruchtbarer Same der Zukunft geworden ist. Das 14. Jahrhundert war gewiß ein knospendes, unentschiedenes Zeitalter, in dessen Schoße noch seltsam beieinander wohnten Orthodoxes und Ketzerisches, Kaisertum und Städtefreiheit, Scholastik und Lebenserfahrung, starre Begrifflichkeit und das Verlangen nach Anschauung. Cola di Rienzo war in seiner Problematik ein echtes Kind dieses Jahrhunderts, aber eben deshalb war er nicht sein Erlöser, sein Entzauberer, wie Petrarca. Er hat dem Jahrhundert an keiner Stelle die entscheidende Wendung gegeben.

Cola di Rienzo liebte die Bilder, und solche der Erneuerung spielen bei ihm eine gewisse Rolle. Aber es ist durchweg altes literarisches Gut, was auf seinen Wassern treibt. Ob er vom Vogel Phönix spricht oder von der Höhle, aus der er aufersteht, ob er das hergebrachte Ritterbad als Reinigung oder Wiedergeburt faßt, ob er die Gaben des Heiligen

Geistes, des Geistes und Lebendigmachers preist, ob er festgeprägte Gedanken und Profetien der Spiritualen übernimmt — überall dieselbe Gotik, dieselbe beziehungsreiche Mystik, überall der stärkste Zusammenhang mit der letzten Vergangenheit, nicht das Wehen eines neuen Geistes. Die Kraft der Sehnsucht, das Aufbrechen neuer Welten erkennen wir überall an der echten Leidenschaft und an der unangreifbaren Einheit von Leben und Lehre. Beides fehlte. Wie Cola di Rienzo in einem Augenblick tiefster Depression bekannte, daß er seine Rollen nach Bedarf gespielt habe, so nahmen auch Kaiser und Papst, zwischen denen er zeitlebens schwankte, ihn nicht ernst genug, um entweder an ihn zu glauben oder ihn zu vernichten. Selbst im engsten Kreise ist ihm kein Jünger geblieben; auch der Biograph, von dem wir ausgingen, hat seine Freiheit an ihn nicht verloren. Am stärksten, weil am kürzesten und am fremdartigsten, war sein Eindruck noch in Böhmen, aber auch da nur auf verwandte Naturen⁵⁷). Von den Bahnbrechern neuer geistiger Bewegungen trennt ihn der Mangel des eigentümlich Originären und des echten Heldentums. Ja, sein Leben war eine große Tragik, und es verlohnt sich immer wieder, ihn einen Abend lang über unsere geistige Bühne gehen zu lassen. Aber so wenig er die Welt als Dichter begriff, so wenig berührte ihn auch nur von fern die tiefe Gegenständlichkeit der Philologie oder der politische Realismus der Renaissance. „Er sah weder die politischen und kirchlichen Dinge, noch die Menschen und die Städte und die große Natur mit neuen Augen.“ Er war und blieb ein nachgeborenes Kind des gotischen Zeitalters mit seinen Allegorien und mystischen Spielereien, aber ohne den himmelstürmenden Schwung der echten Gotik; ein Überlebender des Mittelalters. Es ist, als klänge echt und erlebt aus ihm doch nur der Ton der alten Romklage, der die Jahrhunderte verband. Aber schon die schönsten Verse des 9. Jahrhunderts trugen die ganze Fülle seiner Stimmung:

*Nobilibus quondam fueras constructa patronis;
Subdita nunc servis heu male, Roma, ruis.*

Wohin bist du gekommen, arme Roma, geknechtet trotz so edler Gründung!

⁵⁷) Der König und sein Erzbischof verhielten sich ablehnend. Sehr spöttisch doch auch die Bemerkung von H. Leo, Geschichte von Italien IV, S. 518, 1: „hielt er die prager Magister gehörig mit Disputationen im Athem und erndtete große Bewunderung.“

Renaissance und Reformation

Die „Renaissance“ als Erneuerung des italienischen Volkes aus den Bedingungen seiner letzten Vergangenheit und den Erinnerungen an das große Altertum hat uns zuerst Jacob Burckhardt erschlossen (1860). Er fügte ihr auch den Humanismus als eine halb romantische, halb literarische Erscheinung ein; von der kirchlichen Welt erfaßte er wesentlich das äußerlich Volkstümliche und vernachlässigte ein wenig ihre tieferen Kräfte, obwohl sie ihm aus der bildenden Kunst geläufig genug waren. In der Gesamterscheinung der Renaissance sah er zugleich den Durchbruch des modernen europäischen Geistes, in dem Italiener der Renaissance den „Erstgeborenen“ unter den Söhnen Europas, den „Entdecker der Welt und des Menschen“. Dieser Wurzel und in gewissem Sinne diesem Ideal der eigenen humanen Kultur widmete er den höchst persönlichen Reiz seiner Darstellung.

Andere sahen dieselben Dinge mit anderen Augen, mochten sie nun den Wert oder die Wirkung des Altertums leugnen, die Renaissance zum Mittelalter rechnen oder an den Beginn der Neuzeit setzen, ihre echten Kräfte aus germanischer oder romanischer Rasse erklären. Man fand allgemein die Verwurzelung der sogenannten Renaissance in der Welt des Mittelalters stärker, und wenn man von einer Tendenz zur „Erneuerung“ sprach, so dachte man weniger an die Antike als an das Christentum, weniger an die Befreiung des Menschen als an die Befriedigung seiner religiösen Sehnsucht. Man rückte die Renaissance vereinzelt auch innerlich nahe an die deutsche Reformation.

Heute darf man sagen, daß unsere Vorstellungen sich vertieft und verbreitert haben, daß wir die europäische Renaissance als eine zwar landschaftlich vielfach selbständig bedingte, überall aber irgendwie von Italien aus gefärbte Kulturbewegung erkennen und darin auch das Geistliche nicht mehr übersehen. In der Hauptsache aber, müssen wir gestehen, bleibt es bei dem, was Burckhardt zuerst so deutlich herausstellte. Das lebendige Verlangen jener Zeit ging wirklich auf die Eroberung der inneren und äußeren Welt, auf Säkularisation der Bildung,

auf Überwindung des klerikalen Bildungsinhalts und Bildungsmonopols. Vollends in dem Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Natur und zu den ihn bindenden Ordnungen der Wirtschaft und des Staates hat sich die Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhundert vollkommen neu orientiert. Alles dieses nicht in gleichmäßig einheitlichem Zuge, sondern in einer über die Jahrhunderte hingehenden, an Rückschlägen reichen, über weite Gebiete verteilten Entwicklung.

Der Grundzug aller jener Tendenzen und Fragestellungen war eine ungeheure geistige Begehrlichkeit, eine Entdeckungsfreudigkeit, die deshalb auch so stark und begierig nach den alten Büchern griff, weil diese die unerläßlichen Erklärungen bieten mußten zu den wieder beachteten, ringsum aus dem Boden starrenden Denkmälern vergangener Zeiten, und weil beide zusammen, Bücher und Denkmäler, nach dem Vorgang der Dichter dem stolzen Herzschlag dieser Jahrhunderte Nahrung und Befriedigung gaben. Man ist aber schon seit langer Zeit, vollends seit Jacob Burckhardt, darüber im klaren, daß Selbstbewußtsein und geistige Begehrlichkeit wieder die Ergebnisse jener eigentümlichen Städtkultur gewesen sind, die seit den Kreuzzügen zunächst in den Seestädten, dann allgemein in Mittel- und Oberitalien emporstieg und nach dem Sinken der deutschen Kaisermacht, endgültig seit 1250, mit der politischen Freiheit auch die Notwendigkeit einer politischen Neugestaltung vor sich sah. Daß die Päpste, von 1305 bis 1420 und länger, durch das Exil in Avignon, das große Schisma und die Konzilsnöte von Konstanz und Basel nicht in der Lage waren, sich wie früher und später an der italienischen Politik zu beteiligen, steigerte noch die Bewegungsfreiheit der Städte. Diese Bewegungsfreiheit aber entband alle Kühnheit, ließ die Federn aller Spannungen springen, ließ so gut den Handel und die Gewerbe wie das Kriegshandwerk der Condottieri und das illegitime Fürstentum der Signori entstehen. Mit dieser Illegitimität sank der Geburtsstand, stieg die persönliche Tüchtigkeit: die virtü. Soziale Fesseln lösten sich. Gebildete Frauen traten, aller scholastischen Theorie zum Trotz, auch geistig wieder ebenbürtig dem Manne zur Seite, und selbst die bloße Gesellschafterin konnte in Venedig und in Rom ein großes Haus machen. Dabei darf man nicht übersehen, daß den vielen Erfolgen noch viel mehr Fehlversuche entsprachen — wozu selbst so charakteristische Erscheinungen wie Cola di Rienzo und Cesare Borgia gehören. Der eine wollte, trotz geringer Herkunft, als Notar,

als Volkstribun, dann wohl gar als Augustus Rom beherrschen; der andere, als Papstsohn doppelt illegitim, ein Fürstentum im Kirchenstaat behaupten und noch Größeres erleben. Den einen stürzte das eigene innere Unvermögen, den andern der Wechsel im Papsttum. Aber ein Colleone wurde vom kleinen Ritter zum gefürchtetsten Condottiere (gest. 1475) — in Venedig verewigt ihn das schönste Reiterdenkmal der Welt —, ein Francesco Sforza wurde vom Condottiere zum Herzog von Mailand (gest. 1466), ein Parentucelli vom Hauslehrer, ein Enea Silvio vom heimatlosen Literaten zum weltbeherrschenden Papst als Nikolaus V und Pius II (gest. 1464).

Nicht anders im Handel und Verkehr. Man warb um das Glück. Man folgte ihm in die Levante und über die Alpen bis nach England. Darüber aber gewann man Verständnis für die größten Kombinationen, für den Kurs des Geldes und die Wechsel auf verschiedene Plätze. Das Risiko freilich blieb ungeheuer. Bei dem Fehlen aller wohlmeinenden Hilfen, die der moderne Staat in Sozialpolitik und Recht dem materiell und geistig Schwachen bietet, war und blieb die Auslese überaus scharf. Dem massenhaften Elend wurde nur durch eine ebenso ungeheure, kirchlich oder politisch motivierte, private Wohltätigkeit gesteuert. Aber die siegreichen Einzelnen bewegten sich nur um so mehr auf den schwindelnden Höhen der Gefahr, des Erfolges und des Genusses. Bald war es mehr das zähe kaufmännische Wartenkönnen, wie bei dem alten Cosimo Medici in Florenz (gest. 1464), bald mehr die keck herrenhafte Entschlußkraft, wie bei seinem Enkel Lorenzo, was zum Ziele führte.

Aus solcher Lebensluft stammten die Marco Polo und Cristoforo Colombo, jener Venetianer des späten 13. Jahrhunderts, der bis nach China gelangte und es in dem großen Reich des Ostens zum Gouverneur brachte — und der Genuese, der für die Königin von Kastilien die westliche Durchfahrt nach Indien suchte und Amerika fand. Aus solcher Lebensluft stammte aber auch Niccolo Machiavelli, der sich immer wieder die Frage vorlegte, warum eigentlich die einen zum Erfolg im Staat gediehen, die anderen nicht, und was infolgedessen wohl im Leben der Staaten das entscheidende sei. Daß ihm dabei die Klassiker, insbesondere die lateinischen Historiker, gute Dienste taten, rückt auch die Humanisten mit in die Reihe der großen Entdecker. Gerade sie waren unermüdlich darin, auch aus der Vergangenheit Schätze des Wissens und der Welterklärung heraufzuholen, um mit diesem Mittel die Gegenwart

wieder unabhängig zu machen von sich selbst. Sie waren es, denen die Entdeckung des geschichtlichen Zusammenhangs der Gegenwart mit einer fernen Vergangenheit und damit die Entdeckung des Historischen überhaupt gelang. Sie begründeten die griechische und hebräische Wissenschaft, die später im Norden durch Erasmus, Reuchlin und seinen Neffen Melanchthon so bedeutend werden sollte für die deutsche Reformation. Schließlich sind sowohl jene Künstler mit ihrem leidenschaftlichen Drang zur Natur und zur „Schönheit“, zum richtigen Sehen und Verstehen alles Körperlichen, wie jene Religiösen, die nur eine andere Richtung der Kultur vertraten, aus derselben geistigen Spannkraft zu verstehen.

Daß sich in der Hochrenaissance die grenzenlose Bereicherung des Lebens zur üppigsten Entfaltung, das befestigte Fürstentum zum Höfischen, die bildende Kunst zur rauschenden Pracht und oft genug zum Überschwang steigerte, macht die Periode der Gegenreformation und des absoluten Fürstentums schon in der Wurzel verständlich. Beide zogen ihren Gewinn aus der rationalen Staatsidee, der höfischen Disziplin und der virtuosen Prachtentfaltung. Wie die Kirchen und Kapellen von den tief sinnigen Darstellungen Michelangelos, die Gemächer des Papstes von den repräsentativen Fresken Raffaels, so glänzten die Säle europäischer Fürsten und venezianischer Nobili von den farbensatten Allegorien und Porträts der Giorgione und Tizian. Der in der Renaissance zeitig wirksame, immer feinfühligere entwickelte Formensinn verband sich mit dem Rationalismus der Zeit zur Erneuerung der Mathematik, zu der sich Philologie und Poesie als Töchter des Humanismus wahlverwandt gesellten, um mit der höfischen und kirchlichen Tradition der französischen Kultur des 17. Jahrhunderts das Gepräge einer klassischen zu geben.

Dazwischen aber liegt für Deutschland und für das von Deutschland beeinflusste Nordeuropa das ungeheure Erlebnis der *R e f o r m a t i o n*, die nicht nur die kirchenpolitische Struktur des Abendlandes auflöste und völlig wandelte, sondern jener glänzenden romanischen Weltkultur ihrerseits eine innerliche, irrationelle, vorwiegend religiöse Seelenkraft entgegenstellte.

Luthers theologisch neue oder doch in völlig neuer Energie durchgeführte Mobilisierung des deutschen Gewissens fand die eigene Welt in einem Zustand tiefster politischer, sozialer, wirtschaftlicher und künstlerischer Gärung. Von den lebendigen Kräften der Nation wurde sein

Weckruf in sehr verschiedenem Sinne aufgenommen. Die alten Mächte so gut wie die neue Bildung bewegten sich noch immer in universalen Bahnen. Kaisertum und Papsttum, eben erst überraschend in der alten, umfassenden Art gefestigt und gerade deshalb gegeneinander wieder in Spannung, erkannten erst spät — wenn überhaupt — die volle Tragweite der religiösen Bewegung. Luther selbst respektierte beide Mächte, so lange er konnte. Auch der ihm in dem historisch-philologischen Hilfsbau seiner Theologie so wichtige Humanismus blieb im Grunde eine durchaus universale Macht, mochte auch mit Hutten und anderen der ihm im Blute liegende nationale Zug wieder durchschlagen. Vollends die Wirtschaft, gerade die deutsche, die hanseatische sowohl wie die oberdeutsche, hatten starke internationale Tendenzen. Die oberdeutschen Häuser der Fugger und Welser schufen Bergwerke von Kärnten bis Spanien, betrieben Waren- und Geldgeschäfte durch Europa und die Neue Welt. Trotzdem sollten alle diese universalen Mächte unterliegen.

In den deutschen Grenzlanden war gegen die aufsteigenden anderen Nationen in dem gebildeten Volk das Bewußtsein von der eigenen Art täglich lebendiger geworden; bald wurde es auch historisch aus den echten Quellen gestärkt. Es erhielt durch den neuen Kampf gegen die „Romanisten“ kräftige Impulse, und die im Zeitalter der Buchdruckerkunst bald sehr breitgewordene literarische Welt erlebte in Kürze die Auferstehung so gut des teuren Helden Arminius wie der alten deutschen Kaiser. Gleichzeitig waren es die Glieder des Reichs, besonders die Fürsten, die ihre ständischen Interessen gegen das universale Kaisertum zunehmend als „teutsche Libertät“ empfanden und damit auch ihrerseits Forderungen herausstellten, die ein nationales Gepräge zeigten. Der alte kirchenpolitische Kampf um die Besetzung kirchlicher Ämter und die Zahlungen an die römische Kurie setzte sich dazu gern und leicht in wirksame Parallele und fand erneut in den großen Staaten des Westens Vorbilder und Bundesgenossen.

Ja, Frankreich, nach den Gedankengängen seiner Kreuzzugspublizistik und nach der Romantik der Italienzüge Karls VIII und Ludwigs XII, eine Zeitlang stark in universalen Ideen befangen, orientierte sich gegen die Umklammerung durch die habsburgische Weltmacht erst recht auf seine nationalen Traditionen und half nun auf das wirksamste mit, das mittelalterliche Machtsystem aus den Angeln zu heben. Der natürlichen Interessengemeinschaft Frankreichs mit den

deutschen Protestanten leistete groteskerweise selbst das Papsttum von Zeit zu Zeit Vorschub, wenn es den Gegensatz zu dem Länder und Meere beherrschenden Kaisertum Karls V besonders schwer empfand.

Eben aus dieser von Furcht und Eigentrieb gemischten Abwehrhaltung gegen das universale Kaisertum erklärt sich auch die Aufnahme der Osmanen in das System der europäischen Politik. Bis dahin war der Feind der Christenheit überall und von allen entschlossen abgelehnt worden. Zur Verteidigung Ungarns und der Reichsgrenze zogen auch die Protestanten mit. Aber der Mangel einer Flotte trieb gerade Frankreich den Türken in die Arme. Mit ihnen im Bunde beunruhigte ein Parteigänger des Großherrn, Chaïreddin Barbarossa, aus seinen Schlupfwinkeln an der nordafrikanischen Küste in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Gewässer des Mittelmeeres und damit die lebenswichtige Verbindung zwischen Spanien, Sizilien und Neapel.

Im Innern Deutschlands aber standen nicht nur die Fürsten und Herren ganz überwiegend gegen den Kaiser, sondern auch die Städte gegen die Fürsten, die Bauern und Ritter gegen die kleinen und großen Herren, so daß die zwanziger Jahre das Gesicht einer verwirrenden geistigen und politischen Revolution trugen. Aus dem Gewühl der Kämpfe traten nach und nach die Fürsten immer deutlicher als die Sieger hervor, und die allgemeine Lage machte sie sogar zu europäischen Mitkämpfern gegen den Kaiser. Die merkwürdigste Folge aber ihrer von vornherein achtungsgebietenden Stellung in der Reichsverfassung wurde für sie die Möglichkeit, dem ganz persönlich und oft unter Kämpfen ergriffenen Evangelium Schutz und Schirm zu bieten. Denn so stark waren Bekenntnis und kirchliche Unterordnung seit den Tagen des alten römischen Reiches Staatsangelegenheiten geworden, daß auch Luther und seine Anhänger nur im staatlichen Schutz bestehen konnten. Da nun beide, Bekenntnis und Fürstenmacht, Hand in Hand gingen und je für sich welthistorische Größen darstellten, ergab sich aus dem Kampf um das lutherische Bekenntnis als erstes unerwartetes, aber überaus folgenschweres Ergebnis die lutherische Landeskirche und mit ihr eine neue, im Mittelalter oft genug angestrebte, aber nie eigentlich erreichte Heiligung des Staates und seiner Institutionen. Sie nahm bei der geschlossenen Art des Stadtstaates schon in Zürich, vollends in Genf

²⁵ Brandi

scharf theokratische Formen an, während das persönliche Regiment der Fürsten sich aus seinem Gottesgnadentum gewaltig steigerte und nun erst recht den Souveränen des Westens nacheiferte. So unerfreulich sich viele dieser jüngeren, teils vom Evangelium innerlich wenig berührten, teils in theologischen Buchstäblichkeiten befangenen Fürsten auch gebärdeten, sie haben doch durch persönlichen Mut und fürstliche Entschlußkraft die Sache des Evangeliums entscheidend gerettet.

Karl V vor Metz

Mit einem Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen der deutschen und französischen Forschung über die Grenzlande, die immer Aufgabe dieses Instituts bleiben wird, wünsche ich auch einmal im besonderen des Lothringer Landes und des unvergleichlich schönen und reizvollen Metz in liebevoller Erinnerung zu gedenken. Denn ich vermöchte kaum zu sagen, ob mich an meinem Stoff mehr das Schicksal von Metz gefesselt hat oder die Tragödie des Kaisers, die sich vor Metz abspielte.

Für das Leben des Kaisers, um das ich mich bemühe, ist der Mißerfolg vor den Toren von Metz der letzte schwere Schlag gewesen, von dem er sich nie wieder erholt hat. Sein Leben kannte unendlich viele Spannungen, und diese wurden von ihm bei aller Schwerfälligkeit seines Wesens doch sehr innerlich durchgekämpft und durchgelitten. Wie oft hatte er nicht vor ganz großen Krisen gestanden, die fast immer wie durch besondere göttliche Fügung schließlich gut ausgegangen waren. Dieses Mal schien der Himmel seine Bitten nicht zu hören; seine letzten umfassenden militärischen und politischen Anstrengungen blieben umsonst. Nach der Katastrophe von Metz aber zog er sich mehr und mehr von den Geschäften zurück; eine große Unternehmung hat der Dreiundfünfzigjährige nicht mehr gewagt.

Wie der Kaiser, so ist auch Metz ein Stück meiner selbst geworden. Ich habe den Weltkrieg fast ganz zwischen Maas und Seille in Anlehnung an die Festung Metz erlebt. Nachdem ich drei Jahre im Priesterwald und an den Süd- und Südwestfronten von Metz gestanden hatte, sollte ich im letzten Kriegsjahr als erster Adjutant der Festung zu ihr noch in ein ungewöhnlich enges Verhältnis treten, die Stadt und die Festung in jeden Winkel hinein kennenlernen, bis zum letzten bitteren Ende in jener Nacht des 16. November, da ich als Transportführer den

Vortrag bei der Jahresversammlung des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich zu Frankfurt (13. Juni 1936).

letzten Eisenbahnzug mit den Resten der Besatzung und der Militärverwaltungen übernahm, während gleichzeitig der Chef des Stabes, Herwarth von Bittenfeld, die letzten geschlossenen Truppen mit klingendem Spiel aus Metz hinausführte. In dieser Novembernacht 1918 wurde Metz zum zweiten Male aufgegeben, wie der Abzug der Truppen Karls V den ersten Verlust der Stadt Metz für das Reich entschieden hat.

In der Tragödie von Metz, seiner Entfremdung vom Deutschen Reich, vollendeten sich aber zugleich zwei weltgeschichtliche Schicksalszüge allgemeinerer Art. Als Karl V acht Jahre vorher in Metz musterte, und zu seinem einzigen wirklich erfolgreichen Vorstoß nach Frankreich hinein rüstete (1544), ein Kriegszug, der ihn bis nahe vor Paris, fast genau so weit wie die deutschen Heere im Herbst 1914, gelangen ließ, war er verbündet mit den jungen deutschen Fürsten. Jetzt dagegen stand er umgekehrt einer Verbindung dieser Fürsten mit Frankreich gegenüber, der er so wenig gewachsen war, wie die Habsburger im 30jährigen Kriege. Die Ideen des Reiches und der Dynastie waren nur unter den günstigsten Umständen noch zur Deckung zu bringen. Vollends die universalkirchliche Idee, die der Kaiser vertrat, scheiterte immer wieder an der Zurückhaltung der Päpste und an dem Bündnis der Protestanten mit dem katholischen Frankreich, den katholischen Guise und den lothringischen Kardinälen.

Es scheiterte aber nicht nur seine Reichspolitik, sondern auch die altburgundische Territorialidee. Die Niederlande reichten bis Luxemburg und Diedenhofen, ja bis Marange vor Metz. Zwischen ihnen und der Franche Comté lagen Lothringen und die lothringischen Bistümer mit ihren strategisch so wichtigen Bischofsstädten Metz, Toul und Verdun. Die burgundische Idee, die vom Kanal bis zur Saône, ja durch Familienverbindungen bis zu den savoyischen Pässen reichte, die Karl den Kühnen nach Granson und Murten und vor die Tore von Nancy geführt hatte, zerbrach zum zweiten Male mit dem vergeblichen Vorstoß seines Urenkels auf Metz.

Statt dessen öffnete der Mißerfolg erst recht den Franzosen die Straße an den Rhein von Paris über Verdun, Metz, Saarbrücken auf Landau — eine Richtung, die sich mit der burgundischen Linie Luxemburg—Metz—Besançon, in Metz rechtwinklig kreuzte. Damit ist daran erinnert, daß die Wegnahme von Metz durch die Franzosen am 10. April 1552 der entscheidende Anfang ihres Vormarsches an den

Rhein bedeutete. Es wird zu untersuchen sein, ob die damalige Politik der Franzosen so harmlos und rein zweckbedingt war, wie die letzte gehaltvolle französische Arbeit von Gaston Zeller, *La réunion de Metz à la France, 1552—1648*¹⁾, glauben machen will. Denn das bleibt ganz sicher, daß die weltgeschichtliche Wendung der französischen Politik von den Italienzügen Karls VIII, Ludwigs XII und Franz' I zur Rheinpolitik des 16. und 17. Jahrhunderts, die im Damenfrieden von Cambrai doch nur widerwillig und mehr negativ angesetzt war, in dem ersten wirklichen Vormarsch an den Rhein im April 1552 zum Durchbruch gelangte, — einerlei, ob Heinrich II das zum Bewußtsein gekommen ist oder nicht, ob er ein Werkzeug des eigenen Willens oder dasjenige immanenter Kräfte der Geschichte gewesen ist.

I.

Will man die große deutsch-französische Raumfrage in ihren Wurzeln verstehen, so darf man nie vergessen, wie labil sehr lange Zeit das staatliche Zugehörigkeitsgefühl in diesen, durch kleine Herrschaften überall unendlich aufgelockerten Grenzlanden, selbst im Bereich der scheinbar schon geschlossenen Niederlande gewesen ist. Wenn der König von Frankreich mit niederländischen Ständen und Herren in offenem Verständnis stehen, wenn die Lehnverhältnisse, vielfach ohne politische Folgen, formell doch durchaus zweiseitig sein konnten, so versteht man angesichts der kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse und der ewigen Möglichkeiten der kirchlichen Wahlfürstentümer die französische Politik in den Bistümern bis nach Metz, Lüttich und Trier hin; ebenso das französische und das burgundische Interesse an dem zum Reich gehörigen Herzogtum Lothringen. Deshalb war es für die französische Politik eine Tatsache von größter Wichtigkeit, daß eine Nichte des Kaisers, die dänische Christine, als Herzogin-Witwe nicht ohne Einfluß auf die Regierung von Lothringen war. Ebenso natürlich und bezeichnend, daß sich noch 1543 erst Wilhelm von Fürstenberg zum Schutz der Protestanten, dann die Franzosen und endlich die Kaiserlichen in der alten Abtei und Herrschaft Gorze westlich der oberen Mosel, ganz nahe vor Metz, festgesetzt hatten, während Frankreich durch Parteigänger in den Besitz des Schlosses Goin, ebenso nahe südlich Metz, zu gelangen

¹⁾ Paris 1926 (Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, fasc. 35, 36).

suchte. Ja, um Metz selbst war 1543, wie um Diedenhofen und Luxemburg schon einmal gekämpft worden²⁾). In all dem erkennen wir aber eine allgemeinere Idee. Franzosen und Deutsche stritten sich seit dem Anfang des Jahrhunderts um die beiderseitigen Zugehörigkeiten in einem sehr viel weiteren Bereich, auch schon unter Berufung auf Geschichte und Sprache, etwa der Karolinger, aber auch der Gegenwart.

So lag denn die Idee, daß Metz, Toul und Verdun, die zwar zum Reich gehörten, aber „nicht deutscher Sprache“ waren, eben deshalb eine Sonderstellung einnahmen, für beide Teile im Zuge der Zeit, als Befürchtung und als Ziel.

Etwas anderes ist freilich die Frage, wodurch die französische Rheinpolitik eben in diesem Jahre 1552 tatsächlich ausgelöst worden ist. Hier werden wir auf den Fürstenbund und seine Erhebung gegen Karl V eingehen müssen und in ihm die entscheidende Veranlassung finden.

Das Werden und Wirken dieses Bundes ist wegen der sonderbaren Verschiebungen der Ideen einer der interessantesten Abschnitte unserer Geschichte. Das Nebeneinander der Absichten der nordostdeutschen Fürsten Preußen, Brandenburg-Küstrin und Mecklenburg, von denen die ersten idealen Antriebe ausgingen, mit der hessischen Opposition, die aber vor allem die Befreiung des alten Landgrafen anstrebte, der völlig anders gearteten Notwendigkeiten des Kurfürsten Moritz, und der Raubritterpolitik des Markgrafen Albrecht Alcibiades erzeugte ein monatelanges gärendes, innerlich unklares Spiel der Kräfte. Das Ausscheiden des Markgrafen Hans war fast dramatisch; ebenso großartig das Durchdringen der Gedanken und der Führung des Kurfürsten Moritz, gegen den der erste Zusammenschluß eigentlich gerichtet gewesen war, weil man ihn für ein Organ des Kaisers hielt.

Hessische Tradition war die Verbindung mit Frankreich; Landgraf Philipp hatte damit seine ersten Erfolge in der württembergischen Sache gegen das Haus Habsburg errungen. Nun fand sie bei seinem Schwiegersohn Moritz verständnisvolle Pflege. Aber von der ersten Botschaft des Heinrich von Gleißental, der am 14. August 1550 schon zum zweiten Male in Frankreich weilte³⁾, bis zum Abschluß war ein weiter Weg.

²⁾ Ch. Rahlenbeck, Metz et Thionville sous Charles-Quint. Bruxelles (Umschlag Paris), 1881, S. 33 ff. (La mission du conseiller Boisot).

³⁾ A. v. Druffel, Beiträge zur Reichsgeschichte I, 440, Anmerkung. Das Material für alles folgende im wesentlichen bei Druffel in Band II und III.

Heinrich II war wie sein Vater im Kampfe mit Karl V zunächst noch immer auf die alten Kampfplätze in Italien und in der Picardie gerichtet. Daneben war er auch, wie sein Vater, zugänglich für eine Stellung im Reich. Aber greifbare Gedanken hatte er in dieser Beziehung so wenig wie in bezug auf eine umfassendere Politik in Lothringen. Er behandelte die deutschen Werbungen unzweifelhaft lange Zeit sehr lässig.

Erst seitdem der Bischof von Bayonne, Jean de Fresse, als französischer Gesandter bei Hessen und Sachsen in die Verhandlungen eintrat, kam etwas mehr Leben hinein. Doch scheinen mir die treibenden Kräfte auch jetzt fast allein bei den deutschen Fürsten gelegen zu haben. Als de Fresse das erstmal verkleidet über Marburg nach Sachsen kam, suchte Frankreich auch durch ihn noch vor allem Entlastung in Italien bei den Kämpfen seiner Parteigänger um Parma, Piacenza, Mirandola, wie später um Siena. Nach den Verhandlungen von Eilenburg und dann von Lochau (25. September bis 5. Oktober 1551) nahm das Bündnis festere Gestalt an. Aber die Hauptverhandlungspunkte lagen noch immer in der Höhe der Subsidien, in der eigenen Mitwirkung des französischen Königs und in ihrer Begründung nach außen. Heinrich II, der das Religionsedikt von Chauteaubriand erlassen hatte, konnte unmöglich als Verbündeter der Protestanten in ihren religiös-kirchlichen Forderungen erscheinen.

Umgekehrt legten die Kriegsfürsten und in erster Linie Moritz den größten Wert gerade auf das offene Hervortreten des Königs an der Spitze seines Heeres, und sie taten das allem Anschein nach im Zusammenhang eines einheitlichen Kriegsplanes, dem man eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen kann, der aber in keiner der bisherigen Darstellungen entsprechend herausgearbeitet worden ist.

Der militärische Grundgedanke des Bündnisses mit Heinrich II war offenbar, die innere Linie zu gewinnen, den Kaiser von seinen Verbindungen mit den Niederlanden abzuschneiden, sich womöglich am Rhein die Hand zu reichen, im übrigen aber im Schutz dieser Strategie geradenwegs auf den Kaiser loszumarschieren. Der Kaiser hatte zwar rückwärtige italienische Verbindungen; aber auch in Italien kämpfte er mit den Franzosen. Sein stärkster finanzieller Rückhalt lag dagegen in den Niederlanden, wo die spanischen Flotten und ihre Geldsendungen einliefen.

Es ist aktenmäßig nicht festzustellen, wo dieser Kriegsplan entstanden ist. Aber da wir alle Aktivität dieser Jahre bei Moritz, bei Frankreich dagegen lange Zeit nur Zurückhaltung finden, so bin ich geneigt, seinen Ursprung in Sachsen zu suchen. In Sachsen erfolgten alle entscheidenden Verhandlungen. Hessen und die anderen gingen mit oder gingen nicht mit. In Paris wurden die sächsischen Abmachungen trotz einzelner Einwendungen immer im wesentlichen bestätigt. Gestaltende Kraft verspürt man nur bei Moritz.

Die Abrede von Lochau, auf die man trotz des ersten Mißerfolges des Markgrafen Albrecht in Paris immer wieder zurückkam, bildet auch Inhalt und Form des Vertrags von Chambord vom 15. Januar 1552; sie sagte in dem entscheidenden Satze: „Es wird für gut erachtet, daß die königliche Majestät zu Frankreich aufs allerfürderlichste die Stett, so zum Reich von alters gehörend und nit teutscher Sprach sein, als nämlich Camerich, Toll in Lothringen, Metz, Verdun und was derselben mehr wären, ane Verzug innehme.“ Dazu war der wohl von Frankreich geforderte Zusatz gekommen, der im ersten Entwurf fehlt: „und die als ein Vicarius des heiligen Reichs, zu welchem Titel wir seine königliche Majestät zukünftig zu befördern geneigt sein, inhabe und behalte.“ Aber auch der erste Entwurf hatte die natürlich deutsche Klausel: „doch fürbehalten dem heiligen Reich seine Gerechtigkeit, so es auf denselben Städten hat, damit die also wider aus des Gegenteils Handen gebracht.“ Von den Bistümern, von territorialen Erwerbungen ist beiderseits nirgends die Rede; nur von den Städten und ihrer militärischen Bedeutung.

Der deutsche Ursprung des Gedankens, daß der König von Frankreich gezwungen werden sollte, an den Rhein vorzustoßen und dabei im Rücken Stützpunkte zu behalten, ergibt sich noch deutlicher aus der fürstlichen Erklärung zum Lochauer Vertrag (Druffel III, 327), wonach die deutschen Fürsten sagten: „aus trefflichen Ursachen haben wir für nutz und gut angesehen, bitten auch nochmals und raten mit Treuen, daß Ihre Majestät eigener Person oder sonst mit einem ziemlichen Haufen heraußer ziehe und sich unserem Haufen also genahe, daß im Fall der Notturft diese beiden Haufen unverhindert zusammenstoßen und mit samentlichen Kräften was Gott haben will ausrichten und dem Faß den Boden ausstoßen mügen.“

Auch bei der letzten militärischen Vorbereitung zu Friedewalde vom 11. bis 14. Februar 1552 wurde wiederum vom Könige der Zug an

den Rhein verlangt, damit er den Kriegsfürsten nahe sei. Man dehnte die Sorge vor einem Dazwischengreifen der Kaiserlichen auf Trier und Frankfurt aus. Eben deshalb zu mehreren Zeitpunkten, offenbar als Rest des ersten Kriegsplans, die Unternehmungen gegen Frankfurt.

Am 3. Februar erging von Fontainebleau aus das Manifest des Königs von Frankreich; gedruckt war es in Marburg! Noch lehrreicher ist der Brief Wilhelms von Hessen an Kurfürst Moritz vom 15. März mit den Eröffnungen des Königs von Frankreich, der versicherte, daß er am 20. März in der Nähe von Toul sein wollte. „Von dannen wolt er zum allereilendsten an den Rhein ziehen, wo [= sofern] seine Majestät die Stett nämlich Metz, Verdun, Toul nit hindern wurden“, was man nicht annahm; doch bitte er um Ausfertigung der verabredeten Briefe an die Städte „um Förderung der Sachen und des Königs Zukunft an Rhein willen. Der König hat Sorg, wir werden mit unserem Kriegsvolk dem Kaiser zu schwach sein; deshalb ist er eigentlich und endlich gar entschlossen zu uns zu kommen, wiewohl, wann wir uns stark genug gegen den Feind dunkten, und es je haben wollten, wärs seiner Majestät um viel dausend Cronen gelegener, daß er nit zu uns stieß. Dann er hätte in Italia und Niederlanden zu schaffen genug.“ (Druffel II, 1121). Alle treibende Kraft lag wirklich bei den Deutschen.

Aber bei ihnen lagen andererseits auch, und zwar wieder vorzüglich bei Moritz, die größten Hemmungen. War schon der Fürstenbund ein überaus künstliches, im Wesen uneinheitliches Gebilde, bei dem Defension und Offensive, Geistliches und Weltliches, ideale Beweggründe und nackteste Beutegier sonderbar durcheinandergingen, so blieb die Lage für Moritz derartig, daß nur das geschickteste Verhalten ihn zum Ziele führen konnte. Er kämpfte mit Hessen für die Befreiung der gefangenen Häupter des Schmalkaldischen Bundes, aber er mußte nichts so fürchten, wie die Freilassung Johann Friedrichs. Er wünschte auch den Sieg seiner Verbündeten und letzte Erfolge gegen den Kaiser, aber sein späteres Leben zeigt, daß er die Gefährlichkeit seiner Genossen nicht verkannte. So blieb er von Anfang an in Fühlung mit König Ferdinand und bereit zu Verhandlungen mit den Habsburgern. Aber auch hier stieß er auf Untiefen. Daß man in der habsburgischen Familie von seiten Ferdinands eine gewisse Lauheit oder Zurückhaltung fürchtete, und ihn vor Moritz warnte, zeigt der großartige Brief der Königin Marie an ihn vom

9. April, worin sie unter Hinweis auf die Hilfsmittel Spaniens und der Niederlande zur äußersten Anstrengung aufforderte, vor allem aber flehentlich um sein persönliches Eintreten für den kaiserlichen Bruder bat ohne Rücksicht auf alles Vergangene⁴). Unsichere Möglichkeiten, Spannungen und Hemmungen für Moritz also auf allen Seiten.

II.

Viel einfacher war die Lage des Königs von Frankreich. Nachdem ihn die Kriegsfürsten gewonnen, ihm das Ziel und durch Schreiben an die Städte auch die verlangte Hilfe gegeben hatten, war sein Vorgehen vorgezeichnet. Er sah vor sich auf dem Wege zur Vereinigung mit dem „deutschen Haufen“ nur wehrlose und, wie sich herausstellen sollte, auch politisch hilflose Stände.

Zwar in Metz, worauf es uns vor allem ankommt, war man frühzeitig nicht ohne Kenntnis von den französischen Absichten. Bischof war der Kardinal Lenoncourt, der dem alten Kardinal Lothringen im vorigen Jahre gefolgt war, zwar nicht in der weltlichen Herrschaft, wohl aber im Bistum und in der Stadt. Er machte Anstalten, in Metz wieder Residenz zu nehmen und war an sich interessiert an der Reichsfreiheit der Stadt, die auch ihm selbst andere Möglichkeiten bot als ihre Einfügung in die straffere französische Monarchie. Andererseits war er ganz und gar französisch gesinnt; sein eigener Bruder, der Graf von Nanteuil, war einer der Geiseln, die Heinrich II am 25. Februar zu Basel mit den deutschen Fürsten auf Erfüllung ihrer Verträge austauschte. Der Kardinal wußte also sehr genau Bescheid. Dementsprechend hielt er sich beizeiten in seinen Bemühungen um Neutralität.

Dieses bequeme Stichwort war in Metz längst beliebt. Die Stadt, seit Jahrhunderten sehr aristokratisch durch eine Anzahl nach und nach zusammengeschmolzener Paraigenfamilien regiert, stand jetzt vor allem

⁴) Druffel, II. 1239, S. 346: Tout ceci, Monsieur, seroit trop tard, si Vous ne faictes office de bon frère. Et pour Dieu, Monsieur, que les choses dictes et passées à ce coup se oublient! Je Vous supplie, Monsieur, que la nécessité et affection fraternelle Vous mectent devant les yeulx tout ce que Vous scaurois dire. Veuillez aussi considérer, Monsieur, que sa majesté n'a pas espargné sa personne, que debile et malade qu'elle estoit, pour Vous venir secourir. — Je Vous supplie, Monsieur, de rechief tant très humblement que m'est possible, user de la célérité en ce cas tant necessaire.

unter dem Einfluß der Gournay, Baudoche und de Heu. Den Gournay gehörte das Hotel St. Livier, das turmüberhöhte Stadthaus aus dem 12. oder 13. Jahrhundert oben auf der Höhe des ältesten Metz an der Trinitariergasse, noch heute eine der schönsten alten Stadtburgen; ein Gournay war 1552 auch der Schöffenmeister. Die Baudoche hatten sich an der Mosel das wirklich prachtvolle Stadtschloß des Passetemps erbaut, uns aus der Zeichnung des Chatillon von 1617 gut bekannt⁵⁾, stolzer und üppiger als das Palais Busleyden in Mecheln, das Palais Ravestein in Brüssel oder das Hotel Gruuthuuse in Brügge, die letzten Reste dieser spätgotischen Stadtschlösser. Die fünf Brüder de Heu endlich hatten wie die anderen Familien ihre Landgüter und Seigneurien; in der Stadt sieht man noch heute ihr geräumiges Haus an der Brunnenstraße neben dem Spital St. Nicolas. Die Geschlechter waren konfessionell in verschiedenen Lagern; die meisten de Heu waren protestantisch. Aber man kann natürlich nicht sagen, daß sie deshalb kaiserlich oder niederländisch gewesen wären; vielmehr waren sie wirklich auf die Reichsfreiheit bedacht, die doch auch den Altgläubigen erwünschter sein mußte als die königlich französische Herrschaft.

Eine unmittelbare Zettelung mit den Franzosen ist deshalb weder von diesen Stadtvätern noch von dem Kardinal ausgegangen. Aber ihre sonstigen Meinungsverschiedenheiten, ihre geringe Verbindung mit den übrigen Schichten der Bevölkerung, bei diesen selbst der Mangel an Führung, vor allem das Stichwort der „Neutralität“, das alles waren offenbare Momente der Schwäche. Wie früh die Metzzer über die ihnen drohenden Gefahren unterrichtet waren und Schritte taten zur Erhaltung ihrer Neutralität, lehrt der Bericht des kaiserlichen Lieutenants in Gorze vom 2. Februar an Tassigny nach Diedenhofen, daß Gaspar de Heu am Kaiserhof gewesen sei, wo er Neutralität erwirken wollte, und daß ebenso „gestern“ die zum Könige von Frankreich pour obtenir neutralité gesandten Städteboten zurückgekehrt seien.

Warum nahm man nicht zum Schutz gegen einen französischen Anschlag eine kaiserliche Besatzung? Das hätte nach Lage der Dinge nur eine niederländische sein können, was gegen die „Neutralität“ zu sein schien. An Verhandlungen darüber hat es gleichwohl nicht gefehlt. Man

⁵⁾ Abbildung bei Ruppel, Lothringen und seine Hauptstadt. Metz 1913, S. 325. Im Passetemps hatte Kaiser Maximilian einst Quartier genommen.

bemühte sich bei der Königin Marie in Brüssel und bei dem Statthalter von Luxemburg, dem Grafen Peter Mansfeld in Diedenhofen⁶⁾). Allein auf beiden Seiten gab es Bedenken. Noch war nichts Sicheres über die französischen Absichten bekannt, und die niederländische Regierung fürchtete durch ihre Einmischung angesichts der ohnehin nicht leichten Lage des Kaisers die Franzosen eher anzuziehen als abzuschrecken. Graf Mansfeld gab außerdem zu verstehen, daß die Metzger sich zunächst mit ihren eigenen Mitteln schützen sollten⁷⁾). Auch in der Stadt war davon die Rede. Man botschaftete deswegen nach Straßburg um Hilfe. Die Straßburger in richtiger Beurteilung der Lage erklärten, daß sie ihre Leute selber brauchten. Als schließlich doch einige Mannschaften aufgetrieben wurden, war es zu spät. Das Haupthindernis war aber auch bei diesen Verhandlungen die Furcht, die Neutralität zu verletzen. So war Metz aus innerer Schwäche, falscher politischer Überlegung und mangelnder Entschlußkraft in Wahrheit schutzlos. Immerhin, es hatte seine Mauern und bei einigermaßen fester Haltung wären diese ein nachhaltiger Schutz gewesen; das sollte sich bald darnach an Straßburg erweisen.

Der König zog heran. Ihm voran der Connetable Montmorency. Ihr Weg wurde bezeichnet durch Gewaltsamkeiten. In Lothringen verdrängten sie die Herzogin Christine kurzerhand aus dem Lande; den unmündigen Herzog nahmen sie unter französische Obhut. In Nancy trat der König überhaupt als Herr⁸⁾ auf. Zur Gegenwehr fehlte alles.

⁶⁾ Näheres bei R a h l e n b e c k a. a. O. S. 180 f.

⁷⁾ Graf Peter Mansfeld an die Königin Marie aus Diedenhofen am 19. März: Robert de Heu sei bei ihm gewesen, über die Gefahren zu klagen; habe auch mitgeteilt, daß die Stadt 150 Geschütze und große Pulvorräte besitze, außerdem Salpeter, Wein und Getreide, aber keine Krieger. Mansfeld fügte kritisch hinzu, je crains, qu'ilz ne se veullent excuser l'ung après l'autre, s'il advenoit aultrement, que bien se ne seroit par leur faulte (D r u f f e l II, 1143, S. 267). — Bericht der Königin Marie an den Kaiser vom 27. März: Le conte de Mansfeld a respondu que lesdits de Metz feroient bien, de incontinant et en toute diligence mectre gens de guerre qui soient souffisants pour la garde et seurté de ladite cité, tenant pour certain que, quant je verroye par effect le bon devoir qu'ils feroient en leur endroit, je ne les laisseroye en danger, ains leur bailleroye toute l'assistance qui me seroit possible; die Königin ließ sofort vier Fähnlein nach Diedenhofen ziehen (D r u f f e l II, 1177, S. 298).

⁸⁾ Herzogin Christine an den Kaiser, 16. April (D r u f f e l II, 1308, S. 400). Der Brief ist lehrreich für die Übertreibungen, mit denen jetzt von französischer Seite die Pläne der Verbündeten dargestellt wurden. Der König werde alles behalten, was er bis zum Rhein erobere; dann werde man zur Kaiserwahl schreiten; natürlich die Städte Toul, Metz und Verdun befestigen. — Die Denkschrift der Herzogin Christine

Schlimmer ging es in Gorze, schon in nächster Nähe von Metz. Die kaiserliche Besatzung war nicht willens das Schloß zu übergeben. Da ließ man Kanonen auffahren und zwang sie zur Kapitulation, der ein greuliches Blutbad folgte, gegen Treu und Glauben. Das hätte die Metzzer warnen sollen. Aber das Gegenteil trat ein; es machte sie furchtsam.

Unter solchen Umständen erfolgte die Überrumpelung. Zeller möchte den überzeugend erzählten Vorgang für eine Erfindung zu Ehren Montmorencys halten, ihn selbst also für besser als seine Freunde. Indessen die innere Wahrscheinlichkeit und die Übereinstimmung der Quellen sind so groß, der spätere Versuch gegenüber Straßburg so ähnlich, daß ich die Erzählung für unbedingt zuverlässig halte. Montmorency, der mit einem Heere von 38 000 Mann heranrückte, sandte die Herren von Bourdillon und Tavannes voran, um Biwakplätze für die Truppen vor Metz zu erbitten, die auf den sandigen Flächen südlich der Stadt bereitwillig gewährt wurden; außerdem stellten die Herren das bescheidene Ansinnen, daß der Connetable als hoher Herr persönlich mit seinem Gefolge in der Stadt selbst Quartier nehmen dürfe. Angst, Ratlosigkeit, Gefälligkeit, die scheinbare Harmlosigkeit des Verlangens fanden sich in einem mehr oder weniger furchtsamen Ja. Wie oft im Leben war hier das Urteil der Überraschten über die Tragweite ihrer Zusage unzulänglich. Die Unvorsichtigkeit wirkte sich vollends aus durch den groben Vertrauensbruch der Gegenseite. Man nannte es Kriegslist. Aber da man nicht im Kriege stand, war es gemeiner Betrug, daß nun Montmorency am 10. April nicht mit einem kleinen Gefolge vornehmer Herren und Diener, sondern mit vollen 1500 Mann gerüsteter Truppen einrückte. Als man Miene machte, die Tore zu schließen, war es zu spät. Die Besatzungen wurden überwältigt und abgelöst. Die Stadt war in den Händen der Franzosen — keineswegs *demi par amour, demi par force*, wie Zeller wollte, sondern infolge von Schwäche und Betrug⁹⁾.

(Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg V, 266, S. 349) scheint mir in der Überschrift falsch auf den König von Frankreich bezogen zu sein; wie sollte die Nichte des Kaisers das französische Protektorat empfehlen? Wohl aber das des Kaisers, doch wohl als Herrn der Niederlande, wie davon in Trier öfter die Rede war; vgl. unten Anmerkung 15.

⁹⁾ Am Kaiserhof erfuhr man von dem Einrücken des Connetable schon am 14. April und hegte die Meinung, er werde sich nun auch an Diedenhofen versuchen. Arras an die Königin Marie, 14. April (Druffel II, 1290, S. 389).

Dem Connetable folgte der König. Am Ostertag, dem 18. April, hielt er seinen feierlichen Einzug mit drei Kardinälen, französischen und deutschen Truppenführern in seinem Gefolge. Er blieb bis zum 21. April, ließ aber eine starke Garnison zurück. Naiv, daß die Metzzer jetzt nochmals nach Diedenhofen botschafteten und um Wahrung ihrer Neutralität baten, deren sie sich durch ihren Leichtsinn und ihre förmlichen Verpflichtungen gegen den König inzwischen begeben hatten. Immerhin erwog Peter von Mansfeld sogleich am 22. April das nicht allzu stark besetzte und noch nicht in Verteidigung gebrachte Metz durch einen Handstreich zu nehmen. Doch erhielt er keine Ermächtigung¹⁰⁾.

Der König war vorwärtsgerückt in das Elsaß. Man bat Straßburg um Lebensmittel. Aber als französische Truppen unter dem Vorwand des Marktes Einlaß begehrten, verhielten sich die Straßburger klüger und schneidiger als die Metzzer. Sleidan, der das alles selbst miterlebte, läßt gar keinen Zweifel daran, daß man in Straßburg den Ernst der Lage vollkommen begriff¹¹⁾. Auch als der Connetable die Lieferungen für unzureichend erklärte und mit des Königs edlen Absichten zugunsten einer Befreiung Deutschlands prahlte, blieben die Ratsboten fest, und der Rat selbst erklärte, in so wichtigen Dingen müsse man auch das Volk fragen.

So ist der Anschlag auf Straßburg von vornherein gescheitert. Der König, der schon in Zabern lag, nahm seine Richtung auf den Mittelrhein und kündigte sich den in Worms versammelten Fürsten und Botschaften feierlich an. Aber die Herren stoben auseinander. Da kein Heer der Kriegsfürsten dem Könige die Hand reichte, seine Truppen auf die Dauer kostspielig waren, so begnügte er sich mit dem Erreichten und zog aus der Rheinebene über Zweibrücken, Saarbrücken und Metz wieder heim.

Zeller meint, Heinrich II hätte Metz wieder freigegeben, wenn nicht der Kaiser seinen Versuch gewaltsamer Rückeroberung gemacht hätte. Allein in diesem Augenblicke, im Mai und Juni, war davon gar keine Rede, auch im Juli und August noch nicht. Gleichwohl behielt der König

¹⁰⁾ Mansfeld an die Königin Marie, 22., 25. und 29. April (Druffel II, 1331, 1350 und 1367. S. 419, 432, 443).

¹¹⁾ De statu religionis zum Frühjahr 1552. — Polit. Korresp. Straßburgs V, 214 (S. 295), 234 (S. 318 ff.), besonders 286 (S. 325), im Bericht über die Reise nach Zabern, an dem auch Sleidan selbst beteiligt war.

in Metz eine starke Besetzung und übergab die Stadt im August zur ausgiebigen Fortifikation an den Herzog Franz von Guise als Gouverneur.

Man könnte sagen, der König wurde von Moritz und seinen Genossen im Stiche gelassen¹²⁾ und mußte die ganze Schwere der kaiserlichen Angriffe auf sich allein erwarten. Indes, so gut die Art der Besetzung von Metz, wie der weitere Verlauf lehren, daß der König und seine Umgebung die ungeheure Bedeutung der ihnen einmal in die Hand geratenen Stadt vollauf begriffen und darnach handelten. An seine Gesandten in der Türkei schrieb er schon am 22. Juni ganz offen, er habe die drei wichtigen Reichsstädte genommen, werde sie befestigen und sich ihrer fortan gegen den Kaiser bedienen¹³⁾.

Moritz sah sich durch die halben Erfolge so gut seiner Verhandlungen zu Linz, wie seiner Waffen immer mehr auf die Bahn des Vertrages gedrängt — von Linz also weiter nach Passau. Angesichts der Vorwürfe der Franzosen auf Bruch der Verträge rechtfertigte er sich am 22. Juni gegenüber den Kriegsfürsten, der König könne doch nicht wollen, „das wir unser aigen Vaterland selbst vollent verheeren und verterben“¹⁴⁾. Als Vorwand für seinen eigenen Vertragsbruch nahm er das Bündnis der Franzosen mit den Türken, worauf es diesen ein leichtes war, sich ihrerseits zu rechtfertigen; mit den Türken hätte sich sogar der Papst verbunden, und ihr Verständnis mit den Türken habe bisher nur dazu gedient, die Wut und Angriffslust der Türken zu dämpfen und die Christenheit durch vernünftige Verträge zu schützen. Indessen spielte Moritz seine Rolle konsequent weiter. Auch an den Herzog von Ferrara schrieb er in demselben Sinne: wegen gemeiner Christenheit begeben er sich nun selbst in den Krieg gegen die Türken. Wirklich folgte er den Fahnen Ferdinands nach Ungarn, sich die Österreicher immer enger verpflichtend.

Heinrich II aber verteidigte seine Besetzung der lothringischen Bischofsstädte in einem Schreiben an den Herzog von Württemberg mit

¹²⁾ Seine sehr drastischen Klagen gegenüber Schertlin von Burtenbach in dessen Brief an Moritz vom 9. Juni bei Druffel II, 1521, S. 580. Eingehend Rahlbeck, S. 202 ff.

¹³⁾ Zeller I, 404/2 nach Ribier II. 396.

¹⁴⁾ Druffel II, 1578, S. 619; vgl. über die französische Politik auch das Klageschreiben von de Fresse und de la Marck vom 28. Juni, Druffel II, 1611, S. 638.

der Begründung, er habe die Städte eingenommen, nachdem die Fürsten selbst ihn dazu aufgefordert hätten. Sein Vorgehen sei nur eine Abwehr gegen den Kaiser, der längst das gleiche getan habe mit Utrecht, Lüttich, Cambrai und Konstanz. In der Tat hatte man im Erzstift Trier entsprechende Befürchtungen vor der burgundischen Politik und deshalb Neigung zur Verständigung mit Frankreich¹⁵).

Die beiderseitigen Positionen der alten Verbündeten, Moritz und des Königs von Frankreich, waren bezogen.

III.

Was aber tat der Kaiser?

Wir wissen, daß er auf die erste Nachricht von dem Anzuge der Kriegsfürsten, entsprechend dem Rat der Königin Marie, am 6. April aus Innsbruck über Vorarlberg und den Bodensee in die Niederlande zu entweichen versuchte¹⁶). Er fand die Wege verlegt; das war ein Stück des ursprünglichen Kriegsplanes seiner Gegner; denn dahinter stand die Idee der Abschnürung des Mittelrheins von beiden Seiten. Inzwischen waren die Kriegsfürsten über Augsburg-Füssen und die Ehrenberger Klause auf Innsbruck vorgestoßen, der Kaiser in das Pustertal entwichen — der ganze Zug der Kriegsfürsten, auch wegen der inneren Zwistigkeiten unter ihnen, schließlich doch ohne den entscheidenden Erfolg.

Nur Moritz brachte sich und seine Politik in Sicherheit. Dazu gehörte auch die Vorbereitung des unbedingten Religionsfriedens, den er zwar in der endgültigen Form des Passauer Vertrages dank der Hartnäckigkeit des Kaisers nicht erreichte, aber wenigstens durch Verständigung mit den übrigen Fürsten anbahnte. Immerhin war das unter Mitwirkung Frankreichs Gewonnene schon sehr viel¹⁷).

¹⁵) Heinrich II. an den Herzog von Württemberg, 28. August (Druffel II, 1737, S. 746). Die Stimmung von Trier in dem Schreiben des Kurfürsten an Kurpfalz, Druffel II, 1394, S. 468. Entsprechend groß war das Mißtrauen der Königin Marie und ihrer Umgebung gegen Trier, Druffel II, 1324, S. 416 und 1457, S. 519 f.

¹⁶) Druffel II, 964 S. 94 f. (Marie an Karl) und II, 1470, S. 528 (Karl an Marie).

¹⁷) Daß der dafür gezahlte Preis sehr hoch war, beurteilte die Königin Marie sowohl vom burgundischen wie vom deutschen Standpunkt, als sie ihrem Bruder Ferdinand am 11. Mai schrieb: Quant ledit roy de France n'aurait fait autre chose pour ceste saison que de se faire maître de la Lorraine et Metz et se fortifier la

Freilich, auch Karl hatte nun die Hände frei. In Oberdeutschland fand er bald überall die alte Ergebenheit, auch in Straßburg, wo er sich ebenso klug benahm¹⁸⁾. Seit dem Mai erschien er in alter Frische und Aktivität; so meinte man wenigstens in seiner Umgebung. Er rüstete in Deutschland, Italien und Spanien. Mit den Niederlanden stand er in ununterbrochener Verbindung. Im Juli traf bei ihm auf seine Einladung der Herzog von Alba aus Spanien ein, ein deutliches Zeichen dafür, daß er nun mehr im Sinne trug, als Verteidigung und Schutz seiner Person. Aber was?

Mit dem Hauptteil der Kriegsfürsten hatte er durch die Ratifikation des Passauer Vertrages vom 2. August, die er am 15. August in München vollzog, Frieden gemacht. Nur Markgraf Albrecht hatte den Vertrag rundweg abgelehnt und kämpfte weiter in Franken gegen Bamberg, Würzburg und Nürnberg. Dann wandte er sich an den Rhein und an die Mosel, vielleicht mit Absichten auf das Erzstift Trier, wie einst Sickingen, jedenfalls zur Anlehnung an Frankreich, wieder im Sinne des ursprünglichen Kriegsplanes. Hier also, an der Mosel, unmittelbar vor seinen Erblanden, sah Karl seine Feinde noch unter den Waffen, den Markgrafen und Frankreich. Der Kaiser war inzwischen bis Weißenburg und Landau in der Pfalz weitergezogen. Hier saß er bis Anfang Oktober, begierig zu handeln, aber noch unschlüssig, was er tun sollte.

Aus dieser Stimmung ist sein bisher unbenutztes ausführliches und wichtiges, ganz chiffriertes Schreiben an die Königin Marie vom 23. September hervorgegangen¹⁹⁾, das zwar noch nicht den Durchbruch seines Entschlusses erkennen läßt, wohl aber alle die Gründe, die ihn drängten, Metz zu belagern und womöglich mit Gewalt zu nehmen. Durch Nachrichten vom Grafen Egmont, der mit niederländischen Truppen moselabwärts lag, habe er erfahren, daß Markgraf Albrecht aus Trier gewichen und auf Metz marschiert sei. So ergebe sich für ihn die Frage, ob er nicht auch seinerseits geradenwegs auf Metz ziehen

dedans, comme il fait, et se servir d'une partie de vos pays et de la Bourgogne. Comme je voys, qu'il est maître de la pluspart, le duc Mauris ne luy aura fait peu de service et laissé aux Allemands au lieu de liberté, comme ilz le baptisent, grande servitude (D r u f f e l II, 1393, S. 468).

¹⁸⁾ Jetzt alles Material vom Frühjahr 1552 an in Bd. V der Politischen Korrespondenz.

¹⁹⁾ Abgedruckt als Beilage.

solle, um mit Hilfe von Ingenieuren und Pionieren die Stadt zu nehmen. Dafür spreche ihre sehr große Bedeutung, denn in den Händen der Franzosen sei sie die offene Tür an den Rhein und nach Deutschland. Außerdem bedeute sie die Gefährdung des freien Verkehrs von hier in die Niederlande, eine ständige Gefahr für Luxemburg und Diedenhofen, die völlige Beherrschung von Lothringen und die Unterbrechung der Verbindung zwischen den Niederlanden und der Franche Comté. Man sieht, der Kaiser hatte ein völlig klares Bild von der raumpolitischen Lage der Stadt. Er fuhr fort: noch seien die Franzosen mit den Befestigungsarbeiten nicht fertig; später würde die Einnahme nur immer schwieriger werden.

In Bezug auf die Befestigungsarbeiten täuschte sich der Kaiser.

Franz von Guise hatte seit dem ersten Tage seiner Übernahme des Gouvernements von Metz, am 18. August 1552, mit großer Umsicht und Energie gearbeitet. Er allein hat aus der alten Stadtburg mit ihren bescheidenen Mauern und unbefestigten Vorstädten die moderne Festung Metz gemacht.

Man fragt sich heute, was denn eigentlich die in der offenen Mosel-ebene von Bergen umgebene Stadt Metz zur Festung prädestiniert habe, warum man überhaupt große volkreiche Städte zu starken Festungen und damit zu bevorzugten Stätten der furchtbarsten Greuel des Krieges ausgebaut hat. Das alles ist nur historisch zu erklären. Auf jeder Stufe seiner Entwicklung bot Metz neue fortifikatorische Möglichkeiten von seltenem Ausmaß. Aber die Übergänge von der einen zur andern Stufe waren immer kritisch. Das alte Metz liegt ähnlich wie das alte römische Augsburg auf einer schmalen, gut zu verteidigenden Landzunge zwischen Mosel und Seille²⁰⁾. Daß die mittelalterlichen Statuten den Straßen in Metz nur eine bestimmte Steigung gestatteten, läßt ahnen, was der Kenner der oberen Altstadt weiß, daß hier sehr steile, sturmfreie Hänge, besonders im Osten, eine Burg von ziemlicher Höhe über dem Talgrund schützten. Von der Höhe der späteren Zitadelle mit der merovingischen Peterskirche bis zur Trinitariergasse mit dem Hotel St. Livier zieht sich ein Rücken, mit flachem Sattel dazwischen, von Südwest nach Nordost. Diese alte Stadt verlor naturgemäß, wie so viele ähnliche Siedlungen,

²⁰⁾ Plan von Metz im Elsaß-lothringischen Atlas, Karte 36a; lehrreicher noch die Karte 1 zu Wichmann, Bedeutung der Bannrollen als Geschichtsquelle im Jahrbuch der Ges. f. lothr. Gesch. usw. 21 (1909).

etwa Lüttich, durch ihre Erweiterung fortgesetzt an Verteidigungskraft. Man kam in die Niederung, nördlich von der Segolenakirche, ja in den Winkel vor der Mündung der Seille in einen Moselarm, wo das Stadtviertel der *Grans Meises* entstand. Man überschritt sogar die schützenden Flußarme mit den Stadtvierteln Outre-Moselle und Outre-Seille. Auch diese wurden in den Mauergürtel einbezogen, richtiger durch neue Mauern eingemeindet. Darüber hinaus ließ man unbekümmert weitere volkreiche Vorstädte unmittelbar vor den Stadtmauern entstehen, zum Teil im Anschluß an alte Kirchen und Abteien wie im Süden, die früher sogenannte *Villa ad basilicas* um die alten Kirchen St. Symphorian, St. Arnulf, St. Peter und St. Clemens; zum Teil wanderte man sogar die Berghänge jenseits der Seille (*Belle croix*, später Fort Steinmetz) hinauf mit den Vorstädten Stoxey und St. Julien.

Diesen Zustand fand Franz von Guise vor und er war es, der aus der gewachsenen, verbreiterten, überwucherten Stadtburg die geschlossene moderne Festung machte; zunächst durch rücksichtslose Beseitigung der Vorstädte, dann durch Niederlegung gefährdeter Teile selbst der inneren Stadt, wie der *Grans Meises*, die bis heute Militärareal geblieben sind; von der übrigen Stadt getrennt durch die Paixhans-Straße, die in deutscher Zeit an die Stelle des Retranchement Guise getreten ist. Denn der Herzog beteiligte sich persönlich an den Arbeiten, vom Morgen bis Abend, nahm selbst gelegentlich das Schanzzeug in die Hand, um des Beispiels willen, und ließ sich nicht selten das Essen an die Arbeitsstellen bringen — alles das eine Ermunterung für die Blüte des französischen Adels, die mit ihm gekommen war und in Kampf und Arbeit wetteiferte. Wir haben über diese Dinge den sehr genauen zeitgenössischen Bericht des Bertrand de Salignac, der ein eigentümliches Mittelding ist zwischen einem modernen Kriegstagebuch und einer altmodischen Chronik zu Ehren all der erlauchten Herren, die sich da bewährten. Dem Bericht ist auch eine Karte beigegeben, zu der von dem Herausgeber Chabert, *Journal du siège de Metz en 1552* (Metz 1866) auch noch eine bequeme moderne Umzeichnung hinzugefügt ist. Da erfahren wir von den Einzelheiten der Arbeiten vor den Mauern mit Berme und Graben, hinter den Mauern mit Wehrgängen, breiteren Erdwällen und Bastionen. Alle Häuser, die im Wege standen oder an die Mauern angeflückt waren, wurden niedergerissen. Die südlichen Vorstädte wurden völlig geschleift und ein großer Teil ihrer berühmten Kirchen so gut es

ging dem Erdboden gleich gemacht, auch das alte St. Arnulfkloster, die Grabstätte der Karolinger, wo mit Karls Gemahlin Hildegard auch sein Sohn Ludwig der Fromme und fünfzehn weitere Angehörige seines Geschlechtes ruhten. In feierlicher Prozession wurden ihre Gebeine in das neue Arnulfkloster innerhalb der Mauern (Stätte des späteren Militärkasinos) übertragen. Selbst Kirchen der inneren Stadt, die günstig zur Mauer lagen, wurden zu Bastionen umgebaut. Da die Ernte eingebracht war, wurden Arbeiter vom Lande frei und die Möglichkeit gegeben, große Vorräte zur Versorgung der Stadt in Magazinen aufzuspeichern. Außerdem legte man Depots an von allen Dingen, die zur Verteidigung nützlich sein konnten, wie Holz, Balken, Brettern, Säcken und Faschinen.

Die Königin Marie war von allen diesen Dingen durch ihre Generale unterrichtet, die ihrerseits planmäßige Erkundigungen eingezogen hatten. Sie hatte es auch ihrem Bruder, dem Kaiser, eindringlich gemacht, und er selbst verschloß sich der Tatsache nicht, daß gegen die Belagerung von Metz immer neue Gründe sprächen. Er zählte sie selbst in jenem Briefe vom 23. September auf: die Beschaffung der Lebensmittel für eine so große Armee, die vorgeschrittene Jahreszeit, die Stärke der gegnerischen Streitkräfte in und bei Metz, ihre Rüstung und Bereitschaft; vor allem auf seiner Seite der Mangel an Geld, wodurch eine längere Belagerung mit der Hoffnung auf Aushungerung ebenso wenig aussichtsreich wäre, wie eine gewaltsame Eroberung.

Gleichwohl bat der Kaiser seine Schwester, ihm eine möglichst große Zahl von Ingenieuren und Pionieren zu senden, besonders den erprobten Meister Donat, auch das nötige Schanzzeug und etwa 10 000 Eisen, damit man nach Bedarf den Ersatz schmieden könne. Auch bat er um Vermehrung seiner Pontons zum Brückenbau von 40 auf 50 Stück, um den Marsch zu beschleunigen. Weiter um Pulver und Kugeln — einstweilen alles nur, um für jeden Fall gerüstet zu sein.

Marie riet in ihrem Brief vom 28. September nochmals unter Wiederholung aller dieser Schwierigkeiten ganz entschieden ab; sie machte statt dessen die sehr guten Gegenvorschläge, die Truppen während des Winters in Trier und Lothringen in Quartiere zu legen, um diese Gebiete in Händen zu behalten und sich auf das nächste Frühjahr zu rüsten.

Der Kaiser folgte nicht ihr, sondern einer Persönlichkeit, die seit Jahren sein übergroßes Vertrauen in allen militärischen Dingen genoß, dem Herzog von Alba. Auf diesem also, der später für die niederländische Geschichte so verhängnisvoll werden sollte, lastet die Hauptverantwortung für die heraufziehende Katastrophe.

In doppeltem Sinne. Denn gerade durch ihn wurden in der für die kaiserliche Entschließung entscheidenden Zeit die Verhandlungen eingeleitet, deren Ergebnis das Unternehmen auf Metz gewaltig zu erleichtern schien, dafür allerdings den Kaiser in anderer Richtung unerträglich belastete, ohne schließlich doch den erhofften Erfolg zu bringen. Der Kaiser war ausgezogen gegen die letzten Feinde, die noch gegen ihn im Felde standen, den König von Frankreich und den Markgrafen Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach. Heinrich II hatte die lothringischen Bischofsstädte und das Herzogtum besetzt, während der Rest seiner Truppen in der Picardie stand. An der Mosel aber lag auch der Markgraf. Die französischen Besatzungen und die Armee des Markgrafen blockierten noch immer die Wege vom Reich in die Niederlande und von diesen nach Burgund. Man konnte auch nicht wissen, was von Metz aus weiter gegen Trier oder Luxemburg unternommen werden würde, wenn der König von Frankreich außer über seine festen Stützpunkte auch noch über eine Feldarmee in Lothringen verfügte.

Wie aber, wenn es gelang, den Markgrafen von Frankreich zu trennen und zum Kaiser hinüberzuziehen? Dann war die Macht des Gegners gespalten, die des Kaisers verdoppelt. Und eben dieses gelang durch sonderbare Fügungen dem Herzog von Alba als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen. Am 8. Oktober schrieb er sowohl der Königin Marie, wie dem Bischof von Arras, der das kaiserliche Kabinett leitete, daß er vor einer Woche in Kaiserslautern durch den Grafen von Nassau-Saarbrücken erfahren habe, der Markgraf sei unzufrieden mit der ihm von Frankreich widerfahrenen Behandlung — daß man ihn nicht habe in Metz aufnehmen wollen und daß man seine Geldforderungen ablehne. Der Graf von Nassau hätte sich bereit gezeigt, durch einen vertrauten Arzt mit dem Markgrafen verhandeln zu lassen²¹).

²¹) Alle diese Briefe findet man bei L a n z, Korrespondenz des Kaisers Karls V Bd. III, 924 f.

Der Markgraf erklärte sich zunächst keineswegs geneigt, in den Dienst des Kaisers zu treten, sondern er wollte in seiner stets etwas großspurigen Art nur den Vermittler spielen zwischen Frankreich und dem Kaiser, wobei auch an eine Mitwirkung der Kurfürsten gedacht war, denen etwa die von Frankreich besetzten Städte übergeben werden sollten. Alba riet wiederholt, auf diese Propositionen des Markgrafen einzugehen, offenbar in der nicht unbegründeten Hoffnung, den Markgrafen ganz hinüberzuziehen. Albas Gedankengänge in seinem Schreiben vom 15. Oktober sind weder sehr klar noch sehr nobel — wenn er sogar in Erwägung zog, man könne sich des Markgrafen auch bedienen zu einer Teufelei, wie zur Gefangennahme des Connetable. Vor allem waren auch die an sich richtigen Erwägungen des Herzogs viel zu optimistisch. Richtig war, daß eine Unternehmung auf Metz mit dem Markgrafen als französischem Parteigänger im Rücken sehr große Bedenken hatte; nur durfte man nicht schließen, daß deshalb diese Unternehmung sichere Aussichten biete, wenn die Gefahr des Markgrafen beseitigt war. Richtig war auch, daß der Markgraf entweder für die Niederlande oder für das Reich eine ungeheure Gefahr bedeutete und daß jedes Entgegenkommen ihm gegenüber immer noch weniger gefährlich war, als ihn frei schalten zu lassen; aber ungeheuer übertrieben war wieder die Annahme Albas, daß der Kaiser, nach Gewinnung des Markgrafen, von Frankreich einen Frieden erreichen werde, „günstiger als je ein Fürst vorher“.

Der Preis aber, den der Markgraf verlangte, war unerhört hoch; er bedeutete nichts weniger als die kaiserliche Bestätigung der noch vor einigen Monaten von dem Kaiser selbst kassierten Verträge, die der Markgraf von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg sowie von der Stadt Nürnberg erpreßt hatte. Gleichwohl nahm der Kaiser die Bedingung an, wohl in der Hoffnung, nach einem Erfolge vor Metz Herr der Lage zu bleiben und auch in Franken nach dem Rechten sehen zu können. Indessen folgte natürlich auf die erneute Bestätigung der erpreßten Verträge sofort eine ungeheure Entrüstung nicht nur bei den Betroffenen in Deutschland. Denn hinter der einen Ungeheuerlichkeit witterte man nun weitere Anschläge des Kaisers gegen die deutschen Fürsten geistlichen und weltlichen Standes.

Die kaiserliche schon vom 24. Oktober datierte Konfirmation der markgräflichen Verträge bildete die Voraussetzung für die endgültigen

Verhandlungen, mit denen der Herzog von Alba am 31. Oktober den Lazarus von Schwendi beauftragte²²). Bis zum 10. November kamen die Verhandlungen im Sinne Albas zum Abschluß. Der Markgraf Albrecht trat auf die Seite des Kaisers und rückte mit seiner Armee von rund 15 000 Mann ebenfalls vor Metz.

Am 13. November schrieb Karl einen seiner erschütternden Briefe an die Königin Marie. Er habe ihr lange nicht geschrieben wegen seiner schweren Gichtschmerzen in der rechten Hand und weil er nirgends klar gesehen habe über die Lage. „Wir waren alle sehr entmutigt — bis auf den Herzog von Alba, der stets der Meinung war, alles zu versuchen. Ich habe zugestimmt, denn ich sehe ein, daß ich bei einem Verzicht auf diese Unternehmung meine Armee auflösen müßte und der ganze Aufwand nutzlos vertan wäre. Gott wolle es geben, denn wenn man hier keinen Erfolg hätte, würde es sehr schlimm sein.“ Alba habe mit Bassompierre verhandelt; die Franzosen dürften sich doch wohl zum Frieden bequemen; die Niederlage des Herzogs von Aumale, der Übertritt des Markgrafen und anderes werde sie gefügig machen. „Gott weiß, wie mir zu Mute ist, da ich gezwungen war, diese Abmachungen mit dem Markgrafen einzugehen, aber Not kennt kein Gebot“ — *nécessité n'a point de loy*.

IV.

Von dem Belagerungskrieg gegen eine Festungsstadt wie Metz muß man sich ja eine richtige Vorstellung machen. Obwohl der Kaiser Mitte November über drei Armeen verfügte, diejenige Albas, die niederländische unter dem Herzog von Holstein, Aremborg, Egmont und Boussu sowie die markgräfliche, insgesamt rund 50 000 Mann, war die Festung keineswegs vollkommen abgeschlossen; Boten zum Könige von Frankreich und von ihm kamen, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, durch. Die Verteidiger hielten außerdem durch unausgesetzte Ausfälle sowie durch Gräben und Schanzen außerhalb der Mauern die Feinde von der unmittelbaren Annäherung an die Festungswerke selbst ab. Diese konnten nur aus beträchtlicher Entfernung mit der Artillerie beschossen werden mit der Hoffnung, einen Teil davon niederzulegen

²²) Lanz, a. a. O. III. 933, S. 510 f.

und durch die Bresche einzudringen, was wieder ein nahes Heranbringen der Laufgräben an die Festung zur Voraussetzung hatte.

Da wir von beiden Seiten über alle Einzelheiten ziemlich genaue und leidlich übereinstimmende Quellen haben, vermögen wir uns den Gang der Belagerung mit ihren Sorgen, Erfolgen und Mißerfolgen Tag für Tag zu vergegenwärtigen. Bald nach Anfang Oktober rechnete man in Metz bestimmt mit dem kaiserlichen Angriff. Seit dieser Zeit stellte man durch Erkundungen regelmäßig die Vorwärtsbewegung, die Unterkunftsorte und die Zusammensetzung der kaiserlichen Armee fest.

Von seiten dieser inzwischen nahe herangekommenen Armee unternahm der Herzog von Alba mit dem Marchese von Marignano am 19. Oktober die erste Erkundung gegenüber der Festung. Sie kamen mit 4000 Mann, schon frühmorgens vom Metzter Wächter beobachtet. Als bald antwortete man von der Festung aus mit einem Ausfall auf das rechte Seille-Ufer gegen St. Julien und Belle Croix, von dessen Höhe (Fort Steinmetz) die Generale das Gelände betrachteten, während kleine Patrouillen die Furten in der Seille festzustellen suchten. In den nächsten Tagen bezogen die Kaiserlichen ein erstes Lager, anderthalb Meilen vor Metz, ein zweites bald darnach auf dem Mont Chatillon gegen den Grimont hin, wo später das nordöstliche Außenfort angelegt wurde. Die beiderseitigen Vorposten (also vor der Festung) lagen in Hörweite.

In Metz traf der Herzog von Guise, der wirklich an alles dachte, die letzten Vorbereitungen, entfernte alle unnötigen Esser aus dem Heer und aus der Bevölkerung und schob sie mit Sack und Pack nach Lothringen und nach Frankreich ab. Sehr strenge Polizeivorschriften folgten wegen Alarm, wegen Reinlichkeit und wegen Verpflegung. Die Mauerabschnitte wurden unter die zahlreichen hohen Herren aufgeteilt und hier an Verstärkungen Tag und Nacht gearbeitet; zeitweilig mit besonderem Eifer an der Nordfront, wo sich die Niederländer auf der unteren Moselinsel festsetzen zu wollen schienen. Am letzten Oktober feuerte die kaiserliche Artillerie zum ersten Male von Belle Croix aus gegen das inzwischen geräumte Stadtviertel der Grans Meises; an der zugehörigen Pforte St. Barbe kam es sogar zu Kämpfen, die selbst bei besserem Erfolg zwecklos gewesen wären, da sich hinter dem geräumigen Bezirk schon das stattliche Retranchement Guise befand.

Die Angriffe auf die Nordostfront von Metz an der unteren Seille,

nördlich vom deutschen Tor, wurden nicht fortgesetzt. Vielmehr sah man am 2. November die Truppen Albas, hauptsächlich Spanier und Italiener, nach Westen ziehen, die Seille über die Brücke von Magny überschreiten und die Hochfläche südlich Metz, zwischen Seille und Mosel, also das Gebiet der alten *Villa ad basilicas* okkupieren. Das bisherige Lager auf dem Grimont bezogen die Niederländer; man nannte es fortan in Metz das Lager der Königin Marie.

In der Tat bot die Südfront aus verschiedenen Gründen die beste Angriffsfläche. Hier konnte man, von den beiden Flüssen ungehindert, an die veralteten Trockengräben einigermaßen nahe herankommen, also die Wirkung der Artillerie erhöhen und konzentrieren, womöglich sogar Minen legen. Die Mauern dieses Abschnittes vom Theobaldstor über die *Porte Champenoise* (*Serpenoise*) bis zum Südwesteck der Stadt, wo die *Tour d'Enfer* lag, waren außerdem verhältnismäßig schwach und ungepflegt. Man vermutete in der Stadt, daß man auf kaiserlicher Seite davon Kunde hatte. Aber eben deshalb wandte Guise nun seine ganze Aktivität diesem Abschnitt zu. Er verlegte sein Quartier aus der Nähe der Kathedrale an die Kirche St. Glocinde, um jederzeit an Ort und Stelle zu sein.

Die Kaiserlichen richteten zwei große Batteriestellungen ein, rechts und links, also östlich und westlich der Straße nach der alten Abtei St. Arnulf; die Batteriestellungen blieben natürlich das Hauptziel der Festungsartillerie. In derselben Gegend wurden auch die Laufgräben und Parallelen angesetzt, denen die Metzger Gräben und Stellungen außerhalb der Mauern entsprachen. Am 9. November bemerkte man von der Stadt aus die Annäherung der Gräben; gleichzeitig begann die Kanonade zunächst mit 56 Schuß ohne Erfolg. Am 10. November eröffnete die Artillerie ein konzentriertes Feuer auf die *Porte Champenoise*, jetzt mit wachsendem Erfolg. Bis zum 17. November war ein erstes Stück der westlichen Mauer von 18 Fuß Breite eingeschossen.

Inzwischen war, am 13. November, der Markgraf vor die Westfront von Metz, also an die Moselseite gerückt, vor den *Pont des Mores*, die später fälschlich sogenannte Totenbrücke. Nun fanden hier, ähnlich wie auf der Ostfront an den Höhen von Belle Croix, unausgesetzt Scharmützel statt, oft auf Lebensmitteltransporte, ohne daß die Markgräflichen etwas anderes geleistet hatten, als die Stadt auch nach dieser Seite einigermaßen zu blockieren. Guise sorgte für Erhaltung des offen-

siven Geistes bei seiner Truppe, die unter Führung der Herren vom Adel nach allen Seiten durch die sieben Tore und später, als mindestens die Hälfte davon zugemauert oder verrammelt waren, durch entsprechende Pforten ins freie Feld gelangten.kehrten sie heim, so empfing sie der Gouverneur, wie Salignac erzählt, *avec ce bon visage qu'il montrait toujours à ceulx qui revenoyent de la guerre.*

Der 20. November war ein großer Tag. Der Kaiser, wegen seiner Krankheit bis dahin in Diedenhofen geblieben, kam nun selbst zur Belagerungsarmee, durch Salven empfangen, bei kaltem aber schönem Wetter. Er hielt auf einem weißen Zelter Musterung ab über seine Truppen. Das alles sah man auch von der Stadt aus. Quartier nahm er anfangs beim Herzog von Alba in einem leidlich brauchbar gebliebenen Rest von St. Clemens, später in dem *Chateau de la Horgne* eines Herrn von Thalange.

Der Kaiser schien das Glück zu bringen oder wenigstens eine Steigerung aller Anstrengungen; neue Batteriestellungen und ein neuer Aufwand von Munition. Vom 23. November ab richtete man alle Rohre auf das Mauerstück westlich der Porte Champenoise. Am 24. November wurden aus 36 Geschützen nicht weniger als 1448 Schuß abgegeben, wie man in der Stadt zählte; auch die anstoßende *Tour d'Enfer* wurde mit beschossen, um das Eckbollwerk zu stürzen.

Im Innern aber verdoppelte man die Aufmerksamkeit, die Gegenwehr und die Stützungsarbeiten. Am 26. November beobachtete man von der Festung aus in den Laufgräben eine Persönlichkeit mit Gefolge und starker Bedeckung, die wieder nur der Kaiser sein konnte. Unmittelbar darnach begann eine rasende Artillerietätigkeit mit 1343 Schuß bis zum Abend; man urteilte in der Festung, daß Juan Manrique, der Leiter der kaiserlichen Artillerie, seine Sache sehr gut mache. Am 28. November war auch die *Tour d'Enfer* auf 18 bis 20 Fuß aufgerissen, da man in der Mauer die schwache Stelle des Kamins getroffen hatte. Von der Hauptmauer stürzten immer neue Stücke herab, und eines Tages erhob sich unter den Belagerern darüber ein lautes Sturmgeschrei, bis sich der starke Staub gelegt hatte und man hinter der alten Mauer die neue Wallbefestigung bemerkte, also vom Sturm abstecken mußte. Im übrigen hatte sich seit der Zeit der starken Beschießung das Wetter von Tag zu Tag verschlechtert. Schon am 21. November schrieb der Bischof von Arras, das Wetter sei „verzweifelt schlecht“. Seitdem

hören diese Klagen nicht mehr auf. Die unverhältnismäßig früh eingetretene Kälte mäßigte sich vorübergehend, aber nur um ungeheure Schneefälle nach sich zu ziehen. Der Schnee lag so hoch, daß der Verkehr in den Gräben litt. Die meist südländischen Soldaten wurden von diesen Unbilden der Witterung um so mehr mitgenommen, als sie in den zerstörten Vorstädten nur sehr unzureichende Quartiere besaßen, während die Verteidiger in der stark evakuierten Stadt über reichliche und warme Wohnräume verfügten. Bald klagte man über Krankheiten in den Lagern, die, wie es zu geschehen pflegt, sich rasch erschrecklich steigerten.

Trotz aller artilleristischen Erfolge und starker Zertrümmerung des zunächst beschossenen Mauerstückes kam man auf diese Weise offenbar nicht weiter. Am 7., 12., 13. und 16. Dezember versuchte man es noch einmal; die Bresche verbreiterte sich, aber sie wurde nicht sturmreif. Darum erklärte man im Laufe des Dezember im Hauptquartier, „nun bleibe nur noch übrig, es mit Minen zu versuchen“. So schrieb Arras am 24. Dezember an die Königin Marie. In der Stadt vermutete man dasselbe, und beide Teile erlebten dieselben Dinge, die uns aus dem Stellungskampf des Weltkrieges nur zu geläufig sind. Man hörte unter der *Tour d'Enfer* das unheimliche Klopfen der Mineure. Guise und andere Führer wurden gerufen. Man war überzeugt, daß hier miniert würde und setzte Gegenminen an. Irgendeinen Erfolg haben aber auch diese Minen nicht gehabt.

Zwischendurch versuchte man es mit Kriegslisten, wie am 7. Dezember, wo man von Metz aus im kaiserlichen Lager große Unruhe bemerkte, Rühren der Trommeln und Bewegungen der Truppen, worauf eine Botschaft vor der Stadt erschien, die den beiden in der Festung weilenden vornehmen Engländern freien Abzug ankündigte, damit diese den kommenden furchtbaren Ereignissen zu entgehen vermöchten. In Metz blieb auch dies etwas plumpe Einschüchterungsmanöver ohne Eindruck. Wie beweglich beide Teile im Raum um Metz blieben, lehrt das ritterliche Lanzenbrechen, das am rechten Seilleufer, auch mit Erlaubnis der Kommandeure noch am 17. Dezember zwischen feindlichen Gruppen stattfand.

Um Weihnachten war man auf der kaiserlichen Seite innerlich in der Abrüstung. „Alle weiteren Entschließungen des Kaisers hängen von dem Erfolg dieses Unternehmens ab“, schrieb der Bischof von Arras

schon am 17. Dezember; „der Kaiser spricht davon, alles aufzugeben und nach Spanien zu ziehen“. Man gewöhnte sich daran, daß auf natürlichem Wege ein Erfolg schlechterdings nicht mehr zu erwarten sei. So trat man in die letzte Phase der Stimmung: man erwartete übernatürliche Hilfe, man wartete auf das Wunder. „So oft schon“, schrieb Arras am 24. Dezember, „sind in den Angelegenheiten des Kaisers glückliche Wendungen eingetreten, wenn man es am wenigsten erwartete. Gott gebe es!“

Eine solche Wendung ist nicht mehr gekommen. Vielmehr sank die Stimmung in allen Lagern auf das tiefste. Und da die Niederländer, vor allem die Königin Marie, auf Grund der Berichte ihrer Generale stets gewarnt hatten, so fiel aller Ärger und alle Wut auf die Spanier, insbesondere auf den Herzog von Alba. Auch Markgraf Albrecht schrieb an den Herzog von Bayern, der Kaiser habe vor Metz trotz seiner 80 Geschütze und seiner drei großen Armeen nichts ausgerichtet. Er selbst habe mehr als die Hälfte an Pferden und Leuten verloren. Da in Metz wohl eine tapfere Verteidigung, aber keine nennenswerte Feldarmee lag, konnte sich trotz dieser Stimmungen und Verluste der Abzug der kaiserlichen Armeen in den ersten Tagen des Januar 1553 leidlich geordnet und ohne Hindernisse vollziehen. Karl begab sich nach Diedenhofen, wo er bis zum 13. Januar verblieb. Am 6. Februar weilte er wieder in Brüssel.

Die Folgen der ergebnislosen Belagerung von Metz waren auf beiden Seiten sehr erhebliche. Alle Feinde des Kaisers fühlten sich gestärkt, und wenn sich in Deutschland nicht die fränkischen Kämpfe des vom Kaiser anscheinend gestützten Markgrafen umgesetzt hätten in die neuen gegnerischen Gruppen des Markgrafen und seiner Anhänger auf der einen Seite, des Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Kurfürsten Moritz auf der anderen Seite, so wäre der Triumph über den Kaiser auch in Deutschland noch augenfälliger geworden.

Die Metzger Besatzung atmete auf. Sie hatte nach sechs Wochen angestrengtester Verteidigung einen Erfolg von ungewöhnlicher Größe davongetragen, und der Ruhm des Herzogs von Guise war bald, nicht mit Unrecht, in aller Munde. Für den Ausbau der Befestigung von Metz dürften auch die technischen Einzelheiten der Belagerung von Bedeutung gewesen sein. Denn eben an der zumeist gefährdeten und zerstörten Stelle im Südwesten der Stadt, über der Mosel, errichtete man bald die

bis in das 19. Jahrhundert starke und wichtige Zitadelle. Ein Stich von Metz aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zeigt die Zitadelle und die überall hergestellten Mauern, im Nordosten auch das starke Retranchement Guise. Von den Vorstädten hat dieser Stich keine Spur mehr.

Die bedeutendste Folge erlebte der Kaiser. Er zog sich nun wirklich von den deutschen Dingen ermüdet und verdrossen zurück. Daß der gegen die Mahnungen seines Gewissens, wie wir gesehen haben, von ihm höchst widerwillig eingegangene Vertrag mit dem Markgrafen ihm keinerlei Früchte gebracht hatte, sondern nur neue Verdächtigungen und Anklagen im Reich, ließ ihn 1553 noch einmal einen Rückblick tun auf die Ereignisse des letzten Jahres. Er gab eine freilich nicht mehr veröffentlichte, aber der eigenen Entlastung dienende Erklärung ab über die beiden Verträge von Passau und von Metz²³⁾. Alles das, was er darin von Rechts wegen übernommen habe, anerkannte er noch einmal feierlich soweit es mit seinem Gewissen vereinbar sei. Alles aber, was wider Gott, wider Recht und wider die Reichsordnungen gewesen sei, das erklärte er als erzwungen und wollte es hiermit widerrufen haben, damit wir „vor Gott desto getröster erscheinen und Nachred von uns abwenden.“

* * *

Karl V an die Königin Marie, Regentin der Niederlande.

Flüchtiges Konzept, korrigiert.
Chiffriertes Original (Schlüssel
12), Wien, P. A. 81, 123 ff.

1552
September 23.
Weißenburg i. E.

Dank für Briefe vom 13. und 15. Sept., besonders für die Antwort auf die Punkte von Geislingen — Markgraf Albrecht ist von Trier auf Metz gezogen — Erwägung, ob Eroberung von Metz zu versuchen angesichts der Bedeutung seiner Lage zwischen Deutschland und Frankreich, den Niederlanden und Burgund — Marias Gegengründe — Bittet um Äußerung und Nachricht — Schwierigkeiten der Verpflegung und Abhilfe.

Madame ma bonne seur. Je delaissay par le dernier courier de respondre au particularitez de vos lettres du 13e pour non detenir la replicque que je vous ay faicte sur le point: de l'argent pour estre chose sy precise, qu'il ne me y va moins a ce q'avez peu entendre que ma perdition et confusion de toutes choses.

²³⁾ Auszug bei v. Druffel-Brandi, Beiträge zur Reichsgeschichte IV, 348, S. 353. Der Text vollständig gedruckt von Turba, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 90 (1901).

Et depuis sont survenues vos lettres du 15. par lesquelles vous me touchez encoires la mesme difficulté en la recouvrance du dite argent. Mais je confye que sur ce que je vous ay fait dire par le Sieur de Noircarmes et qu'aviez veu par la dite rencharge, vous vous serez esvertues de faire plus que le possible, comme certes il est plus que requis que le faictes et que comme vous ay escript m'envoyer de main en main ce que pourrez recouvrer. Car la nécessité est extreme et le gangier de la dite confusion plus que apparent.

J'ay veu la response que vous me faictes sur les trois pointz que par mes lettres escriptes à Ghyselinghes vous avoye proposé et vous mercie cordialement le soing et dilligence avec laquelle vous aviez avecq ceulx de par delà examiné le tout, m'ayant fait part de votre avis sy bien et speciallement examiné. Mais par les nouvelles que ay eu depuis du conte d'Egmont selon la charge que lui avez donné, de m'avertir de temps à autre des nouvelles qu'il pourroit entendre pour estre plus près des ennemys, il samble que le marquis Albert nous aye osté de la doubte des dits trois pointz, dont il estoit question, ayant prins le chemin de Metz. Car ce qu'il a laissé Joos de Tailwyck avec son regiment dedans Treves n'est chose, dont l'on puisse faire grand fondement, actendu, qu'il est vraysemblable, que s'estant esloigné le dit Marquis et la dite ville de Treves non tenable et ne faisant oultre ce semblant d'y besoigner que, me véant approucher plus pres, il l'abandonnera sans attendre. Et maintenant faudroit adviser sur ce que j'auroie à faire et mesmes s'il conviendrait que je prinse mon chemin droit vers Metz pour essayer de avec multitude de pionniers gagner l'avantaige sur la dite ville, pour, faisant les ouvraiges que par advis d'ingeniyres à ce stilez l'on trouveroit convenir, s'essayer de prendre la ville, tenant regard à l'importance d'icelle et que demeurant entre les mains des Francois, ilz ont par le moyen d'icelle le chemin ouvert pour librement courir la Germanye jusques au Rhyn et me fourclore les passaiges qu'y sont deça d'icelluy pour quant l'on y pouldrait venir sans forces, outre ce que par le moyen de ladite ville ilz tiennent comme assiegez non seulement Thionville mais aussy la ville et tout le pays de Luxembourg et demeureront seigneurs absoluz de la Lorraine, coppant par ce boult le sheur passage dois les pays de par deça au conté de Bourgogne. Et l'euvre qu'ilz font presentement n'est encoires achevé, et s'ilz achevent une fois il ne fault plus esperer qu'il aye plus moyen de la recouvrer.

D'autre part se considerent les difficultés touchées incidament par voz lettres du chemin, après celles des vivres et oultre ce la saison tant avanchée, la multitude des gens, qu'ilz ont dedans et là auprès, le grand amas qu'ilz ont fait encoires pour s'y soubstenir, la faulte que j'ay d'argent que n'est pas pour penser les miner à la longue et les contraindre de à faulte de vivres se rendre, et de l'entreprendre par la force il y a les difficultez que vous entendez, puisque il n'y peult avoir si peu de fortification, quant ores ce seroit en une campagne rasé, que l'on ne tienne pour difficile et comme impossible de, s'ilz veullent se seulement entendre à la defence, les pouvoir forcer. Et comme vous avez gens congnoissans le lieu et qui l'ont veu de plus fresche memoire et scaivent plus particulierement les commoditez ou incommoditez, qui y peuvent entrevenir, je vous prie tres affectueusement, que le communiquent avec ceulx qu'il vous semblera, vous m'escrivez sur ce point vostre advis particulierement arraisonné. Et que en cas que vous jugissies la dite emprinse non se devoit faire pour maintenant, que vous advisez sur ce qu'il sembleroit par delà que je deusse entreprendre en ce que reste de ceste rièrre saison pour plus endomager les ennemys et essayer de faire chose avec la troppe, que je meyne et la correspondance des forces, qu'avez par delà, qui peut estre plus à propos pour le bien de mes pays d'embas.

Touchant¹⁾ la difficulté des victuailles, elle est telle, que vous escripvez et je m'en aperçois je largement en ce camp, que me fait tant plus penser, combien qu'elle ce augmentera marchant plus avant en pays sterile, puisque en pays si abundant y avons difficultés. Vray²⁾ est, que s'est pour non s'estre peu faire les provisions requises par pure faulte et nécessité d'argent, par où je seray contraint de sejourner à Landau delà de Wissembourg trois ou quatre jours, que je regrete mirablement, comme vous le povez penser, pour la saison que je pers et pour astant que l'on donne autant de temps d'avantage à l'ennemi pour se fortifier; mais enfin il n'y a remede, car il fault faire se que l'on peult pour eviter les desordres qui necessairement succedent en ung camp à faulte de vivres, si procureray je que le dit sejour soit le moindre que faire se pourra et cependant j'espère que j'auray de vous responce sur ceste, pour me tant mieulx determiner du chemin que je devray tenir³⁾. Et jà s'est faicte pieça une partie des diligences dont vos dites lettres font mention vers ceulx qui sont au long du Rhyn deça et delà jusques à Maience, communicant dois le pays de Ferette et jusques à Basle et aiant fait communiquer ce que m'en avez escript aux commissaires d' icelles, ilz sont après pour faire ung billet de ce que s'est fait et de ce que encores leur semblera davantaige se devoir faire, lequel vous sera envoieé ou avec ceste ou avec la premiere, afin que vous y faictes correspondre du coustel de par delà, tenant pour certain, ferez faire les preparatives comme je vous ay escript et vos dites lettres le contiennent.

Quant au repartissement que vous avez fait des gens de guerre le tout m'a semblé tres bien et souffront ceulx qu'avez laissé avec le sieur de Boussu pour se venir joindre avec moy, lesquelz⁴⁾ je tiens il sera bien qu'ilz marchent vers Covlenz allans sur leur garde pour eviter toutes venues que l'on leur pourroit faire, et dois là se pourront venir joindre sheurement avec moy quant j'auray marché si avant, que je les puisse couvrir des ennemis⁵⁾. Et au regard de secours qu'avez envoieé au conte de Reulx il est tres bon. Et aura une bien belle troppe ensemble pour exploicter contre les ennemis à quoi qu'il veulle pretendre des entreprises qu'il vous a mis en avant le choix, desquelles je vous remectz de vous y resouldre comme vous verrez mieulx convenir⁶⁾, vous advisant seulement que peustestre seroit ce le mieulx de, au lieu des courrieres dedans pays dont l'on tire peu de prouffit, se resouldre à l'occupation de quelque place, fut de Therouane, si elle est si despourveu qu'il y eust apparence que avec effort de pionniers l'on la peut approcher de si près pour venir à la combattre, puisque ayant faute des gens l'on le pourroit emporter ou prendre le chasteau des Hesdin qui en auroit le moyen, ou bien Corbie si avant toutes fois que l'on eust le moien de le soustenir de sorte que les ennemis ne la puissent reprendre et que l'on la peut fortifier à ceste effect. Car autrement de la prendre pour l'abandonner il ne pourroit aucunement convenir tant pour le peu de reputation que l'on y acquerroit que pour astant que cela empecheroit autres dessaings qui pour ci après l'on pourroit tenir.

Il va tres bien que vous ayez enchargé au sieur de Glajon de faire à faire la levée des pionniers dont je vous avoie escript. Et sera bien que vous y faictes mectre

¹⁾ Der ganze Absatz im Konzept nachträglich hierher gesetzt.

²⁾ Vray est — je devray tenir am Rande zugesetzt.

³⁻⁴⁾ Am Rand statt: Pourront franchir — — leur chemin jusques vers Covlens, actendu que estant passé le dit marquis delà de Thionville — que (comme dessus est dit) il n'est apparence que le dit de Talwyk sejourne longement à Treves. Il n'a pas les forces pour oser entreprendre bonne chose contre le dit sieur de Boussu.

⁵⁾ Das folgende am Rand.

tout la diligence qu'il sera possible, tant afin de les avoir tost, que pour procurer qu'ilz soient telz, s'il est possible, comme je vous ay escript. Car quoi que je veulle faire, ilz me seront plus que necessaires, et que, oultre ce que je presuppose ilz viendront furniz de leurs pesles, piochés, haches et autres instrumens servans à leur mestier, il seroit tres requis que davantaige vous me feissiez faire provision de jusque à dix mille fers servans ausditz instrumens que l'on pourra toujours faire en marcher au camp, attendu que plusieurs se rompent en besoignant et que quelque fois en ung besoing l'on mette en euvre les souldars, vous priant tenir la main à ce qu'ilz me soient envoyez le plus tost qu'il sera possible. Et combien que les quarante barques que vous m'escrivez vouloir envoyer souffisent pour faire ung pont sur les rivières qui sont au quartiers par où vraysemblablement je pourray passer, si voudroie je qu'en feissies encores adjouster dix pour accomplir le nombre de cinquante à cause que souvant entrevienne pour faire plus grande diligence sur petite rivière il convient gecter deux pontz et pour peu de chose davantaige il vault mieulx estre pourveu pour les occasions que aucune fois par ce se perdent.

Je vous envoie aussi ung billet contenant la pouldre et bouletz, dont je auroie de besoing que je vous prie aussi faire recouvrer par delà en la mesme diligence que requiert la saison, et je tiens que là se pourra recouvrer mesmes de la pouldre provision souffisante.

Et pour austant que en tous ouvraiges que aurons à faire j'auroy bon besoing de bons ingeniaires, tant pour communiquer avec eulx ce que se devra faire, que pour faire les trasses et encheminer l'execution, il sera requis que incontinent vous me faictes venir l'ingeniaire mestre Donat. Et si vous avez quelque gens qui puissent assister à la conduite de l'artillerie et aussi bons canoniers pour joindre avec ceulx que je ay ici, puisque alentour de ladicte artillerie l'on a toujours besoing de gens, vous ferez une tres bonne euvre.

Vous me requerez par vosdictes lectres, que je vous advertisse, comme vous devrez conduire en l'endroit des Allemans, qui se prennent prisonniers par les gens de guerre de par delà et⁶⁾ je presuppose que ja avant la reception de ceste, l'on aura disposé de ceulx, qui sont esté prins, et si non, je tiens que le mieulx seroit de par bon moiens les escarter, afin qu'ilz ne retournent au service de France, soit les employant sur la marine ou autrement, mais doresnavant il faut tenir la main qu'ilz ne se prennent plus prisonniers mais les treuvant où que ce soit, que l'on les despesche sur le ranc⁷⁾.

Quant à la delivrance du Lantgrave dont faictes aussi mention, il n'y a que dire et me semble tres bien tout ce qu'en avez fait comme vous ay desia escript, seulement desireroie je bien entendre quel rapport vous aura fait le sieur de Noirthoud⁸⁾ à son retour et mesmes quelz termes tient ledit Landtgrave.

Atant, Madame ma bonne seur, je prie le createur vous donner voz desirs. De Wissembourg (im Konzept korrigiert statt Landau), le 23. de septembre 1552.

⁶⁻⁷⁾ Im Konzept am Rand statt: et combien que par raison ilz meritèrent le chastoy tel que le trouverez, toutesfois doubtant ce qui à cause d'iceulx pourroit advertir à quelqu'un de mes subjectz, qui sont de plus emportance, il me semble que le mieulx sera de pour maintenant l'excuser (durchstrichen: et user avec eulx) et que l'on use envers eulx par delà le stil lache de guerre, tenant fin seulement de, s'il est possible, obtenir d'eulx serment de non servir à l'encontre de moy, [les renvoyer, durchstrichen].

⁸⁾ Noirtour im Or., wohl unter Vorwegnahme des folgenden retour; oder Noircarmes? Vgl. Abschnitt 1 dieses Briefes.

(Eigenhändig) Madame ma bonne seur, par mes precedentes et par ce que dessus entenderes et auries recit du tout ce que vous sauroys escripre, parquoy je m'y remes à ce, vous priant ne me faillir au besoing. Je suis bien mary du delay que je fays en ce chemin, mays il ne ce peut faire autre chose pour les causes susdites. Les — — donnés, vous advertiray des nouvelles que j'ay, s'il m'est aynsy et nous vous aprochons. Dieu pourroit monstrier se faveur, ce que lui plairoit. C'est du votre bon frere

Charles.

Bave

Après avoir signée ceste, la duchesse douagiere d'Arschot et le sieur de Bassompierre ont escript à l'evesque d'Arras, lui envoiant jointement une lettre du sieur de Vauldemont⁹⁾ audit sieur de Bassompierre comme verrez par les copies d'icelles cijointes et lesquelles vous envoie, afin que puissiez tant mieulx fonder l'advis que je desire avoir de vous, comme il est contenu ci dessus. Et l'on verra en brief si l'advertissement sera veritable pour après se pover conduire selon ce.

Bave

⁹⁾ Nicolas, Graf von Vaudemont, Bruder des verstorbenen Herzogs von Lothringen; François de Bassompierre, Bailli des Vosges, sein Berater in Nancy.

Passauer Vertrag und Augsburger Religionsfriede

Einleitung, Kontroversen der neueren Literatur. — I. Die südwestdeutschen Fürsten im Sommer und Herbst 1552. — II. Vorgeschichte und Gründung des Heidelberger Bundes, Moritz von Sachsen und der Bund. — III. Kritik der Quellen für die Frage der spanischen Sukzession, Verhältnis Ferdinands zum Kaiser. — IV. Der markgräfliche Krieg und das Verhalten der Reichsstände. — V. Der Text des Augsburger Religionsfriedens; sein Verhältnis zu den älteren Reichsabschieden und Verträgen. — Schluß.

Der Ausgang der Reformationszeit bietet einer historischen Darstellung ungewöhnlich große Schwierigkeiten. Die Kraft der religiösen Bewegung ist großenteils umgesetzt in eine politische und stärkt ältere Tendenzen. Aber sie wirkt daneben nicht bloß als Unterströmung weiter. Eine altkirchliche Gegenbewegung ist noch kaum zu spüren, aber sie bereitet sich vor. Die europäischen Verhältnisse sieht man im alten System; aber überall neue Personen. Die Generation der zwanziger Jahre ist verbraucht, zum guten Teil vom Schauplatz abgetreten. Bedeutende Führer fehlen. Man entbehrt die Kontinuität, man entbehrt die großen Gedanken und die klaren Gegensätze. Kein Leben und doch noch nicht Erstarrung. In diesem durchaus transitorischen Zustand ist ein Abschluß gefunden, den man unzweifelhaft als epochemachend bezeichnen muß. Aber aus seiner Geschichte strömt in jede Darstellung die Stimmung tiefster Resignation.

Was hatte das Jahrhundert in seinen Morgenstunden der deutschen Nation nicht versprochen, und wie rasch ist das alles verflogen! Eine Zeitlang hält wenigstens die Sorge den Atem an. Noch einmal fesseln stark das Interesse die Krisen der kriegerischen Ereignisse von 1547 und 1552. Aber die Teilnahme erlahmt über dem langen Ausbleiben des Ergebnisses. Erst nach Jahren erfolgt jener Abschluß; er hat in der Tat etwas Müdes. Und doch ist der Einschnitt in der Geschichte des öffentlichen Rechts unserer Kulturwelt ein so tiefer, daß die Genesis dieses Religionsfriedens jeder neuen Betrachtung nur um so rätselvoller und anziehender erscheint.

Von dem Religionsfrieden selbst soll im folgenden nicht die Rede sein; auch seine Vorgeschichte, wenn sie völlig verstanden werden soll, bedarf des Buches, das wir ebenso entbehren wie eine brauchbare Ausgabe seiner Akten. Nur die nächsten und wichtigsten Fragen aus dieser Vorgeschichte bedürfen nachgerade der geschlossenen Erörterung, insbesondere die Frage, wo man bei aller Würdigung der unendlich vielfältigen Bedingtheit jeglichen Geschehens die entscheidende Vorbereitung des Friedens zu suchen hat, welche Erscheinungen und Zusammenhänge also die Aufmerksamkeit des Historikers in erster Linie erfordern.

Die Dringlichkeit dieser Erörterung ergibt sich aus der jüngsten Entwicklung unserer Forschung. Vor zehn Jahren gehörte der Ausgang der Reformationszeit in jeder Hinsicht zu den vernachlässigten Gebieten der deutschen Geschichte. Seitdem herrscht gerade hier die eifrigste Tätigkeit. Weniger freilich im Sinne großer Darstellung. Es ist nicht genug zu beklagen, daß die beiden Biographen Karls V vor Vollendung ihrer Werke abberufen sind; auch de Leva geht nur bis zum Passauer Vertrag. Die großzügige Darstellung von Edward Armstrong¹⁾ ist bei aller Tüchtigkeit in den deutschen Dingen doch zu summarisch, und die auch in den uns zunächst wichtigen Teilen sorgfältig abgewogene Zusammenfassung von K. Müller²⁾ entbehrt naturgemäß der breiteren Begründung.

Dagegen liegen nun ganze Reihen von Quellenpublikationen und aktenmäßigen Monographien vor. Ein ungewöhnlich reiches urkundliches Material ist erschlossen; unser Wissen geht stellenweise bis an die verschwiegensten und flüchtigsten Erregungen des politischen Lebens; schon für die Jahre 1553 bis 1555 stehen dem Historiker jetzt über 5000 Aktenstücke in Texten oder in Auszügen zu Gebote.

Dieses Material ist in Einleitungen, Anmerkungen und Monographien mannigfach verknüpft und verwertet worden, und auch da, wo man zunächst nur individuelle oder landschaftliche Beziehungen ins Auge faßte, suchte man beiläufig auch den allgemeinen Dingen neue Seiten abzugewinnen. Nicht immer mit Glück. Die Art der Zeit gebietet, mit äußerster Behutsamkeit zu verfahren und das Spiel dieser kleinen und labilen Kräfte nicht durch die Formen der Einheit und Folgerichtigkeit, des Gegensatzes und des Gleichgewichts zu meistern.

¹⁾ The Emperor Charles V. London 1902. I. II.

²⁾ Grundriß der theol. Wissenschaften IV, 2. Kirchengeschichte II. Tübingen 1902.

Man ist zu rasch bei der Hand gewesen mit politischen „Programmen“ und vermaß sich, die zufällige Wirkung träger Beharrung als politische Kraft anzusprechen. Auch die Elemente der Quellenkritik werden nicht selten vermißt.

Daneben ergeben sich tiefere Schwierigkeiten der historischen Auffassung, und man erinnert sich über neuen Kontroversen der Meinungsverschiedenheiten, die schon in der älteren Literatur in bezug auf die Wertung der Kräfte begegnen.

Es ist erstaunlich, in welchem Maße noch heute die Darstellung Rankes zu Recht besteht. Die Weisheit seiner historischen Betrachtung läßt den Fluß der Ereignisse dahinströmen, jedem Augenblick sein Recht und der Zukunft stets die Unsicherheit wahrend. Man entbehrt keinen wesentlichen Zug, und kleine Irrtümer verschwinden in der vorsichtigen Ausdrucksweise und dem allgemeinen Gleichgewicht. Bei ihm ist selbst im Frühjahr 1555 für den Religionsfrieden vieles vorbereitet, „allein mit alledem noch nichts ausgemacht und befestigt“. Kaum, daß die Figur des Kurfürsten Moritz dominiert.

Die Geschichtschreibung der sechziger Jahre liebte schärfere Arbeit. Maurenbrecher sprach vom „Norddeutschen Bund“ und von der Fürsten „Rücksicht auf des Wohl der Nation“, in Moritz feierte er den nationalen Helden. Schroff trat dem Cornelius entgegen, nicht minder erregt durch die Politik seiner Zeit³⁾: „Die deutschen Fürsten, welche das Fazit der großen Nationalbewegung des 16. Jahrhunderts in ihre schmutzigen Taschen stecken wollten, der Gauner Moritz, der brutale Markgraf Albrecht und die anderen Gesellen der Bande, sind von den älteren Historikern nie völlig nach Verdienst verurteilt worden.“ Dies Urteil wirkt bis heute. Markgraf Albrecht Alkibiades würde keinen J. Voigt mehr finden, und daß er „lebhaft die allgemeinen Interessen umfaßte“ (V, 217), mag man selbst Ranke nicht mehr zugestehen. Nicht in demselben Maße, doch merklich verlor Kurfürst Moritz.

Auch Bezold, dessen reiche Darstellung nicht bloß durch den größeren Realismus der Auffassung und des Stils weit von derjenigen Rankes abrückt, folgt mit sichtlichem Widerwillen der Politik des Kurfürsten; nur unter Anspielung auf die verwandte „Treulosigkeit des Nationalhelden Arminius“ mag er gestehen, daß „der deutsche Prote-

³⁾ Münchener Historisches Jahrbuch für 1866, S. 257.

stantismus die feste Aufnahme in die Reichsverfassung doch vor allem diesem Wettiner zu danken hatte“. Seine Charakteristik schwankt. „In ihrer häßlichsten Gestalt erhob sich noch einmal die deutsche Revolution“; ihre Erfolge werden zunächst so niedrig wie nur möglich eingeschätzt; „man stand (im August 1552) auf dem nämlichen Fleck wie vor Beginn des Krieges“. Bereits Egelhaaf⁴⁾ hat diese Beurteilung des Passauer Vertrags befremdet.

Neuerdings ist man noch weitergegangen. Leugnet Bezold, wie es scheint, schon den religiösen Zweck der Empörung, so läßt G. Wolf den Kurfürsten auch seine landesfürstlichen Forderungen erst zu Passau „aus taktischen Gründen“ aufnehmen⁵⁾. Seine wahren Ziele hätte er in Passau überhaupt nicht erreicht und deshalb keineswegs aufgegeben; erst nach seinem Fall seien die Reichsfürsten mit seinem Bruder auf ihr Passauer Werk zurückgekommen, um das, was jenem nur etwas Provisorisches gewesen, nun wirklich zur „Grundlage der Neugestaltung Deutschlands“ zu machen. „So ist die Schlacht bei Sievershausen zum Ausgangspunkt einer neuen Ära der deutschen Geschichte geworden.“ Mit Wolf berührt sich Turba⁶⁾ in der Schätzung des Kurfürsten wie des Vertrags. Nur hätte der Kurfürst nach Turba „zu Säkularisierungen nicht den Mut“ gehabt; aber beiden erscheint ein geplanter Angriff auf die Niederlande als „der zweite Punkt in Moritz' Programm“. Turba hat das Verdienst, zuerst die Originale des Vertrags vom 2. August und der kaiserlichen Ratifikation vom 15. August beachtet zu haben; er legt mit starker Neigung zur publizistischen Deduktion dar, daß der Vertrag wegen der kaiserlichen Vorbehalte im Grunde nie perfekt und wegen Unterlassung der Mitteilung ans Reichskammergericht nie rechtskräftig geworden sei. Da er nicht minder starke Verletzungen der rechtlichen Voraussetzungen im Zustandekommen des Augsburger Religionsfriedens fand, so bezweifelt er auch dessen Rechtsgültigkeit mindestens bis zum Regierungsantritt Ferdinands als Kaiser (14. März 1558).

⁴⁾ Deutsche Geschichte II, 571.

⁵⁾ Der Passauer Vertrag und seine Bedeutung für die nächstfolgende Zeit (Neues Archiv f. sächs. Gesch. XV, 237). — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation (I, 1899), wo S. 611 trotz „wesentlicher Modifikationen“ die „Grundanschauung“ festgehalten wird.

⁶⁾ Beiträge zur Geschichte der Habsburger II. III (Archiv f. österr. Gesch. 90, 1. 233) 1901. — Thronfolgerrecht in allen habsburgischen Ländern (1903). — Das rechtl. Verhältnis der Niederlande zum Reich (1903).

Im übrigen richtet Turba seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Politik der habsburgischen Brüder, die seit 1548 keine gemeinsamen Ziele mehr kennen und erst in der Zeit des Abschieds einigermaßen das alte Verhältnis zurückgewinnen. Dabei scheint ihm von der großartigen Beständigkeit der Politik Karls V die sprunghafte Unruhe und innere Unsicherheit bei Ferdinand und Moritz auf das unvorteilhafteste abzustechen. Er wagt noch einmal, wie einst Cornelius⁷⁾, als Apologet Karls V aufzutreten und in den Plänen dieses Fürsten, der sich „als deutscher fühlte“, nach wie vor das Heil des Reiches zu sehen. Karl V steigt, seine Gegner sinken immer tiefer.

Da nun aber doch zu offenkundig, daß nach der Mitte des Jahrhunderts das ganze Lebenswerk Karls V zertrümmert worden ist, daß die deutsche Entwicklung sich seit 1552 in der entschiedensten Weise von den Idealen des Kaisers abgewandt hat, bleibt die Frage nach der maßgebenden historischen Potenz offen. Merkwürdig, wie sich hier die Ansichten entwickelt haben.

Schon Maurenbrecher⁸⁾ stellte neben Moritz „jene große Partei der Vermittlung“, die Frankreich Furcht einflößte, deren „festes, konsequentes, unbeirrtes Auftreten“ die „einstweilige Gleichberechtigung der römischen und lutherischen Religion“ im Passauer Vertrag zustande brachte, die im Heidelberger Bunde die Opposition gegen den Kaiser „durchaus nicht verleugnete“ und deshalb im Bunde mit Karls Gegnern den Markgrafen Albrecht, der als Vorkämpfer des Kaisers erschien, unschädlich machte. „Moritz und Ferdinand und der Heidelberger Bund haben sich die Hand zur Bekämpfung des Markgrafen gereicht“ (S. 323).

Wesentlich in Maurenbrechers Sinne hat Barge das Zustandekommen des Passauer Vertrags dargestellt⁹⁾. „Ihr eigenes Programm“ machte ihm die Vermittlungsfürsten zu einem wesentlichen Faktor. „Die Idee der Toleranz ist in Passau zum erstenmal von einer aus katholischen und protestantischen Ständen gemischten Reichsversammlung proklamiert worden“ (160). Der Kaiser verweigerte die Aufnahme des entscheidenden Satzes in den Vertrag; aber zu Augsburg 1555 kam man von selbst auf „jenen ersten von Karl verworfenen Beschluß der Stände

⁷⁾ Die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. München 1862.

⁸⁾ Karl V und die deutschen Protestanten. Düsseldorf 1865.

⁹⁾ Die Verhandlungen zu Linz und Passau und der Vertrag von Passau im Jahre 1552. Stralsund 1893.

zurück“. Schärfer stellt hier wieder die Fragen G. Wolf. Er kontrastiert geradezu Moritz und die Neutralen. Aber während Bezold nachdrücklich betont hatte, daß „doch nur unter dem starken Druck politischer und namentlich kriegerischer Verhältnisse“ auch „geistliche Stände die unbedingte Notwendigkeit des Religionsfriedens anerkannten“, so meint G. Wolf, „daß es nicht der Schrecken vor den sächsischen Truppen war, welcher die Passauer Stände, katholische wie protestantische, zur prinzipiellen Annahme der kurfürstlichen Vorschläge veranlaßt hat. Nein, es war schon längst der freie Wille der dortigen Fürsten und Gesandten gewesen, mit dem herrschenden System Karls V zu brechen, und der militärische Augenblickserfolg des Wettiners hatte genügt, um ihnen den bisher fehlenden Mut zur Opposition gegen den mächtigen Kaiser einzuflößen“. Einen „völlig genügenden Beweis“ für seine Auffassung sieht er in den „Heidelberger Vorgängen“ des nächsten Jahres¹⁰⁾!

Von der Richtigkeit einer so hohen Wertschätzung der neutralen Fürsten vermochte ich mich bei näherer Beschäftigung mit einer vielgestaltigen Aktenmasse zur Geschichte dieser Zeit¹¹⁾ nicht zu überzeugen. Schien mir auch Bezolds Wort „von der kläglichen Angst der rheinischen Kurfürsten (1552) und der charakterlosen Neutralität der Herzöge von Bayern und Württemberg“ hart, so fand ich doch auch in ihrem weiteren Verhalten kaum eine Spur politischer Kraft und nicht einmal in der Neutralität Konsequenz. Nicht große Gesichtspunkte (wenn auch nur der Opposition), sondern die laufenden kleinen Sorgen schienen ihre Politik zu bestimmen. Vor die Frage gestellt, woher die bis heute verbreitete Überschätzung des Heidelberger Vereins zu erklären sei, sah ich bei näherer Prüfung, daß jene tief beunruhigte Zeit selbst die Konventikel der Neutralen zu politischen Größen aufgebauscht hat, wie sie ja auch dem Kaiser die abenteuerlichsten Pläne zutraute. Unsere wichtigsten Darstellungen aber fand ich, statt aus den originalen Akten, aus den schlechten Quellen gespeist, in denen all der Klatsch der Zeit mitläuft. Allerdings können auch Fiktionen Geschichte machen, aber ein wichtiges Anliegen war es zunächst, die Widersprüche zwischen den

¹⁰⁾ A. a. O. XV, 273.

¹¹⁾ Beiträge zur Reichsgeschichte 1553—1555 von August v. Druffel (Briefe und Akten zur Gesch. des 16. Jahrh. Bd. 4). München 1896. — Zur Beurteilung des Bandes vgl. zuletzt Gött. Gel. Anz. 1904, II.

authentischen Urkunden und den Zeugnissen zweiter Hand hervorzuheben und damit (wie es dem Herausgeber vor allem ziemt) einen Teil der Kontroversen mit Hilfe der Quellenkritik zu erledigen.

Die kritische Revision gelangte zur Darstellung in der Arbeit von W. Goetz über die bayerische Politik im ersten Jahrzehnt Herzog Albrechts¹²⁾. Er revidierte die Anschauungen Barges über das Zustandekommen des Passauer Vertrags, würdigte die Bedeutung des Kurfürsten Moritz, führte die Wertschätzung des Heidelberger Bundes auf das richtige Maß zurück und verfolgte den überaus wichtigen Übergang Bayerns zur österreichischen Politik, was kurz danach Riezler in größerem Zusammenhange¹³⁾ einheitlich durchführte.

Inzwischen aber sind jene kritischen Bedenken als ein entschiedener Rückschritt erkannt worden, alle zweifelhaften Quellen wieder in ihre Rechte eingesetzt und die südwestdeutsche Fürstengruppe aufs neue in den Mittelpunkt der Reichspolitik gerückt¹⁴⁾. Vom Passauer Vertrag und Kurfürst Moritz ist kaum noch die Rede. „Niemand wird die Geschichte des Reichstags von 1555 verstehen, der ihn als Fortsetzung der Ereignisse von 1552 begreifen will. Die tiefgehenden inneren Wandlungen¹⁵⁾ der dazwischenliegenden Jahre bilden dafür die notwendige Voraussetzung.“ „Grundton der Geschichte dieser Zeit“ — „ein unbegrenztes Mißtrauen gegen den Kaiser und eine hochgradige Furcht vor seinen Praktiken. Als deren Hauptinhalt erscheint die Nachfolge des Kaisersohnes Philipp im Reiche.“ „Dieses Projekt bildete den dauernden Angriffspunkt der fürstlichen Opposition in der Zeit zwi-

¹²⁾ München 1896.

¹³⁾ Geschichte Bayerns, 4. Bd. Gotha 1899.

¹⁴⁾ Briefwechsel des Herzogs Christoph von Wirtemberg, hersg. von V. Ernst, I—III. Stuttgart 1890—1902. Vgl. dazu Gött. Gel. Anz. 1902, I. 1904, II.

¹⁵⁾ Es ist mir nicht gegeben, damit in Einklang zu bringen, was in den Würt. Vierteljahrsheften N. F. X, 26 (Ernst, Die Entstehung der Exekutionsordnung von 1555) geschrieben steht: „Wie ganz anders stand man“ — „vor der Erhebung des Kurfürsten Moritz“. Jetzt dagegen war „die kaiserliche Macht geschwächt, die kaiserliche Reputation so gut wie vernichtet.“ — — „ein widerliches Bild, welches diese Korrespondenz der Heidelberger Fürsten mit dem Kaiser bietet, und es wird noch widerlicher, wenn man bedenkt, daß diese Fürsten doch nur die Konsequenzen ziehen aus einem Siege, zu dem sie nicht mitgeholfen, daß sie ein zu Tode getroffenes Wild anklaffen, das sie nicht erlegt haben“ etc. — Da der Verfasser gern im Fortissimo redet, ist es nicht immer leicht, den Wert zu bestimmen, den er selbst seinen Äußerungen beilegt.

schen Passauer Vertrag und Augsburger Reichstag¹⁶⁾.“ „Das wichtigste Produkt dieser kaiserfeindlichen und infolgedessen konfessionslosen Politik ist der Heidelberger Verein, dessen Blütezeit mit dem Glauben an die Verbindung zwischen Markgraf und Kaiser zusammenfällt.“ Seitdem man den Markgrafen nicht mehr als Werkzeug des Kaisers betrachtet, wird dessen Bekämpfung eine konfessionelle Frage, seine Vernichtung ein Sieg der katholischen Sache; der Kaiser erhebt sich, der Heidelberger Bund fällt auseinander. „Indem die seither gemischten konfessionellen Parteien immer deutlicher auseinandertreten, bereitet sich der Friedensschluß derselben vor.“

Ich unterfange mich nicht, diesen Satz zu verstehen oder gar den ganzen Gedankengang zu widerlegen. Doch ist offenbar, daß hier mehrere der älteren Ansichten in der derbsten Ausprägung vorliegen, und da sie mit einem sehr erheblichen Aufwand von Material und Sicherheit vertreten werden, kann eine prüfende Auseinandersetzung vielleicht in allgemeinerem Sinne zur Klärung der Anschauungen beitragen. Dahin vor allem zielen die folgenden Studien.

Man wird es, hoffe ich, berechtigt finden, daß Methode und Form der Untersuchungen nach den unterschiedlichen Gesichtspunkten nicht unerheblich wechseln.

I. Unzweifelhaft war es im Frühjahr und Sommer 1552 für die ganze Gruppe der süd- und westdeutschen Fürsten, deren Gebiete zwischen Italien und den Niederlanden und zugleich zwischen den Fronten der Kriegsfürsten und ihres französischen Verbündeten lagen, nicht leicht, für oder gegen den Kaiser oder die Kriegsfürsten Partei zu nehmen. Von beiden Seiten wurden sie gedrängt; auf beiden Seiten erblickten sie Gefahren, nähere oder fernere. Sie haben gelernt, daß selbst das Stillesitzen verhängnisvoll werden kann; so tun sie das, was ihnen übrigbleibt: sie klagen, horchen und rücken zusammen. Um sich zu decken und ihre Stellung zwischen den Parteien zu bessern, denken sie zeitig auch an Vermittlung, und der Lauf der Dinge hat es mit sich gebracht, daß man sie sogar aufforderte, neben anderen an der Passauer Handlung teilzunehmen. Aber ihrer Sorgen wurden sie darüber nicht ledig, und das Bedürfnis nach Anschluß erhielt sich. So war es gewesen

¹⁶⁾ Ebenda X, 5; das folgende wieder aus der Vorrede zum zweiten Bande.

bei Beginn der Fürstenerhebung, so war es während der Linzer und Passauer Tagung, und so — kann man schon hinzufügen — blieb es nachher, als man erkennen mußte, daß auch der Passauer Vertrag noch nicht das letzte Wort war.

Trotz alledem — und das ist erstaunlich zu sehen — bedurfte es der umständlichsten Korrespondenzen und Fühlungen, bis man sich gegenseitig entdeckte und verständigte. Den besonders gefährdeten geistlichen Kurfürsten stand das uralte Mittel ihres Kurvereins zu Gebote, und kurfürstliche Sonderungsgelüste sind noch oft zum Vorschein gekommen; aber die hohen Herren waren doch keineswegs abgeneigt, sich durch Zuzug zu stärken¹⁷⁾. Der kurpfälzische Hof hatte ohnehin ein natürliches Verhältnis zu den weltlichen Fürsten; er nahm mit sichtlichem Wohlgefallen die unablässigen Anträge Württembergs entgegen¹⁸⁾ und bemühte sich seinerseits ebenso eifrig um Jülich¹⁹⁾ wie Württemberg um den Nachbarn und Vettern von Bayern²⁰⁾. An den äußersten Flügeln suchte man die beiden Schwiegersöhne des römischen Königs heranzuziehen, und Württemberg lag doppelt an Herzog Albrecht, der ihm als Vermittler nach Österreich diente.

Aber der Herzog von Bayern hatte bei der Lage seines Landes zunächst das sehr viel größere Interesse an der unmittelbaren Fühlung mit Kurfürst Moritz und mit König Ferdinand. Während die rheinischen Kurfürsten eine erste Aktion ins Werk setzten mit dem Wormser Fürstentag, nahm Bayern, fern von ihnen, teil an den Beratungen von Linz. Und hier blieb die größere Schwerekraft, denn die Wormser Gruppe wurde, ohne daß sie für sich etwas Denkwürdiges zuwege gebracht hätte²¹⁾, aufgesogen von dem Passauer Kongreß. Nichts ist nun lehrreicher, als daß auch innerhalb der engeren Gruppe der weltlichen Fürsten von Pfalz, Bayern, Jülich und Württemberg der Anfang eines

¹⁷⁾ Heidelberger Rezeß der Kurfürsten am Rhein vom 29. März, *D r u f f e l* II, 1183.

¹⁸⁾ Die wichtige Heidelberger Besprechung zwischen Pfalz und Württemberg, gleich nach Mitte Januar 1552, bei *E r n s t* I, 335. Seitdem unausgesetzte Korrespondenz.

¹⁹⁾ Seit Januar 1552, *E r n s t* a. a. O. und 387. Die Bemühungen übrigens lange ergebnislos hingezogen. Jülich zögerte, ebenda Nr. 633. Pfalz dringender bei erneuter Gefahr, 679. Endlich kam der Herzog nach Heidelberg (23. Juli), 707, 1.

²⁰⁾ Bayerische Fühlung durch Lösch, Tübinger Abrede, 3. April 1552, *E r n s t* I, 454. — Pfalz' Bedenklichkeiten, ebenda 464!

²¹⁾ *B. K u g l e r*, Urkunden zur Geschichte des Wormser Fürstentags (Sonderdruck, Stuttgart 1870), mit treffender Würdigung S. 5.

wirklichen Verständnisses erst gewonnen wurde durch das praktische Zusammenarbeiten ihrer Räte (denn nur Herzog Albrecht kam persönlich) in Passau²²⁾ — daß aber trotzdem Bayern noch bis zum November einem engeren Zusammenschluß widerstrebte.

Inzwischen sind wenigstens die drei anderen Fürsten auch nach außen geschlossen hervorgetreten. Sie wandten sich an des Königs Botschafter, Heinrich Reuß von Plauen (30. Juli), entwarfen eine Instruktion zur Werbung bei den Kriegsfürsten für den Fall der Verwerfung des Passauer Vertrags letzter Redaktion und vereinigten sich am 3. August abschiedsweise auf einen neuen Tag nach Urach, alles im Sinne der Passauer Verhandlungen, die auf einen „beständigen Friedstand“ gegangen waren. Aus der Werbung ist ebensowenig etwas geworden wie aus dem Uracher Tag, weil wider Erwarten die Führer der Kriegsfürsten den vom Kaiser beschnittenen Vertrag doch annahmen und weil man gleichzeitig am pfälzischen wie am jülichischen Hofe (ebenso in Württemberg) bedenklich wurde — denn der Kaiser zog in Person vom Oberland wieder heran.

Aber, so ist geschlossen worden²³⁾, eben aus der fast feierlichen Vorsicht, mit der man (etwa in Jülich) zu Werke ging, ergebe sich deutlich „der gefährliche Charakter der geplanten Uracher Verhandlung“, und das „Programm“ der Fürstengruppe verdiene trotz des Scheiterns der nächsten Absichten die aufmerksamste Beachtung als Fingerzeig für die wahren Tendenzen des späteren Heidelberger Bundes. Es erschiene als „Niederschlag der ganzen von Christoph eingeleiteten Bewegung“ und fast als eine „Zusammenfassung aller im Laufe des Jahres vorgebrachten Reichsbeschwerden“. Die Partei, die es bezeichnen soll, „unterschied sich durch nichts von den seitherigen Kriegsfürsten, als daß ihr nach wie vor der Gedanke fern liegt, im Interesse dieser Forderungen zur Offensive überzugehen, und daß sie, was nicht bloß damit zusammenhängt, jedes Zusammengehen mit Frankreich ablehnt“. Also ein lebloser Schatten der Kriegsfürsten? Selbst das ist noch zuviel gesagt.

²²⁾ Druffel II, 1408 (1438).

²³⁾ Ernst, I, 728—738. Das angeblich noch in Heidelberg „festgestellte“ Programm, Nr. 738; Würdigung desselben S. XXXVIII. — Daß die Frau Regentin der Niederlande in der äußersten Sorge war (Lanz III, 408), ist nach den Ereignissen des Frühjahrs bei ihrem nahen Verhältnis zu dem kaiserlichen Bruder durchaus begreiflich.

Denn das Aktenstück, um das es sich handelt und das geeignet sein könnte, uns eine bedeutende Aufklärung zu geben, trägt in sich nicht das geringste Zeichen dafür, daß es mehr ist als ein württembergischer Memorialzettel. Und selbst wenn es auf Vereinbarung mit Pfalz und Jülich beruhte, würde doch sein Inhalt nicht anders zu bezeichnen sein als ein Register der wichtigsten damals aufgeworfenen Fragen; kein „Programm“, nicht einmal eine Kanzleiausgabe der längst bekannten Proklamationen. Man lese nur einmal neben diesen ledernen Geheimartikeln die kleinen, durchs Land gejagten Bogen mit dem „Ausschreiben etlicher Churfürsten, Fürsten und Stände“. Schon der Ton verrät die unendlich verschiedene Energie, die dahinter steckt. Kein Zweifel, wir befinden uns an der Queue der Bewegung.

Gewiß ist es nicht gleichgültig, daß sich die Reichsstände weithin mit den Klagen auseinandersetzen, die so nachdrücklich und derb in die Öffentlichkeit gerufen waren; neu war das meiste ja nicht. Das Entscheidende bleibt immer, was sie unternahmen.

Sie scheuten das Licht und hüteten sich vor Taten. Nichts anderes haben sie im Sinne als sich mit dem geringsten Aufwand vor dem nächsten Ungemach zu schützen. Hat sich die Gefahr verzogen, so sind auch die Pläne dahin; von dem Uracher „Programm“ ist niemals mehr die Rede.

II. Mit dem Vollzug des Passauer Vertrags, wenn auch nur in seiner letzten Form, sind alle schweren Folgen des großen Schmalkaldischen Krieges rückgängig gemacht; die gefangenen Fürsten sind heimgekehrt, die geächteten begnadigt; der Druck des Interims ist von den schwachen Schultern gehorsamer Stände genommen²⁴⁾; im übrigen sollte Waffenstillstand sein bis zum Reichstag.

Aber es fehlte viel daran. Mit Frankreich war überhaupt kein Friede gemacht. Des Kaisers Ratifikation beruhte auf unerfüllten Bedingungen²⁵⁾. Proteste gegen den Passauer Vertrag wurden auch im

²⁴⁾ Im Wortlaut des Vertrags liegt das nicht; aber daß man auch rechtlich diese Folgerung zog, lehrt die Denkschrift des Reichsvizekanzlers Seld, *D r u f f e l* IV, 417 (*W o l f*, *Religionsfriede* S. 10). In Augsburg ist das Interim schon im April 1552 abgeschafft; selbst nach dem Besuch des Kaisers blieb die augsburgische Konfession geduldet, *D r u f f e l* II, 1852. Erwägungen in Ansbach, *D r u f f e l* IV, 509 u. f.

²⁵⁾ Das hat *T u r b a* (a. a. O.) bewiesen. Eine andere Frage ist, ob der Kaiser die Folgen ziehen wollte oder gezogen hat (zu S. 43).

Reiche laut. Unsicherheit, Kriegsgewerbe oder Irrungen gab es fast allenthalben.

Mit grimmigen Verwünschungen, fluchend auf den „Judas“ Moritz und dessen Passauer Vertrag, der ihm nichts gehalten, bedrohte Markgraf Albrecht die geistlichen Gebiete. In seinem Rücken klagten und rüsteten die von ihm gebrandschatzten Franken. Mit ihnen trat bald ins Einvernehmen Herzog Heinrich von Braunschweig, der von Albrechts Parteigänger Volrad von Mansfeld im eigenen Lande bedroht wurde.

So umdüsterte sich wieder der Horizont. Unsere Fürsten, zunächst nicht betroffen, zeigen geringe Teilnahme. Herzog Albrecht warf wohl Anfang November den Gedanken des Bundes von Pfalz, Jülich, Württemberg und Bayern wieder hin, aber ohne Nachdruck²⁶⁾. Als die Fürsten von der Befriedigung des Markgrafen durch den später so berüchtigt gewordenen Vertrag mit dem Kaiser hörten, gaben sie sich vollends der Ruhe zurück. Anfang Dezember schafften sie sogar die zu besserer Korrespondenz zwischen Pfalz, Württemberg und Bayern eingerichtete Post wieder ab²⁷⁾. Man beruhigte sich also offenbar bei dem einstweilen erreichten Rechtszustand.

Nur zu bald wich die Ruhe gesteigerten Besorgnissen. Man sah sich vor Fragen gestellt, die der einzelne für sich nicht zu beantworten wagte. Der Kaiser hatte schon bei seinem Zug durchs Oberland von der Erneuerung eines kaiserlichen Bundes gesprochen und Anfang November aus dem Lager vor Metz entsprechende Werbungen an die rheinischen und oberländischen Fürsten ergehen lassen. Die Fürsten sahen ängstlich aufeinander. Ende Dezember erfuhren Pfalz, Württemberg und Bayern, daß auch Jülich abgeneigt sei und auf ihr Verständnis zurückzukommen wünschte.

Welche Hoffnung konnte sich auch der Kaiser auf das Gelingen eines Projekts machen, das man ihm nach seinen Siegen und Erfolgen im Sommer 1547 bereits abgelehnt hatte! Es kehren ähnliche Gründe wieder wie damals, und natürlich verwies Jülich dazu auf die neue Sonderstellung der Niederlande²⁸⁾. Sollte man sich in alle Verwicklungen der

²⁶⁾ Wir haben nur württembergische Berichte (Ernst II, 834. 839. 847 u. Einl. S. XXXIX); deshalb bei Goetz S. 64 wohlbegründete Vorsicht. — Rücksicht auf Franken zu beachten, Ernst I, 817 (gegen II, 98).

²⁷⁾ Ebenda I, 853, 2. 860. 861.

²⁸⁾ Ebenda I, 877.

kaiserlichen Kriege hineinziehen lassen? Man brauchte nur an das letzte Jahr zu denken. Es gehörte also wahrlich keine besondere Opposition dazu, dies hoffnungslose Projekt zu verwerfen. Nur Bayern schien diesmal der kaiserlichen Idee geneigt, aber Württemberg fing diese Neigung geschickt auf durch seine alten Bundespläne, zuletzt mit der recht gewagten, aber auch bezeichnenden Behauptung, der Kaiser habe sich ihm gegenüber mit ihrem fürstlichen Verständnis einverstanden erklärt²⁹⁾.

Der Herzog von Bayern mochte diese Beschwichtigung seiner loyalen Bedenken begrüßen, da inzwischen neue und viel aufregendere Nachrichten ins Land gekommen waren. Von Metz wurde gemeldet: Das große kaiserliche Heer wird geurlaubt und soll den mit Braunschweig verbündeten Ständen in Franken zuziehen. Des Kaisers Mißerfolg vor Metz erneute die Gefahr der 1552 zunächst überraschend aufgetretenen französischen Rheinpolitik und machte zugleich den Markgrafen wieder frei für seine eigenen Pläne. Er reklamierte herrischer als je die Vollziehung der von ihm erpreßten Verträge. Das Ungewitter war vor aller Augen.

Die einen unter den Nachbarn fürchteten mehr den Markgrafen, die andern die fränkischen Stände; ob und wo beide Rückhalt finden würden, war ganz ungewiß. „Man henk sich hin, wo man wölle, mues man auf der andern seiten allerlei gefahr gewarten“, schrieb Herzog Albrecht am 20. Januar. Württemberg mochte sich erregen über die Nachricht, daß der Deutschmeister, mit dem es eben wegen Ellwangen in Händel geraten, in Würzburg mit dem Bischof und Herzog Heinrich Zetteleien treibe³⁰⁾. Zahllose andere Gerüchte schwirrten von Hof zu Hof, und wieder jagen sich die Alarmnachrichten, die Zeitungen und Botschaften im Januar 1553.

Pfalz entwickelte den größten Eifer. Von hier liefen die Fäden nach allen Seiten auseinander, über Hessen nach Sachsen, über Württemberg nach Bayern, über Würzburg nach Franken, dazu unmittelbar nach Jülich und zu den benachbarten Mitkurfürsten von Mainz und Trier³¹⁾. Zum Überfluß hatte man in Heidelberg Besuch gehabt von Herzog

²⁹⁾ Druffel IV, 25; auch Pfalz beruhigte (am 23. und 26. Jan. 1553), ebenda 22 (ich zitiere, wo nicht anders bemerkt, die Nummern der Akten).

³⁰⁾ Ebenda IV, 13.

³¹⁾ Mainz wegen Franken an Pfalz, Ernst II, 10. Trier, Druffel IV, 20. Hessen und Sachsen ebenda 43, 49.

Heinrich von Braunschweig, der Neues vom Kaiserhof und von Metz erzählen konnte. Pfalz sandte den Rat Heuring an Württemberg, Württemberg den Arbogast von Hewen an Bayern. Man gefiel sich in erregter Geschäftigkeit. Pfalz schlug eine Malstatt vor. Die Fürsten waren wie früher bereit. Bayern beharrte nur auf seiner alten Forderung, man solle dem Kaiser Anzeige erstatten³²⁾, was denn auch geschehen ist. Etwas länger zögerte Jülich³³⁾.

Im übrigen war die Lage noch keineswegs geklärt. Man hatte weder genau die gleichen Nöte, noch die gleichen Meinungen. Zu den nächsten Sorgen traten zeitig die ferner liegenden: Sachsen, Braunschweig, Hessen; überall lag Zündstoff. Die Tradition des letzten Jahres brachte es mit sich (wenn es nicht selbstverständlich gewesen wäre), daß man vom Passauer Vertrag, vom Reiche, vom Kaisertum, von der Sukzession des Prinzen von Hispanien redete.

Die markgräfliche Sache war die dringendste, da die fränkischen Stände ihre Nachbarn mit Gesuchen und Mandaten drängten und der einzelne sich nicht zu benehmen wußte. Neben der Vorbereitung eines fürstlichen Verständnisses läuft deshalb wieder der Versuch gütlicher Vermittlung in dem nächstliegenden Handel her. Der Pfälzer glaubte schon im Februar einen Anfang in der Hand zu haben. Zu einer zweiten Verhandlung Anfang März wünschte er die politischen Freunde zuzuziehen. Sie kamen und erlebten zu Heidelberg das Schauspiel eines Zusammenstoßes der erregten Gegner. Der Markgraf wollte dem Bischof von Würzburg nicht die Hand reichen; auf eine Disputation seiner Verträge ließ er sich vollends nicht ein. Man konnte nichts mit ihm anfangen, erzählt der Biograph des Pfalzgrafen, sein Rat Hubert Thomas; unverrichteter Dinge eilte er unter Drohungen davon³⁴⁾. Er will kurzum zum Kriege greifen, meldete eine Zeitung.

Es ist nur zu natürlich, daß sich die ohnmächtige Erregung der Zurückbleibenden in Klagen Luft machte über den Kaiser, dessen Ratifikation der schon einmal kassierten Verträge den Markgrafen so hartnäckig gemacht hatte; man begann hier und da bösen Willen in dem zu

³²⁾ Druffel IV, 12 und 35, 3. Ernst 56a, 63.

³³⁾ Ebenda S. 47, 5.

³⁴⁾ Ebenda 73, 74 und die Anmerkungen. Eine jüngere Nachricht will wissen, daß der Markgraf dem Bischof den Zweikampf ausschlug. Abschied an den Kaiser, Ernst II, 87. Die Stimmung nach dem Abtritt in Christophs Schreiben an Moritz vom 21. März, Ernst II, 90.

sehen, was nur die äußerste Not probabel gemacht hatte³⁵). „Got wol es erbarmen, das man die Teutschen dermaßen zusammenpind“, jammerte Gabriel Arnold.

Noch während der Verhandlungen mit dem Markgrafen hatten die Fürsten den Herzog von Jülich zu persönlichem Erscheinen gemahnt und gleichzeitig die Kurfürsten von Mainz und Trier eingeladen; man suchte auch sie zu treiben mit dem Hinweis auf des Kaisers Billigung³⁶). Die bereits versammelten Fürsten aber, die schon so oft von einem Verständnis geredet hatten, sich angesichts der obschwebenden Irrungen gegenseitig zu stützen, schritten noch am Tage von des Markgrafen Abtritt, am 20. März, zu den Verhandlungen, aus denen sich am 29. März der Abschluß des Heidelberger Bundes ergab.

Das ausführliche Protokoll³⁷), das wir über die kurpfälzischen Ratsitzungen, über die Sonderberatungen von Pfalz, Bayern, Jülich und Württemberg und über die allgemeinen Sitzungen der Kurfürsten und Fürsten besitzen, verstatet uns den genauesten Einblick in die noch weit auseinandergehenden Ansichten und Wünsche der Fürsten und Räte³⁸). Man erkennt bald, diese Fürsten sind mehr kreuzweis verknüpft und durch ähnliche Gefahren verbunden als von einer gemeinsamen Idee durchdrungen. Ihr Verständnis ist allein defensive³⁹). Sie wollen die Neutralität wahren gegen beide Parteien in Franken, ob sie schon die Dinge nicht ganz gleich ansehen. Trier sucht auch gegen Frankreich einen Rückhalt. Bei mehreren Ständen ist die Absicht unverkennbar, zugleich den kaiserlichen Bundesbestrebungen auszuweichen; natürlich wollte man noch weniger den Kaiser in diesem Bunde haben, schon aus Furcht vor

³⁵) Lanz III, 934 (Karl an Marie). Spätere Rechtfertigung der kaiserlichen Politik insbesondere in Selds Brief an Carlowitz vom 31. März 1554 (Schöttgen und Kreysing, Dipl. Nachlese IV, 646) und in Karls Revokation der Verträge von Passau und Metz, die Seld entworfen, der Kaiser durchkorrigiert hat (Turba, Arch. f. österr. Gesch. 90, 286—312).

³⁶) Zasius wenigstens berichtet, daß man den drei Fürsten Kopien des kaiserlichen Begrüßungsschreibens vom 10. März gesandt habe; da der Herzog von Jülich am 20. März nach Heidelberg kam, muß das Schreiben vorher eingelaufen sein. Vielleicht hatte man ihm vorher schon aus Anlaß der am 11. März präsentierten endgültigen Einladung des Kaisers zur Begründung eines schwäbischen Bundes geschrieben.

³⁷) Das pfälzische Protokoll, D r u f f e l IV, 77.

³⁸) Gut dargelegt von G. Wolf, Deutsche Geschichte I, 614. 637.

³⁹) „doch nit anderst dan defensive“; — daß die Urkunde des Bundes „auf den ersten Blick erkennen läßt, gegen wen seine Spitze gerichtet ist“ (Württ. V.-H. X, 8), kann nur ein ungewöhnlicher Scharfblick behaupten.

Verwicklungen. Und wenn sie auch nach alter Sitte die römisch kaiserliche Majestät „ausnehmen“, so soll die Neutralität doch auch gegen den Kaiser gelten.

Beschäftigen sie sich mit den allgemeinen Reichsangelegenheiten, so stehen sie wie früher auf dem Standpunkt des ursprünglichen Passauer Vertrags. Aber sie denken nicht daran, etwas anderes zu tun als sich selbst zu schützen und drohende Gefahren durch Vermittlung abzuwehren. Auch wenn sich jetzt oder später ihre ängstlichen Gedanken am meisten herauswagen, ist doch das äußerste der Plan einer — Beratung. Welch himmelweiter Abstand von der skrupellosen Verwegenheit und Tatkraft des Kurfürsten von Sachsen!

Am 30. März fertigten die Fürsten nicht ohne Heimlichtuerei den Nebenbrief⁴⁰⁾. Aber diese Urkunde ist eine taube Nuß. Sie enthält nur die Höhe der Devensivhilfe, zu der man sich für den Fall der Not verpflichtete. Ernstlichen Gebrauch hat man nie davon gemacht. Gegen neue Gefahren rüstete man später durch Kriegersleute auf Wartegeld, und Württemberg hat solche einmal zu seinem Schutze gegen Franken aufgegeben, aber zum Schlagen sind auch sie nicht gekommen.

Über die Ostertage begaben sich die Kurfürsten und Fürsten hinaus auf das Neue Schloß, und hier erhielten sie am Nachmittag des 2. April Besuch von Kurfürst Moritz⁴¹⁾. Sie besprachen mit ihm die Irrungen im Reich, auch die Händel des Markgrafen, von dem sich der Kurfürst be-

⁴⁰⁾ Druffel IV, 87. Erweiterung zu Heidenheim, Ernst II, 197.

⁴¹⁾ Im Februar hatte Landgraf Philipp sich um eine Besprechung mit Pfalz und Moritz bemüht und Moritz geneigt gefunden (Druffel IV, 43); Pfalz aber lehnte wegen anderweitiger Inanspruchnahme ab (ebenda S. 47, 2; es war also ein verfrühtes Gerücht, wenn Eislinger vom Kaiserhofe meldete, Moritz solle mit dem rheinischen Kurfürsten zusammentreffen). Am 10. März kam Moritz auf die Sache zurück. Da der Träger der Beziehungen zwischen Pfalz und Hessen, der hessische Oberamtmann Alexander von der Tann, am 17. März in Heidelberg eintraf (Druffel S. 68, 1) und Zasius am 25. März erfuhr, daß Moritz wegen des oben (S. 400 Note 36) besprochenen kaiserlichen Schreibens „erfordert“ sei (Druffel IV, 86, dazu G. Wolf a. a. O. S. 639 A.), so konnte von der Tann die Aufforderung unter der Hand über Hessen nach Sachsen gegeben haben. Am 21. März schreibt Christoph noch an Moritz, als denke er nicht an die Möglichkeit persönlicher Aussprache (Ernst II, 90). Am 27. März benachrichtigte Moritz seine Gemahlin, daß er wegen wichtiger Sachen zu ihrem Vater reiten müsse; an demselben Tage erwartete man ihn auch in Heidelberg schon bestimmt (Druffel S. 101). Er kam am 2. April um 2 Uhr, blieb den 3. und 4. und ritt am 5. über Heidelberg nach Ziegenhain und dann nach Dresden zurück (Druffel S. 107, 3).

²⁶ Brandi

droht glaubte⁴²). Sie fertigten darüber einen matten Abschied und übersandten ihn mit Begleitschreiben vom 4. April dem Kaiser; nur einmal hört man daraus Moritz' Stimme, wo sie den Kaiser um eine Erklärung angehen über sein Verhältnis zu Markgraf Albrecht⁴³). Irgendeine sonstige Folge hat das Zusammensein nicht gehabt. Am 4. und 5. April ritten die Herren wieder ab in ihre Lande.

Nach allen Seiten hatten die Heidelberger Fürsten vor Moritz' Ankunft ihre guten Dienste angeboten⁴⁴). Erfolg hatten sie nirgends. Kaum daß sie beachtet wurden. Dieses Heidelberger Bündnis hat das Rad der Geschichte auch nicht um eine Speiche vorwärts getrieben.

Der Versuch, die Gründung des Heidelberger Bundes zu einer hochpolitischen Aktion zu machen, scheidet an den Tatsachen. Die völlig in der Luft schwebende Annahme⁴⁵), erst das gegen Ende März durchdringende Gerücht von einer gefährlichen Verbindung des Kaisers mit Markgraf Albrecht habe zu der gegen den Kaiser gerichteten Bundesgründung geführt, erledigt sich durch den Hinweis auf die lange Vorgeschichte des Bundes. Wer aber noch eines Dokuments bedarf, der lese das Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz an Herzog Christoph vom 15. April mit der Anheimgabe, den Markgrafen von dem (gegen ihn gerichteten!) Bund des Kurfürsten Moritz mit dem römischen Könige zu verständigen⁴⁶).

Ebenso gehört die früher verbreitete und neuerdings wieder aufgenommene Ansicht⁴⁷), die Krönung des Bundeswerkes habe in den Abmachungen mit Kurfürst Moritz gelegen, ins Reich der Fabel. Nachweis-

⁴²) Plauen warnte schon im Dezember 1552 Moritz vor dem mit dem Kaiser verbündeten Markgrafen, *D r u f f e l* II, 1866.

⁴³) *D r u f f e l* IV, 93 (mein Neudruck *Gött. Gel. Anz.* 1904, 120) und *E r n s t* II, 103. Der Kaiser antwortete am 11. April (ebenda 120, 1) fast gleichzeitig mit der Einladung zu einem Vergleichstage in der fränkischen Sache zu Frankfurt (*D r u f f e l* IV, 99). Moritz' zweites Schreiben, *D r u f f e l* IV, 148, schärfer.

⁴⁴) *D r u f f e l* IV, 77, I (dazu *E r n s t* II, 88, 2 und *Gött. Gel. Anz.* 1904, 120); 77, IX (S. 90) und *E r n s t* II, 99, 100.

⁴⁵) *E r n s t* II, 87, 6; dagegen schon *G o e t z*, *Gött. Gel. Anz.* 1902, 60.

⁴⁶) Ebenda II, 113. Noch am 23. April meldet *Zasius*, daß Herzog Albrecht sich über Arras beklagt, der „noch heutiges tages dem markgrafen zugleich wie den bischöfen und *e contra* gute wort gebe“, *D r u f f e l* IV, 113.

⁴⁷) *E r n s t* II, 103, 1.

lich war die Bundesgründung zum Abschluß gekommen und die Reihe der Vermittlungsschreiben schon gefertigt, bevor Kurfürst Moritz bei den Fürsten im Neuen Schloß erschien. Er mochte den Eindruck mitnehmen, daß hier jedenfalls nichts gegen ihn im Werke sei und daß etwaige Anschläge des Kaisers im Kreise dieser Fürsten keinen Rückhalt finden würden; dazu bedurfte es keines Bundes. Weitere Sicherungen konnte und wollte man ihm offenbar nicht geben; denn in dem schweren Kampfe, zu dem sich Moritz eben rüstete, standen die Heidelberger seitab. Wären sie wirklich so durchdrungen gewesen von der Gefahr, die von dem Kaiser und seinem angeblichen Werkzeug, dem Markgrafen, drohte, sie hätten mit allen Händen zugreifen müssen und des Kurfürsten Feldzeichen stärken. Aber sie rührten sich nicht.

In der höchsten Not, wenige Tage vor der Schlacht bei Sievershausen, hat sich Moritz an Mainz⁴⁸⁾ gewandt um Hilfe unter Berufung auf ihre Heidelberger Besprechungen, in denen er bereits die Zwecklosigkeit gütlicher Handlung betont habe. Kurz vorher hatte Landgraf Philipp den eigenen Sohn an Kurpfalz gesandt mit der gleichen Werbung. In der Tat, „die Einheit in der Opposition gegen den Kaiser“ sollte sich nun bewähren; man schritt, nicht ohne Eile — zu Beratungen.

Was die treuen Freunde wohl getan hätten, wenn ihnen nicht noch rechtzeitig des Kurfürsten Sieg und Tod gemeldet worden wäre? Herzog Christoph ließ seinen Gesandten die Bewilligung einer Geldhilfe verbieten⁴⁹⁾. Der Pfalzgraf aber, der schon am 16. Juli dem Landgrafen sein Beileid ausgedrückt hatte, ließ am 18. den Bescheid des Bundes an Hessen so redigieren, als wenn Moritz noch am Leben sei, und da der Kurfürst „gegen dero widerwertigen das veld und also die victori erhalten, so haben — wir geachtet, das S. L. numer derwegen ferner nichts vonnöten oder bedürffig sein werde“. So konnte man allerdings mit gutem Anstand und völlig unverbindlich versichern, daß man sich der geschehenen Abrede sehr wohl erinnere⁵⁰⁾.

⁴⁸⁾ Druffel IV, 184 (vom 3. Juli). Ob ähnlich auch an die anderen Bundesfürsten?

⁴⁹⁾ Ernst II, 250. 256. — Nach einem Bericht an Hessen vom 29. Juli „hetten die beierischen und güldische gesanten austrucklichen bevelch gehapt zu schlissen, hertzog Moritzen mit gelt zu helfen“, — Or. (v. d. Tann) Marburg, Kurpfalz 1552—56.

⁵⁰⁾ Sie haben sich „zu allen teiln erindert, was J. L. und wir mit dem hochgepornen fürsten unserm — mitchurfürsten hern Mauritio hertzogen zu Sachsen uns

Es geschah also nicht das geringste, und die Beziehungen des Heidelberger Bundes zu Kursachsen blieben auf die Dauer kühl⁵¹⁾.

III. Es ist nötig, hier einen quellenkritischen Exkurs einzulegen. Mit der Geschichte des Heidelberger Bundes wird nicht erst neuerdings die Idee der spanischen Sukzession⁵²⁾ in die nächste Verbindung gebracht. Es fragt sich, mit welchem Recht.

Die authentischen Akten belehren uns, daß gerade in den Jahren 1553 bis 1555 der Plan, den Prinzen von Hispanien ins Kaisertum zu bringen, ruht⁵³⁾. Völlig aufgegeben hat der Kaiser diesen Lieblingsplan seiner letzten Jahre gewiß niemals, aber frühestens anfangs 1556 wurde er nach Ausweis einer Denkschrift aus Philipps Umgebung⁵⁴⁾ noch einmal ernstlich erwogen; aufgenommen wurde er nicht mehr. Rückwärts fällt die letzte Bemühung des Kaisers in den Herbst 1552, und wie wir bestimmt annehmen dürfen⁵⁵⁾, handelte es sich dabei schon nicht mehr um die Initiative des Kaisers. Vielmehr verfolgte Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin besondere Interessen seines Hauses, wenn er sich die bekannte Werbung an seinen kurfürstlichen Bruder übertragen ließ,

hievor zum Neuenschlos persönlichen freuntlich und vertreulich underredt, gegen einander erpoten und verabschiedt haben, welches dan unsere miteinungsverwanten und wir gegen seiner lieb (als wir uns auch zu allen teiln hienwieder zu derselben nit weniger freuntlich getrösten tun) gedenken treulichs fleis nachzusetzen und derenhalb gar keinen mangel erscheinen zu lassen“. Or. Marburg, Kurpfalz 1552 f. (pr. Kassel, 22. Juli; vgl. Druffel IV, S. 209, 1). Noch günstiger wagte sich ein pfälzischer Rat gegenüber Alexander von der Tann zu äußern (s. S. 403 Note 49). Moritz wird ähnliche Erklärungen verlangt und erhalten haben wie zweimal in Passau bei seinen Ritten ins Lager (Barge S. 116, 133). Man sieht, was diese wert waren.

⁵¹⁾ Druffel IV, 248 (S. 252 und N. 2) gegen Ernst II, 366, 2.

⁵²⁾ Seit Soldan, Die projektirte Succession Philipps auf dem Kaiserthron (Progr. Crefeld 1876. 1879), ist über diese Frage viel Neues beigebracht. Die ausführlichste zusammenhängende Darstellung jetzt bei R. Holtzmann, Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung (1903); dazu kommen die neueren Arbeiten von Turba.

⁵³⁾ G. Wolf I, 615. Turba a. a. O. S. 67 ff.

⁵⁴⁾ Druffel IV, 692. Datierung Turbas nach der Bezeichnung Philipps als »rex Hispaniae«.

⁵⁵⁾ Druffel II, 1770. 1869. Turba S. 67, 6.

die obendrein ergebnislos gewesen ist. Die geradezu leidenschaftlichen Bestrebungen von 1551 hatten sich also längst gelegt⁵⁶).

Gleichwohl ist in den Quellen von 1553 und 1554 noch öfters von der spanischen Sukzession die Rede. Wenn es sich dabei auch nur um grundlose Gerüchte handeln kann, so ist doch nach der tiefen Erbitterung die des Kaisers Plan bei den Österreichern wie sonst im Reiche einmal hervorgerufen hatte, durchaus denkbar, daß sich schon in dem Auftreten dieser Gerüchte eine allgemein verbreitete Stimmung ausspräche. Und es ist nicht nur denkbar, sondern durchaus wahrscheinlich, daß dieses Spiel der Gerüchte nicht unwesentlich zur Erregung der Fürsten beigetragen hat, und daß die Kenntnis von dieser Erregung — freilich neben vielen Gründen — den Kaiser darin bestärkt hat, jeden weiteren Versuch zu unterlassen.

Etwas anderes aber ist es, ob die Frage der spanischen Sukzession (die doch nichts weniger als akut war, während von allen Seiten die unmittelbarsten Sorgen drängten) als das in erster Linie bestimmende Moment für die Politik der Fürsten zu betrachten ist. Die Verallgemeinerung auf „die ganze deutsche Politik“ ist wohl überhaupt nicht ernst gemeint, aber für die Fürsten des Heidelberger Bundes hat man in der Tat versucht, diese Ansicht durchzuführen; man glaubt darin geradezu den archimedischen Punkt für das Verständnis ihrer Politik gefunden zu haben⁵⁷). Ich verstehe, daß man sich dazu gedrängt fühlt, einer verzweifelt unerfreulichen Politik durch eine solche Konstruktion eine gewisse Einheit und Geschlossenheit zu geben. Aber ich verstehe nicht die ganz unkritische Benutzung der Quellen, die allein diese Betrachtungsweise ermöglicht hat.

Wie ist es sonst, wenn eine Idee durch Jahre wirklich beherrschend

⁵⁶) Eine anziehende Skizze von O. Waltz bringt „Die Denkwürdigkeiten Karls V.“ (Bonn 1901) in engere Beziehungen zum Sukzessionsplan. Vielleicht ist die Sache noch genauer so zu fassen, daß der Kaiser in allen seinen für den Sohn bestimmten, halb rasonnierenden, halb autobiographischen Denkschriften gerade die Ideen in den Vordergrund treten ließ, die ihn zur Zeit der Abfassung vorzüglich beschäftigten, 1550 die spanische Sukzession wie 1548 das Konzil (Pap. d'état III, 267 ff.). Daß in der letzten dieser Schriften (von 1555) Deutschland nur noch als Rekrutierungsgebiet in Betracht kommt, ist doch bemerkenswert. Vgl. Br. Stübel, Die Instruktionen Karls V für Philipp (Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. XXIII, 611).

⁵⁷) Ernst, Württ. V.-H. X, 5. Briefwechsel II, 21, 3. 98, 1. 501, 1. 607, 4 u. öfter.

auftritt? Da erfüllt sie alle Nachrichten, da findet sie ihren Niederschlag in Denkschriften und Verhandlungen, sie dringt hinaus in Flugschriften und Übertreibungen. Von alledem ist nichts zu spüren. Es handelt sich um eine angesichts des Reichtums unserer Quellen ganz verschwindende Anzahl meist stammverwandter Nachrichten; es handelt sich um Gerüchte, die an verschiedenen Stellen und in ungleicher Stärke entstehen, oft nur in dünnen Fäden fortgesponnen werden und ohne künstliche Pflege durch bestimmte, nachweisbare Persönlichkeiten kaum gehalten würden. Sie ziehen an den Ohren der Fürsten vorüber, meist gläubig hingenommen, gelegentlich glatt abgewiesen; sie erregen vorübergehend und verschwinden wieder. Denn wenn es zu ernstlichen Verhandlungen kommt, tritt die Rücksicht auf diese Gerüchte ganz offenbar zurück vor den drängenden Sorgen des Tages. Nur jeweils, wenn die ängstliche Beklemmung dieser zwischen großen und gerüsteten Gegnern eingekleiteten Neutralen einen besonders hohen Grad erreicht, dann dienen diese Gerüchte zur Benennung der fernsten Sorgen, die sich an die Not des Tages anschließen. Daß österreichische Räte und Agenten diesen Dingen eine besondere Aufmerksamkeit widmen und ihre Bedeutung in demselben Maße überschätzen, wie sie fürchten, es könnte doch an den Gerüchten etwas Wahres sein, hätte nicht über die Zusammenhänge täuschen dürfen. Wäre wirklich die tiefere Idee des Heidelberger Bundes Opposition gegen den Kaiser und sein Sukzessionsprojekt gewesen, dann müßte man das Verhalten des Bundes noch viel kläglicher nennen, als es ohnehin gewesen ist; so wenig wollen seine Maßnahmen zu solchen Ansprüchen passen.

Das erste Auftreten des Gerüchts schließt sich noch an die oben besprochene letzte kaiserliche Werbung an. Im November 1552 konnte im Hinblick auf die brandenburgischen Verhandlungen ein bayrischer Rat noch von Wiederaufnahme des Projekts reden und fast gleichzeitig ein französisches Ausschreiben den Kaiser seiner alten Pläne bezichtigen⁵⁸⁾. Auch was der über den Hof erbitterte Herzog Heinrich von Braunschweig um die Jahreswende erst in Trier, dann in Heidelberg und wohl auch in Würzburg⁵⁹⁾ über die prinzliche Praktik zum besten gab, kann

⁵⁸⁾ Ernst II, 835. 836.

⁵⁹⁾ Von hier kam das Gerücht wieder nach Heidelberg zurück und von dort zum zweitenmal nach Württemberg (Ernst II, 145. 206). — Hauptquelle für die ganze Sache, Hewens Werbung, Druffel IV, 19. 33.

noch in Beziehung stehen zu der Werbung seines brandenburgischen Schwiegersohnes. Bei seinen Hörern aber begann schon die Legendenbildung; man erinnerte sich in der Pfalz und in Württemberg, daß die kaiserlichen Räte Haß und Böcklin das Sukzessionsprojekt nur matt abgelehnt hatten, und man schenkte vielleicht auch dem Gerücht Glauben, daß die Rüstungen in Italien zur Vorbereitung seiner Durchführung gehörten. Da man ohnehin in Korrespondenz stand wegen des kaiserlichen Bundesplanes, wegen der allgemeinen Unsicherheit und der bevorstehenden Unruhen in Franken, so liefen die Zeitungen sogleich von Pfalz nach Württemberg, von Württemberg nach Bayern weiter. Der württembergische Gesandte, Arbogast von Hewen, scheint auch die „namhafte Person“ gewesen zu sein, die den Nachrichtendienst des königlichen Rates Dr. Joh. Ulrich Zasius in Bewegung setzte.

Mit dessen Eingreifen aber bekam die Sache gleich einen neuen Aufputz. Zasius, als deutscher Rat der Österreicher selbstverständlich ein heftiger Gegner des „spanischen Regiments“, schrieb an den römischen König als den zunächst Interessierten eine stattliche Relation, in der die Angelegenheit mit Behagen ausgebreitet und erörtert wird. Anfang März brachte dann der unermüdlich horchende und kombinierende Rat, angeblich nach guter Quelle, das durch Nachrichten über feindselige Absichten der welschen Räte des Kaisers verstärkte Gerücht in Verbindung mit der bevorstehenden Zusammenkunft der Fürsten zu Heidelberg⁶⁰⁾. Vielleicht ging, wie später ein Auszug aus seinem Bericht (als nicht ganz selbstlose Warnung) über Wien nach Brüssel; oder Zasius sorgte unmittelbar für die Ausgabe seiner Zeitung; denn es ist handgreiflich dieselbe Redaktion, wenn es gleichzeitig in zwei völlig verschiedenen Quellen denkbar verschiedener Überlieferung, in der Zasius-Relation vom 6. März⁶¹⁾ und in einer Aufzeichnung aus dem spanischen Staatsarchiv⁶²⁾, heißt:

⁶⁰⁾ Druffel IV, 60, 69, 1.

⁶¹⁾ Zasius' Relationen vom 1. und 20. Februar und 6. März (Druffel IV, 33, 47, 60). Man vergleiche mit den sensationellen Artikeln des Zasius die in der Werbung Hewens (Druffel IV, 19; Ernst II, 21) bezeichneten Punkte; nur diese kehren tatsächlich in den späteren Heidelberger Verhandlungen wieder. — Gegen die Glaubwürdigkeit des sehr amüsanter erzählenden, aber auf jeden Klatsch erpichten Zasius mehren sich die Stimmen, G. Wolf, D. Gesch. I, 615, 639 N. und Gött. Gel. Anz. 1904, 331. Ernst II, 756, 1. Holtzmann S. 183. Goetz, Gött. Gel. Anz. 1902, 62. Herzog Albrechts Zweifel, Druffel IV, 459.

⁶²⁾ Druffel IV, 73.

Doher will man — disputiren, ob, wie und von weme berürter passauischer vertrag gehalten worden oder nicht und durch was mittl die volnziehung desselben noch in das werk zu richten und zu erhalten sei; — in sonderheit ist — [von diesem] die meinung gewest, das man des bischofs von Arras und seiner regierung halben darbei (zu versteen, wie man im reich derselben geübrigt und entladen werden möcht) als für den dritten haubtpuncten ernstlich handlung furnemen wellen. Jetzo aber kombt die jungste der Kai. Mai. ubergung der gubernacion — usw.

Tertius punctus, qualiter deliberari debeat de pacto Pataviae facto, quomodo et a quo servatum vel non servatum sit, item qualiter agendum sit, ut in posterum firmissime servetur;

tractabitur quoque de gubernacione domini d'Arras, quomodo ab imperio amoveatur; item quid agendum sit de resignatione imperii a Caesare facta [!] et de adventu principis ex Hispaniis.

Dieselben Notizen erhielt Anton Fugger von Jörg Ilsung; man muß wissen, daß dieser der nächste Kollege des Zadius war. Ein letzter Ausläufer ist dann der ganz wertlose Brief des Dr. Bernhard Schwarz, der durch die Darstellung von Stumpf⁶³⁾ bis heute nachwirkt. Dabei ist aus der angeblichen Vorbereitung eines Fürstentages mit solchen Tendenzen gar ein niemals abgehaltener Tag zu Wimpfen geworden.

Immerhin, auch wenn die ganze letzte Reihe in ein einziges Zeugnis zusammenfällt, so bleibt doch die Tatsache, daß im Verkehr der Fürsten selbst, wenigstens im Januar 1553, die prinzliche Praktik in loser Verbindung mit dem geplanten Fürstentag erwähnt wird, und man dürfte danach annehmen, daß bei der Gründung des Heidelberger Bundes die Besorgnis vor der spanischen Sukzession wichtig, wenn auch nicht „ausschlaggebend“ gewesen sei⁶⁴⁾. Auch in der Darstellung, die wir oben von diesem höchst komplizierten Vorgang gegeben haben, blieb noch Raum für eine mitwirkende Bedeutung dieses Moments. Aber die sehr eingehende Aufzeichnung des pfälzischen Protokolls läßt keinen

⁶³⁾ Diplomatische Geschichte des Heidelberger Fürstenvereins, Zeitschrift für Bayern II (1817), 2, 137 ff. Vgl. Druffel a. a. O.

⁶⁴⁾ Bezold S. 858.

Zweifel darüber, daß bei den Verhandlungen in Heidelberg zwar alle möglichen Anliegen zur Sprache gekommen sind, nur gerade die „prinzliche Praktik“ nicht. Es gibt ostensible Instruktionen und verschleierte Abmachungen, aber daß man ein Protokoll gefertigt hätte über eine zehntägige Verhandlung, nur um die Nachwelt zu täuschen, das wäre einzig in seiner Art. Daß der in den letzten Jahren so hart mitgenommene Kurfürst von Trier Schutz begehrte gegen den Markgrafen, gegen sächsisches Kriegsvolk, gegen Frankreich und (obwohl es nicht zu hoffen) gegen den Kaiser, ist durchaus natürlich. Aber was darf ein kritischer Historiker daraus schließen, wenn in bezug auf die Besprechungen mit Moritz zu Neuschoß nur in einem württembergischen Memorialzettel⁶⁵⁾ tags zuvor erwogen wird: „was die churfürsten *ad partem* mit ainander zu handeln und zu tractieren, das hat sein wege“ —? Natürlich können sie danach von der Sukzession geredet haben — auch von einem Kurfürstentag, wir wissen es nur nicht.

Wenn Zasius nachher ähnliche Dinge berichtet wie vor dem Fürstentag, so bemerke man doch, wie unsicher er sich jetzt ausdrückt. Herzog Albrecht von Bayern und Gabriel Arnold, der in Heidelberg eine große Rolle gespielt haben will, sollen sehr geheimnisvoll getan und auf die Sukzession deutlich hingewiesen haben. Daß Zasius hörte, was er glaubte, mag man vermuten, wenn er, der vertraute österreichische Rat, gar den König von Böhmen selbst auf der Reise nach Heidelberg wollte beobachtet haben.

Ein wenig später kam das Gerücht von der prinzlichen Praktik von einer ganz anderen Seite neu ins Reich — wenn nicht alles täuscht, auf einem höchst merkwürdigen Umwege. Auch in dem von Krieg erfüllten Italien nahm man begreiflicherweise ein ähnliches Interesse an dem kaiserlichen Sukzessionsprojekt wie in Deutschland; daß man in der Zeit zurückgeblieben, erklärt die Entfernung. Der Herzog von Ferrara hatte sich im Winter 1552 bei Kurfürst Moritz nach dem Stande der Sache erkundigt. Moritz, dessen Akten gerade genug hochverräterische Dinge enthalten, redet doch so gut wie nie von der Sukzession; aber diese Anfrage beantwortete er. Er teilte mit, was er wußte: an Brandenburg sei eine Werbung gekommen⁶⁶⁾. Damals weilte auf der Durch-

⁶⁵⁾ Druffel IV, 93, I (mein Neudruck Gött. Gel. Anz. 1904, 120).

⁶⁶⁾ Druffel IV, 58 u. N.

reise in Ferrara der Kardinal Otto Truchseß von Augsburg. Wie es seine Art war, großartig und geschäftig zugleich, mischte er sich in alle Händel⁶⁷⁾. Der Herzog von Ferrara sei dem König von Böhmen sehr geneigt, schrieb er diesem nach der Heimkehr aus München am 5. Mai; „mit Hilfe und Rat in allen Fällen“ versicherte er bedeutsam. Dem Herzog von Bayern teilte er neue Zeitungen mit, und Herzog Albrecht empfahl ihn und seine Neuigkeiten am 8. Mai dem Herzog von Württemberg. Schon am 16. Mai ist auch Kurpfalz in Besitz der durch den Kardinal hereingebrachten Gerüchte⁶⁸⁾: daß man den Prinzen in der Lombardei erwarte, von wo er sich ins Reich drängen wolle.

Gerade hatte Frankreich durch Sebastian Schertlin einen angeblich bei Luxemburg aufgegriffenen Brief des Markgrafen an Granvella nach Deutschland lanciert, beginnend mit den Worten: „Zum übrigen befeiß ich mich, meine geschäfte zuzurichten nach S. Majestät befehl“; des weiteren ist darin zwar gar nicht von der Sukzession die Rede, wohl aber von Rache an des Kaisers Feinden. Herzog Christoph durchschaute sogleich die grobe Fälschung, aber Pfalz ließ sich Eindruck machen⁶⁹⁾. Außerdem gab es noch ganz andere Gründe zur Erregung. Württemberg erhielt eine neue französische Werbung, Jülich ward durch einen Durchzug des braunschweigischen Kriegsvolks bedroht, Kurpfalz fürchtete, des Markgrafen Groll erregt zu haben, alle Fürsten erhielten Kammergerichtsmandate, deren Befolgung ihnen eine Verletzung der Neutralität mit den übelsten Folgen zu sein schien⁷⁰⁾. Dabei sah man auf der einen Seite die Bildung der großen Koalition zwischen König Ferdinand, Kurfürst Moritz, Herzog Heinrich und den fränkischen Bischöfen; auf der anderen Seite hörte man immer häufiger, der Markgraf führe das Schwert im Namen des Kaisers.

Als nun in der zweiten Hälfte des Mai der vom Kaiser nach Frankfurt ausgeschriebene Tag zur Vermittlung in Franken einen unsäglich jammervollen Verlauf nahm, der Kaiser durch seine Kommissare

⁶⁷⁾ Über seine Persönlichkeit vgl. Druffel IV, S. 493, 1. Goetz, Gött. Gel. Anz. 1902, 63, auch Ernst III, 46, 2.

⁶⁸⁾ Druffel IV, 127. Ernst II, 150. 163. 164. 169. 170.

⁶⁹⁾ Druffel IV, 106. 112. Ernst II, 123. 129.

⁷⁰⁾ Ernst II, 133, 1. 154, 1. 157. 160.

nicht nur ein Einschreiten, sondern sogar eine klare Entscheidung tatsächlich ablehnte, die markgräflichen Gesandten aber allerhand ärgerliche Reden führten, da bemächtigte sich der Kurfürsten, der fürstlichen Gesandten und ihrer heimischen Höfe eine Stimmung, viel schlimmer als diejenige der Heidelberger Fürsten am 20. März. Man hatte sich schon versammelt unter der Angst vor einem markgräflichen Handstreich; jetzt erging man sich in Kombinationen und Verwünschungen gegen den Kaiser. Die kaiserlichen Gesandten mußten es sich neben anderem ins Gesicht sagen lassen⁷¹⁾, der Markgraf sei wohl des Kaisers bestallter Diener, „auf das I. Kai. Mai. mit desto besserer Gelegenheit den prinzen aus Hispania eindringen und sich an herzog Moritzen rächen mochte“.

Unter solchen Umständen geschah es, daß Herzog Christoph Erkundigungen einzog am Kaiserhof. Der Bescheid konnte nicht bündiger sein. Arras lehnte sogar durch eine eigene Botschaft vom 5. Juni alle Gerüchte über das Sukzessionsprojekt und die kaiserlichen Dienste des Markgrafen rundweg ab⁷²⁾.

Die Botschaft kam zu spät und wirkte nur halb, so daß es durchaus wahrscheinlich bleibt, daß man auch auf der damals zu Heidenheim tagenden zweiten Versammlung des Heidelberger Bundes von den fliegenden Gerüchten viel geredet hat. Daß aber die Zusammenkunft und ihre Beschlüsse nur gerade unter dem Gesichtspunkt der Sorge vor dem Einbruch des Prinzen zu betrachten sein sollten, erledigt sich unter anderem durch den Hinweis darauf, daß schon Anfang Mai (vor den Gerüchten des Kardinals) von den rheinischen Bundesgliedern zu Bacharach die Verstärkung der Bereitschaft gefordert worden war⁷³⁾. Es steht ganz im Einklang mit allem, was wir anderweitig wissen, wenn der Abschied motiviert wird mit der Ausbreitung des fränkischen Krieges, der

⁷¹⁾ Württ. V.-H. X, 15. Nach einer bayrischen Kopie des Berichtes (D r u f f e l IV, 200) wäre Zasius beteiligt gewesen. Gerade beschwichtigend wird er nicht gewirkt haben.

⁷²⁾ Ernst II, 193 (Eislingers Bericht vom 5. Juni). 194. 206. 249. 266 (D r u f f e l S. 197, 198). Jetzt lehnte auch der Markgraf ausdrücklich die ihm angedichtete Rolle ab; ebenda II, 201. 266 (später nochmals, 586, 619).

⁷³⁾ Ebenda 198. Das Schreiben gehört zu Anfang Mai (vgl. 149), nicht in den Juni.

Belästigung mit Durchzügen und Mandaten und der Befürchtung vor fremden Nationen⁷⁴).

In den nächsten Monaten legten sich die Sorgen, da der Krieg aus Franken nach dem Norden gezogen und der Markgraf durch Moritz' Sieg für einige Zeit unschädlich gemacht war. Man sieht, die „Opposition gegen den Kaiser“ regelt sich nach dem Stande der Dinge in Franken. Im Herbst flackert das Gerücht von der Sukzession nur hier und da noch auf ohne große Wirkung. Landgraf Philipp fühlte sich gedrungen, bei der Königin Marie den Verdacht abzulehnen, er stehe mit Sachsen, Bayern und vielen anderen Ständen in Verbindung, um nach des Kaisers Tod dem Sohne des römischen Königs zur Wahl zu verhelfen. Sehr richtig antwortete die Königin, daß solches Gerede zumal „bei den jetzt werenden geschwinden und sorgelichen leufen etwa aus ploßer vermuetung leichtlich entspringe“ und man ihm keine Bedeutung beimessen dürfe⁷⁵).

Nur Frankreich hetzte, ebenfalls bei Hessen, der Kaiser wolle mit Markgraf Albrecht das Reich „*faire hereditaire en sa maison*“⁷⁶). Und neben Frankreich erscheinen als alte Bekannte der Kardinal von Augsburg und Johann Ulrich Zasius. Zasius traf zu Dillingen den mit dem Kaiser in England konkurrierenden Kardinal Pole; er fand ihn „bösz prinzisch“ und schrieb an Kurpfalz, daß die „laidige prinzische practic“ wieder blühe⁷⁷). Pfalz antwortete kühl, gab aber wie früher das Gerücht sowohl an Württemberg wie an Sachsen weiter. Die Werbung an Sachsen zeigt, wie richtig bemerkt worden ist, die „ganze Abenteuerlichkeit“ der Gedanken, in denen sich die täglich von unkontrollierbaren Zeitungen erregten fürstlichen Räte ergingen. Daß Sachsen der Sache Bedeutung beigemessen habe, sieht man nicht.

Es ist ermüdend, diesen Dingen nachzugehen, aber sie zeigen nicht übel die ängstliche Empfindlichkeit der politischen Schwäche im Südwesten des Reiches.

⁷⁴) Daß dabei wesentlich auch an Frankreich gedacht werden muß, habe ich Gött. Gel. Anz. 1904, 138 ff. erörtert; daß man nicht minder italienisches Kriegsvolk im Auge gehabt habe, bezweifle ich nicht; Widmanstettens Eintrag in sein Protokollbuch von Heilbronn zum 4. Oktober paßt dazu.

⁷⁵) Duller, Beiträge S. 292.

⁷⁶) Menken II, 1435.

⁷⁷) Bucholtz VII, 544 (dazu Druffel IV, 312). Ernst II, 415, 2 zu Druffel IV, 321.

Am 1. Dezember 1553 war die Acht gegen den Markgrafen ergangen, auch der Kaiser hatte inzwischen den Markgrafen ausdrücklich preisgegeben. Die Exekution ward befohlen, der römische König drängte eifrig darauf. Sollte man nun wirklich den Bischöfen zur völligen Vernichtung des protestantischen Markgrafen verhelfen? Man scheute sich um so mehr davor, als zu Anfang des Jahres 1554 der Markgraf ein ganz neues Relief erhielt durch eine gefährliche Verbindung mit Frankreich. Man sah sich also wieder zwischen zwei Feuern.

Schon im Januar teilte Christoph an Kurpfalz die neuen Zeitungen mit über französisch-markgräfliche Verhandlungen⁷⁸⁾; Pfalz fürchtete selbst von der Weitergabe Schwierigkeiten. Anfang Februar sandte Christoph Kopien von Akten aus diesen Verhandlungen mit dem Ausdruck äußerster Besorgnis an Pfalz und an Bayern⁷⁹⁾. Pfalz sandte sogleich seinen Marschall zu persönlicher Besprechung, Bayern aber antwortete am 8. Februar, daß „den stenden des hl. reichs von nöten sein wird wol auf zusehen; dann soll diser gast widerumb zu uns komen, ain oder mer bevestigung einnemen, — hat meniglich zu erachten, was er sich dem hl. reich zu nachtail verrer understeen möcht“.

Zufällig an demselben Tage erhielt Württemberg die Ausrichtung des Grafen Roggendorff, der von Frankreich an den römischen und an den böhmischen König gesandt war, um bei ihnen in Sachen der Sukzession zu werben⁸⁰⁾; er sollte die Österreicher verständigen von den angeblichen Anschlägen des Kaisers, sie durch Versprechungen wegen der Türken gewinnen und vom Kaiser abtrennen. Christoph geleitete den Agenten freundlich weiter. König Ferdinand aber ließ ihn, freilich zur Betrübnis Maximilians, gar nicht ins Land, und Bayern schrieb an Christoph, ihm gefalle die Werbung wenig; auch Pfalz legte offenbar der Werbung Roggendorffs geringe Bedeutung bei.

Dagegen sieht man die Fürsten gleichzeitig in eifriger Korrespondenz wegen ihres Verhaltens in der markgräflichen Sache; am 23. Januar war bei Kurpfalz, am 24. bei Württemberg ein feierliches Exekutorialmandat überreicht worden⁸¹⁾.

⁷⁸⁾ Druffel IV, 383. Ernst II, 477. 493 (mit Beilagen).

⁷⁹⁾ Ebenda 493. 495. Druffel IV, 365 (ein zweiter eigenhändiger Zettel Christophs an Albrecht). 376 u. N.

⁸⁰⁾ Trefftz, Kursachsen und Frankreich S. 121. Druffel IV, 367 ff. 397. 412. Ernst II, 499. 511.

⁸¹⁾ Ernst II, 485.

In dieser Not wußte sich nun Herzog Christoph nicht anders zu helfen als durch den Vorschlag eines von Mainz als Erzkanzler zu berufenden allgemeinen Fürstentags⁸²); auf dem Bundestag zu Bruchsal am 4. März sollte Mainz für diesen Plan gewonnen werden. Pfalz stimmte zu und suchte auch Hessen und Sachsen zu gewinnen. „Sonderlichen seiend auch die neuen zeitungen zum teil ursachen des zusammenkommens“, wurde mitgeteilt; doch solle man wegen des Markgrafen dem Kurfürsten von Brandenburg davon nichts sagen. Daß damit die französische Verbindung des Markgrafen gemeint ist, liegt auf der Hand. Ich kann in dem ganzen Plan doch nur den Ausdruck der äußersten Verlegenheit und nicht „die denkbar schroffste Opposition gegen die kaiserliche Politik“ sehen.

Vor allem war die Majorität der Bundesfürsten mit Christophs Vorschlag keineswegs einverstanden; Bayern riet sogleich ab⁸³), und auf dem Bundestag geschah so ziemlich das Gegenteil von dem, was Christoph gewollt hatte. Man wandte sich statt an Mainz an den Kaiser mit der Bitte, den Beschwerden des Reiches und der Gefährdung durch französische Umtriebe abzuhelfen; daß man gleichwohl den französischen Einflüsterungen so weit nachgab, daß man an den Kaiser auch die untertänigste Bitte richtete, Kaiserliche Majestät möge Verordnung treffen, daß sie „mit keinem teutschen oder ausländigen kriegsvolk überführt“ würden, ist bezeichnend genug. Der alte Verdacht wegen der kaiserlichen Praktiken erneuert sich — aber daß „im Frühjahr 1554 wieder monatelang die ganze deutsche Politik davon beherrscht ist“, ist, gelinde gesagt, eine arge Übertreibung.

Der Kaiser, durch die Anfrage sichtlich verletzt, benutzte die Gelegenheit, nun endlich auch seinerseits in einem Schreiben vom 7. April alle mit dem Sukzessionsprojekt in Verbindung stehenden Gerüchte ausdrücklich und ausführlich abzulehnen⁸⁴).

Die Fürsten entwarfen eine Entschuldigung, sandten sie aber schließlich doch nicht ab. Nur Württemberg beeilte sich, den üblen Eindruck,

⁸²) Ebenda 502. Daß „als Hauptgegenstand [der Zeitungen] immer noch das kaiserliche Successionsprojekt erscheint“, ist willkürliche Deutung. Über die Werbung bei Hessen und Sachsen vgl. Druffel S. 382 (dazu Gött. Gel. Anz. 1904, 126).

⁸³) Druffel IV, 376.

⁸⁴) Ernst II, 554.

den man beim Kaiser erregt hatte, wenigstens für sich durch eine eigene Gesandtschaft wieder zu verwischen⁸⁵⁾.

Bevor das kaiserliche Schreiben an die Fürsten gelangte, waren sie zu guter Letzt noch einmal durch den Kardinal Truchseß und den Dr. Zasius mit den nachgerade verbrauchten Gerüchten bedient worden; und nur in einem kleinen Zirkel bewegt sich diesmal das Gerede. König Ferdinand hatte seinen Kavalier Don Pedro Lasso zur Hochzeit Philipps nach England abgeordnet, von ihm will der Kardinal (auf der Hinreise) gehört haben, daß „die Kai. Maiestät noch des entlichen vorhabens sei, den prinzen zum Kaiser zu machen, — es sei mit lieb oder per fortz“. Der Kardinal gab die Neuigkeit schriftlich an Bayern und durch einen württembergischen Rat an Herzog Christoph, der seinerseits Pfalz verständigte. Von Pfalz und von Bayern kam die Nachricht an Zasius; sie klang noch immer gleich: der Kaiser sei „des entlichen entschlossen, sein Alteza einmal in dieselbe hohe succession einzureimen, es wer durch handlung oder mit gewalt“. Zasius aber brachte die Nachricht zurück an König Ferdinand (wie an Maximilian) mit dem Beifügen, der Sukzessionsplan halte die Fürsten vom persönlichen Besuch des Reichstags ab⁸⁶⁾.

Gerade diesen zweifelhaften Zusatz beeilte sich nun Ferdinand an den Kaiser gelangen zu lassen; er beteuerte hoch und heilig, daß er sich stets den Abmachungen von Augsburg gemäß verhalten habe⁸⁷⁾ und den Bruder nur aus treuer Ergebenheit verständige. Damit aber kreuzte sich eine Erklärung des Kaisers, die alle diese Erörterungen gegenstandslos machte; denn Karl, der für seinen verwitweten Sohn Philipp in England der glücklichere Werber gewesen war und nun mit seinem dynastischen Ehrgeiz ein niederländisch-englisches Königreich ergriff, zögerte nicht, seinerseits zum erstenmal klar und bündig auszusprechen, daß er das Sukzessionsprojekt einstweilen aufgebe⁸⁸⁾.

⁸⁵⁾ Von Ernst 607, 4 sehr richtig bemerkt. Das kaiserliche Schreiben kam am 13. April an, sofort danach muß Graseck abgefertigt sein.

⁸⁶⁾ Druffel S. 457. 481; 418. Ernst II, 607, 5. 627. Zur Kritik besonders von Zasius' Bericht Goetz, Gött. Gel. Anz. 1902, 62—66.

⁸⁷⁾ *»et de ce prens Dieu pour temoin comme celui qui cognoeit le cueur des hommes et V. M^{te} ne trouvera jamais rien à l'encontre et de cela lui puis asseurer sur ma conscience foi et honneur et l'obligation que lui suis obligié et le filial et fraternel amour que luy porte«*, Druffel IV, 118, von Turba (S. 70 N.) und Ernst (S. 505, 4) richtig auf den 26. April 1554 datiert.

⁸⁸⁾ Lanz III, 962.

Ob wohl unter den Gründen des Kaisers die Rücksicht auf die Fürsten, die sich in erster Linie vor seinem Kriegsvolk fürchteten, eine sehr große Rolle gespielt hat?

Der eigentliche Herd der Erregung gegen die spanische Sukzession war unzweifelhaft der österreichische Hof. Hat es auch früher schon gelegentlich Meinungsverschiedenheiten zwischen den von Haus aus eng verbundenen habsburgischen Brüdern gegeben, so ist doch eine wirklich tiefer greifende Störung ihres Verhältnisses erst mit diesem unglückseligen Projekt eingetreten. Die erregten Auseinandersetzungen von Augsburg ließen sich nicht vergessen, und wenn Ferdinand nur „mit äußerstem Widerstreben“ den Vertrag vom 9. März 1551 unterzeichnet hatte, so erschien der Vertrag dem jungen König Maximilian und den österreichischen Hofräten vollends wie eine Schmach. Was wäre in diesem Hause und in diesen Zeiten hochfliegenden dynastischen Ehrgeizes auch natürlicher gewesen!

Die Frage ist nun, wie weit die österreichische Politik und mittelbar die Reichsgeschichte durch diese Angelegenheit bestimmt worden ist. Jener außerhalb des Reiches sich abspielende Handel: die gleichzeitige Bewerbung der beiden Habsburger um die Hand der Königin Marie von England für ihre Söhne, zeigt wohl die Gereiztheit der Brüder, dient aber auf beiden Seiten nicht der Reichspolitik. Die glänzende Versorgung eines Österreichers in England hätte die Ansprüche dieser Linie in Deutschland nicht gestärkt, wie ja umgekehrt Karl V in der Tat nach Philipps glücklichem Erfolg in England einstweilen auf die Sukzession im Reiche verzichtete; er bemerkte ausdrücklich, er sehe darin gerade auch für die Niederlande eine Art Ersatz⁸⁹⁾.

Seine Bemühungen hatte er, wie wir sahen, schon lange vorher eingestellt. Wie aber handelten die Österreicher? Vater und Sohn verhielten sich nach Temperament, Einsicht und Verpflichtung sehr verschieden. Maximilian, noch ohne Verantwortung für die laufende Politik und nicht geartet, die kommende mit kluger Hand vorzubereiten, macht seinem Ärger bei jeder Gelegenheit Luft. Sein Wunsch

⁸⁹⁾ Karl an Ferdinand, 3. Februar 1554: *les fruits que avec l'aide de Dieu l'on entendoit esperer, tant pour le bien publicq de la chretienete que celuy de mes affaires et de mes royaumes et pays et signamment de ceux de par deça*. Wien, Kop. III, 109 [Lanz III, S. 606]. Über die englische Heirat D r u f f e l IV, 232; A r m s t r o n g II, 276 ff.

und Eifer ging auf Pflege der Kordialität mit den deutschen Fürsten, und seine Räte unterstützten ihn dabei aufs unvorsichtigste⁹⁰). Ferdinand dagegen, ängstlich bekümmert um die Not des Tages und stets befangen in der natürlichen Dienstbarkeit gegenüber dem stärkeren Charakter seines Bruders, sucht sich alle Teile zugleich geneigt zu halten. So hat er in diesen Jahren, gezügelt von Hoffnung und Furcht, eine Politik verfolgt, die nirgends führend, aber in ihrer starken Beharrung doch von großer Bedeutung gewesen ist. Sie paßt sich allen Verschiebungen der Lage an, stets in Bewegung, doch stets bedächtig; einfach in ihren Zielen, aber unendlich bedingt in ihren Entschlüssen; im einzelnen oft genug zweideutig, in der Hauptsache nicht mißzuverstehen.

Es ist gewiß, mit Bezold, abzulehnen, daß Ferdinand in der Krisis der Fürstenerhebung „verräterisch an seinem kaiserlichen Bruder gehandelt habe“. Daß seine Opferwilligkeit gering war, daß er in mutlosem Streben nach Herstellung des Friedens schon in Linz seine Instruktion überschritt und den Fürsten Dinge in Aussicht stellte, die der Kaiser keineswegs geneigt war zu bewilligen, unterliegt freilich keinem Zweifel⁹¹). Daß er Moritz' Türkenhilfe wünschte und dafür in Passau mit fremdem Geld zahlte, darf man behaupten; daß er Moritz die Erhebung gegen den Kaiser nicht nachtrug, so wenig wie den Einfall in sein Fürstentum Tirol, beweist die enge Verbindung, die er alsbald mit ihm einging⁹²), und die Fürsprache, die er zugunsten des Albertiners gegen die Machenschaften der Ernestiner beim Kaiser einlegte. So mißtraute Karl selbst dem Bruder schon während der Fürstenerhebung, auch während der Verhandlungen⁹³) und noch durch das ganze nächste

⁹⁰) Deshalb bezeichnete seine Tante Marie die Bemühungen bei den Fürsten als *trop notoire*. — Der Biograph Maximilians durfte diese Dinge im Sinne seines Helden auffassen und überschätzen, *Holtzmann* Kap. 4—6.

⁹¹) Vorbeugende Schritte, *Druffel* II, 982 (vom 12. Febr. 1552). 1056 ff. (4. und 5. März). Vermittlungsantrag Plauens an Moritz, 10. März; am 16. war Plauen in Leipzig. — Über das Verhalten Ferdinands vgl. auch *Barge* S. 69 und besonders *Turba* a. a. O. S. 26.

⁹²) Es ist ein Mißverständnis des Textes bei *Druffel* IV, S. 193, wenn *Turba* (S. 55) meint, Moritz habe erst im Juni 1553 unter dem Druck der markgräflichen Gefahr die Aufnahme des Königs in das von ihm geplante Bündnis gutgeheißen. Beide Teile und Moritz nicht am wenigsten wünschten längst den Abschluß. — Daß der König für den Ernestiner eingetreten sei (ebenda S. 58), ist wohl nur ein Schreibfehler.

⁹³) Daß der Kaiser von Ferdinand und Max zu Villach eigene Assekuration forderte (*S. M. s'en contentera avec la clause susdicte, de n'y estre obligé, sy non*
27 Brandi

Jahr. Aber es war doch wohl eine allzu verständnisvolle Deutung der königlichen Politik, wenn ein pfälzischer Rat im Frühsommer 1553 die Hessen wissen ließ, der König sei nun einmal für seine Person dem Kaiser verschrieben, aber er habe seine Rechnung gegen den Kaiser auf Kurfürst Moritz gestellt⁹⁴).

Ähnlich steht es um das Verhältnis Ferdinands zum Heidelberger Bund. Es ist eine ganz einseitige Übertreibung, wenn man des Königs Beitritt zum Bunde lediglich unter dem Gesichtspunkt seines Verhältnisses zum Kaiser betrachtet⁹⁵) und behauptet, Ferdinand habe sich „mit vollem Bewußtsein der Opposition gegen den Kaiser angeschlossen“. Im Gegenteil, dieser Beitritt vollzog sich unter Umständen, die es rätlich erscheinen lassen, andere Momente mehr in den Vordergrund zu rücken. Im Bunde war eigentlich nur Bayern für des Königs Aufnahme; andere Stände waren ausdrücklich dagegen⁹⁶). Für Bayern war die Bemühung um Österreichs Beitritt politisch und kirchlich wohl motiviert, ein weiterer bedeutungsvoller Schritt auf dem Wege zu der seit Jahrhunderten vermiedenen engen Allianz mit dem königlichen Hause; schon im Mai 1553 erfolgte die Aufforderung an den König zum Beitritt; lebhaft redete Maximilian dem Vater zu. Der römische König aber zögerte, meinte, man könne ja davon auf dem bevorstehenden Reichstag reden⁹⁷). Erst im August kam er zu einer förmlichen Beantwortung der bayrischen Werbung, und diese Antwort war so vorsichtig

entant que les adversaires l'accepteront et observeront de leur costel, et non autrement, moyennant obligacion par escript dudict seigneur roy et du roy de Boheme son filz, qui, quoy que ledict traicté contienne, ils ne se pourront declarer contre S. M., L a n z III, 360), erklärt sich aus dem Bericht, den Rye und Seld am 19. Juni an den Kaiser gerichtet hatten (en cas que l'une de ces parties contreviendrait à ceste paix les autres deux serons obligés à ayder a celle que de son costé la voudra garder, ebenda S. 277); die Forderung ist also mehr gegen Moritz als gegen die Österreicher gerichtet.

⁹⁴) „I. M. konten wider die Kei M^t und derselbe erben nit, dan I. M. hetten unterschriben, werens gedrungen worden, het aber hoffnung uf herzog Moritzen, der solts nit geschehen lassen, dem wolt er zuzihen lassen“, Bericht von der Tanns über ein Gespräch vom 29. Juli 1553 (St.A. Marburg, Kurpfalz). Sollte schon ein königlicher Rat so gesprochen haben? Moritz kam solchen Ideen entgegen; er will des Königs Beistand am König und seinen Söhnen verdienen, Druffel IV, 39.

⁹⁵) Ernst II, 349, 1. 502, 1.

⁹⁶) Ratschlag des pfälzischen Kanzlers vom Juli 1553 bei Stumpf, Dipl. Geschichte des Heidelberger Bundes S. 164. Abneigung der Pfälzer und Württemberger, Ernst S. 293 u. N. 6.

⁹⁷) Druffel IV, 139 (S. 157). 189, 2.

wie möglich; der König wünschte völlige Sicherheit hinsichtlich der Loyalität des Bundes gegen den Kaiser. Als auf dies gewiß spröde Verhalten Bayern sogleich, noch Mitte August, aufs neue zum Beitritt drängte, und der junge Maximilian, der in den Heidelbergern mit zweifelhaftem Recht die Schirmer seiner Zukunft sah, gleichfalls nach einer bayrischen Anregung im Kreise dieser Fürsten in Heilbronn zu erscheinen begehrte, schlug ihm der Vater den Besuch rundweg ab mit dem Bedeuten⁹⁸⁾: „ow ich wolt, das zwischen dem kaser und sein majestat als zugrund gen sol; und ich het an hitzigen kopf und dacht weder hinter sich noch für sich.“

Was bestimmte aber den König, der doch auch von dem Bunde das halten mußte, was seine Agenten ihm nahelegten, sich überhaupt auf die bayrische Werbung einzulassen? Es ist bedeutsam, daß in denselben Tagen und für denselben Dr. Zasius die Instruktionen ausgefertigt wurden zu der Werbung gegen den Markgrafen und zur Verhandlung wegen des Heidelberger Bundes; und es ist weiter wichtig, daß gerade Bayern, das die Verhandlungen wegen des Beitritts führte, damals auch fast allein für eine energische Bekämpfung des Markgrafen eintrat und dem Könige Hoffnung machte auf Gewinnung des Heidelberger Bundes für diese Sache⁹⁹⁾. Daß sich der König nach Bundesgenossen eben damals umsah, war durch die Ereignisse des Sommers durchaus geboten. Die Idee eines ostdeutschen Bundes hielt sich noch lange und wirkte nach im Sinne des Landfriedens, aber zu einer förmlichen Bundesgründung war es nicht gekommen¹⁰⁰⁾. Auch die habsburgischen Versuche zur

⁹⁸⁾ Maximilian an Herzog Albrecht, 4. September, Druffel IV, 250. Max entschädigte sich durch verbindliche Werbungen, deren Träger natürlich Zasius war, und dieser sparte nicht mit schönen Worten bei Übermittlung der Danksagungen der Kurfürsten und Fürsten an „ihre königliche Würde von Böhmen“. Druffel IV, 264. 295. 303.

⁹⁹⁾ Instruktion für Zasius, Druffel IV, 216. Bericht des Zasius ebenda und Bucholtz VII, 522. Es dient zur Charakteristik des Zasius, daß er in seiner lebhaften Beweglichkeit jetzt die Aussichten auf Beistand oder Subvention gegen den Markgrafen übertrieb, wie früher die Tendenzen gegen den Kaiser; betraut mit der Werbung gegen den Markgrafen, sucht er den Fürsten die Reden vom Sukzessionsprojekt als *praesumptiones* und *humores Bacchi* hinzustellen. Druffel IV, 396. Über Zasius' Wandlungen vgl. auch Ernst, Württ. V.-H. X, 23, 2.

¹⁰⁰⁾ Der tiefere Grund schon von Ranke deutlich bezeichnet: die „Gegner des Markgrafen — auch ohne Bund einverstanden und schon allein mächtig genug“ (V, 227). Maurenbrecher S. 318 f. unrichtig, vgl. Druffel IV, 129 (Selds Denkschrift). Nachwirkung für den Frieden, nach Urteil der königlichen Gesandten in Braunschweig, Oktober 1553, ebenda IV, 289.

Gründung eines neuen Schwäbischen Bundes¹⁰¹⁾ waren mit der fast peinlichen Ergebnislosigkeit des zweiten Memminger Tages, Anfang Juni, endgültig gescheitert. Kurfürst Moritz war gefallen; sein Nachfolger, wie viele meinten, übereilt zum Vertrage mit dem Markgrafen gekommen¹⁰²⁾. Der König, dessen Truppen unter Plauen noch immer in Franken kämpften, mußte es lebhaft begrüßen, wenn die süd- und westdeutschen Fürsten wirklich geneigt waren, sich ihm anzuschließen zur Befriedung Frankens.

Endlich zu Anfang September ordnete der König eine feierliche Gesandtschaft zum Heidelberger Bundestage nach Heilbronn ab. Wie hätten die Fürsten diese Gesandtschaft aufnehmen müssen, wenn die Absichten des Bundes und des Königs¹⁰³⁾ vorzüglich auf Abwehr der Sukzession gegangen wären! In Wahrheit war die Aufnahme frostig, die Bedingungen wurden von den Gesandten als ärgerlich und anstößig empfunden; keine Spur von intimer Verständigung, wenig Befriedigung auf beiden Seiten. Und das hatte seine guten Gründe. Der Augenblick war für den König denkbar ungünstig: was er so sehnlich wünschte, die Erklärung gegen den Markgrafen, das suchten die maßgebenden Bundesstände aufs ängstlichste zu vermeiden. Die Fürsten waren gerade durch eine heftige Anfrage des Markgrafen belästigt worden; sie entwarfen eine Antwort, die ihnen immer noch zu scharf erschien und schließlich zu einer höflichen Beteuerung der Neutralität redigiert wurde, abgeschwächt wie die gleichzeitige Vorstellung an den Kaiser¹⁰⁴⁾.

Und so blieb das Verhältnis, als nach langen und schleppend geführten Verhandlungen, in denen für die Königlichen auch noch die Gefährdung der oberrheinischen Besitzungen durch Frankreich treibend wirkte, endlich der König mit seinen ober- und vorderösterreichischen Landen dem Heidelberger Bunde in aller Form beigetreten war. Der Beitritt erfolgt — das wird man gewiß nicht übersehen — in den Monaten, da sich die habsburgischen Brüder am englischen Hofe versteckt bekämpften —; aber er erfolgt mit äußerster Zurückhaltung. Er hatte allerdings die Folge, daß alle Verstimmung des längst argwöh-

¹⁰¹⁾ Ausführlich dargestellt von Ernst, Württ. V.-H. 1899, 214 ff.

¹⁰²⁾ Druffel IV, 258 u. Anm. Höchst bemerkenswert der Unwille von Moritz' alten Räten, ebenda 282.

¹⁰³⁾ Ernst II, 349 (S. 290) u. s.

¹⁰⁴⁾ Druffel IV, 266 und 272 (Ernst 315, 2). Aus Furcht vor Frankreich wies man Lothringen kurz ab.

nischen Kaisers im Winter 1553/54 in einigen bitteren Briefen an den Bruder zum Ausbruch kam — aber für die Habsburger ergab sich darüber nur die längst erwünschte Auseinandersetzung und, da Ferdinand weniger schuldig war, als er schien, der Kaiser aber die Sukzession zurückstellte, auch die Lösung der letzten starken Spannung überhaupt¹⁰⁵). Für den Heidelberger Bund dagegen bedeutete der Eintritt des gegen den Markgrafen engagierten, durch Bayern unterstützten Königs die Sprengung jener Neutralität, auf der vor Jahresfrist der Bund begründet worden war.

Der Krieg in Franken erscheint beide Male als das Entscheidende. Wir müssen seine Bedeutung noch allgemeiner zu fassen suchen.

IV. Unter dem Namen des Landfriedens ging seit dem 13. Jahrhundert das ganze Bündniswesen, das nach und nach die Reichsverfassung selbst umgestaltet hat, weil damit dem Gleichgewicht der Stände besser gedient schien als mit der zweifelhaften Fürsorge eines landesfürstlichen Königs. Ergebnisse territorialer Reibungen waren alle diese Bündnisse, mochten sie nun mehr defensiv oder mehr offensiv gerichtet sein. Es ist das Wesentliche an der Reichsreform des 15. Jahrhunderts, daß sie in der Methode der Kirchenreform die Erfahrungen aus dem Bündniswesen verallgemeinert und systematisiert. Allein noch durch das ganze 16. Jahrhundert laufen das freie Bündnis, die wechselnde politische und konfessionelle Gruppierung und die verfassungsmäßige Ausbildung der Institutionen nebeneinander her.

Während der ersten fünfziger Jahre hatte man die dringendste Veranlassung, an die Fortführung des Umbaus der Reichsverfassung aufs neue zu denken, weil die Zeit eine Störung des „Landfriedens“ von grundsätzlicher Bedeutung und unerhörter Ausdehnung vor Augen sah; wohl zu vergleichen mit jenem Städtekrieg, in dem die Idee der Kreisverfassung zuerst aufgetaucht war. Der große politische Gedanke der Säkularisation kam in diesen späten Jahren der Reformationszeit noch einmal halb begriffen und versetzt mit ganz anderen Tendenzen in der brutalsten Form zur Erscheinung in dem Auftreten des Markgrafen Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach gegen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und die Reichsstadt Nürnberg. Kurfürst Moritz

¹⁰⁵) S. oben S. 416. Es geschah das also keineswegs schon nach der Schlacht bei Sievershausen, wie Maurenbrecher annahm.

und der Fürstenbund hatten sich dieser zerstörenden Kraft bedienen und wieder entledigen müssen. Die markgräfliche Sache hatte sich dabei berührt und vorübergehend durchdrungen mit den großen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und den Niederlanden wie zwischen dem Kaiser und dem protestantischen Fürstentum.

In Passau waren im wesentlichen nur die Angelegenheiten dieses Fürstentums zu einer vorläufigen Erledigung gekommen; nicht der französische und auch nicht der markgräfliche Krieg. Beide sollten sich vor Metz noch einmal nahe berühren. Der Kaiser, um nicht zu erleben, daß sich die beiden Heere gegen ihn und, wie man mit Fug sagen konnte, gegen das Reich vereinigten, gewann den Markgrafen durch Anerkennung seiner früher ausdrücklich verurteilten Erpressungen in Franken. Aber es gelang ihm auch mit dieser teuren Hilfe nicht, den anderen Gegner zu überwinden; so schien nichts gewonnen als eine heillose Verwirrung der Rechtsfrage in Franken. Während der französische Krieg sich an der niederländischen Grenze nicht ohne kleine Erfolge der Kaiserlichen hinzog, entbrannte der markgräfliche Krieg im Frühjahr 1553 schlimmer als zuvor. Er war zwar nie etwas anderes als eine Kette wilder Raubzüge und Belagerungen, begleitet von dem Geschrei nicht minder unerfreulicher Schmä- und Rechtfertigungsschriften. Aber er blieb nur um so mehr für ganz Süd- und Mitteldeutschland die entscheidende Sorge mit ganz unberechenbaren Möglichkeiten.

Was immer aus den Kämpfen der letzten Jahre an offener Fehde, verstecktem Haß und geheimer Sorge geblieben war, ordnete sich nach dem Streit um den Landfrieden in Franken. Während die Freunde des Passauer Vertrags, wie Ferdinand, Moritz und die Hessen, nur im Frieden die Aussicht auf seine endgültige reichsrechtliche Fixierung sehen konnten, mochten die Gegner des Vertrags die Hoffnung gewinnen, daß in diesem Rest der Erhebung doch noch eine Wendung der Dinge erfolge zu ihren Gunsten. Es waren aber das sowohl diejenigen, denen der Vertrag zu viel, wie diejenigen, denen der Vertrag zu wenig versprochen hatte, d. h. sowohl der Kaiser wie der Markgraf, sowohl der Herzog von Braunschweig wie einige seiner Widersacher im Lande; zu ihnen gesellten sich ältere Gegner der Freunde des Vertrags, wie die Nassauer und die Ernestiner, denn der „geborene Kurfürst“ Johann Friedrich hatte zu seinem kaiserlichen Herrn in der Not des letzten Jahres ein neues Verhältnis gewonnen, aber nur um so tieferen Haß gefaßt gegen

seinen Befreier Moritz. Zwischen allen diesen Ständen schien eine, wenn auch noch so widerspruchsvolle Interessengemeinschaft zu bestehen; sie konnten alle zum Kaiser halten, wie man denn auch den Kaiser geheimer Begünstigung bald des einen, bald des anderen unter diesen Gegnern bezichtigte; man dachte sie sich alle einmal gegen Moritz ins Feld gestellt, wie sie mit Haß oder Truppen gerüstet waren.

Nach alledem wird der Historiker mit einigem Recht aus der Art, wie sich nun tatsächlich die einzelnen Mächte gegenüber dem Streit in Franken verhielten, auf die Verteilung der lebendigen politischen Kraft im Reiche schließen.

Über Auffassung und Verhalten des Kaisers können erhebliche Zweifel nicht mehr bestehen, seitdem Turba die zuerst von Druffel wiedergefundene höchst denkwürdige „Revokation“ der Verträge von Passau und Metz in ihrem vollen Wortlaut bekanntgegeben hat¹⁰⁶). Daß der Kaiser in beide Verträge nur mit Gewissensbissen gewilligt hat, und warum er meinte, sie trotzdem eingehen zu müssen, das wußten wir längst aus seinen Briefen und aus den Äußerungen seiner Räte, besonders des Vizekanzlers Seld. Was er aber zu tun gedachte, um das nach seiner Meinung geschehene Unrecht nach Möglichkeit gutzumachen, das entnehmen wir erst aus diesem, wohl im März 1553 unter seinem persönlichen Anteil durch Seld aufgesetzten Manifest. Er wollte versuchen, „wa es nit ehe sein kan, auf negster zusammenkonft unser und gemainer stend des hl. reichs zu ratschlagen, auch allen möglichen vleiß anzukern, was in obberürtem allenthalben zu vil, zu wenig, mit nachtail oder dem rechten und pillichait zuwider gehandelt —, das solches widerumb gepessert und auf rechte ordenliche weg gerichtet werd“. Sollte er aber vorher sterben „oder aber wir sonst über allen unsern fürgewendten vleiß bei gemeinen stenden derhalben nichts erhalten köndten“, so will er zwar die ihm persönlich zugefügte Unbill verzeihen, auch alles Erlaubte ratifiziert halten, alles aber, was „wider Gott, wider recht, unser und des hl. reichs abschid, ordnungen, satzungen und den gemainen landfriden“ sein sollte, als erzwungen „gently cassiert, vernichtet, aufgehept, widerrufen und abgetan“ haben und seine „nachkommen am hl. reich hochsts vleiß ersucht, vermant und gepetten haben, das sie — diesen unsern endtlichen willen getreulich und fürderlich volziehen“.

¹⁰⁶) Arch. f. österr. Gesch. 90, 287, mit begründeter Datierung auf den März 1553.

Die Bedeutung der geheim gehaltenen Urkunde liegt in der Feierlichkeit des Protestes und in der Tiefe der Resignation; die Möglichkeit glücklicher Verhandlungen wird mehr preisgegeben als angenommen. Das ist der Niederschlag der Eindrücke von Innsbruck und Metz. Man mag die strategische und politische Bedeutung der beiden Episoden so niedrig anschlagen, wie man will: die schwerblütige Persönlichkeit des Kaisers hat die Wirkungen nie mehr überwunden¹⁰⁷). Er war seitdem müde, unlustig zu Geschäften, in familiären Dingen weich. Der Gegensatz des siegreichen Herrn von 1547/48 und des doppelt geschlagenen von 1552/53 ist für diese eigentümliche geistige Konstitution zu stark gewesen. Es liegt in diesem stolzen Enkel der *empereurs très crestiens, roys catholiques d'Espagne, ducz de Borgogne* viel persönliche Tragik; was hatte sich in guten Tagen sein Hochmut nicht alles erlaubt! Nun hat die Hybris ihn so tief gestürzt.

Man betont heute gern die angespannte Tätigkeit des Kaisers unmittelbar nach dem Einfall der Fürsten in Tirol, seine Rüstungen und finanziellen Vorkehrungen¹⁰⁸). Ganz sicher bedurfte es noch der Katastrophe von Metz, um den an seine Mission glaubenden Monarchen vollends zu beugen. Aber war nicht dieser Schlag durch die hessisch-sächsische Abrede mit vorbereitet? Moritz' vorübergehende Entfremdung von den Franzosen und die durch den französischen Einfall verursachte Annäherung bedrohter Reichsstände an den Kaiser darf über die entscheidende Bedeutung des Zusammenwirkens der Kriegsfürsten mit dem Könige von Frankreich nicht täuschen. Der Mißerfolg des Kaisers vor Metz verstärkte nur die Erinnerung an die viel empfindlicheren Erlebnisse des letzten Frühjahrs, an Verrat, Überfall, entsetz-

¹⁰⁷) Der Wert der Aufsätze von Turba (vgl. oben S. 389 N. 6; 396 N. 25) liegt vor allem in den Archivalien; schon in den staatsrechtlichen Deduktionen findet Kretschmayr (Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. 24, 672) viel Kasuistik. Psychologische Vertiefung entbehrt man ungen. — Über das Leben des Kaisers in diesen Zeiten, seine Müdigkeit und Geschäftsunlust, zahlreiche Notizen in Zeitungen und Briefen, besonders in den Depeschen des Venezianers Damula (Ven. Dep. v. Kaiserhofe III).

¹⁰⁸) Bemühungen bei Bremen, Frankfurt, Straßburg; Besprechungen mit den aus Trient heimelnden Kurfürsten von Mainz und Trier; Friede in Italien; Werbungen bei süddeutschen Fürsten; Befreiung Johann Friedrichs (Druffel II, 1035. 1097 ff.; III, 1436). Gerade die Forderungen Johann Friedrichs zeigen aber, in welcher Lage der Kaiser sich befand; er hatte nur noch die Wahl, seine Bewilligungen entweder der älteren oder der jüngeren Generation von protestantischen Fürsten zu machen.

liche Verlassenheit und die doppelte Flucht. Daß der Kaiser weit entfernt war, sein eigenes Unrecht zu erkennen, erleichterte ihm die innere Abkehr von den deutschen Dingen. Sie vollzieht sich vom Frühjahr 1553 ab mit psychologischer Notwendigkeit. Die Jahre 1553 und 1554 haben den Kaiser wenig mehr gelehrt. Er läßt seine Räte und Sekretäre Einladungen und Instruktionen schreiben; ein wohlmeinender Geschäftsmann wie der Vizekanzler tut als ob sich nichts geändert hätte, allein der Kaiser sitzt wie einst sein Urgroßvater und weiland König Wenzel in den Erblanden und will mit allen diesen Schriftstücken nichts gesagt haben¹⁰⁹).

Der Kaiser hat versucht, in Franken einen Vergleich zustande zu bringen, vergebens; den Vergleich sollten dann in seinem Namen einige Fürsten herbeiführen, vergebens. Er mahnt die fränkischen Kreisstände, allein diese werden irre am Recht durch sein Verhalten. Er wirbt um einen neuen Schwäbischen Bund, auch das umsonst. Als es zu einer größeren Versammlung kommt, wissen seine Räte nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser verbot Werbungen in seinem Namen, bestätigte noch einmal die vor Metz nicht mit gelöste Kassation des Vertrags mit Nürnberg¹¹⁰) und verwahrte sich gegen die schlimmsten Unterstellungen. Offen gegen die Bischöfe Partei zu nehmen, verbot ihm Einsicht und Gewissen; offen gegen den Markgrafen aufzutreten, die Scham über den vor Metz bewilligten Vertrag, die noch nicht beglichene Verschuldung gegen den Markgrafen¹¹¹), vor allem aber die Furcht vor neuen Verbindungen des noch immer gefährlichen Condottiere mit Frankreich gegen die Niederlande. Daß der Kaiser nach der Ratifikation des Passauer Vertrags (15. August 1552) noch auf Rache gegen Moritz gesonnen habe, ist schwerlich zu beweisen; daß er es nach Metz noch

¹⁰⁹) Wir sind noch gewohnt, die Akten und Briefe, die des Kaisers Namen an der Spitze tragen, in eine Reihe zu stellen und höchstens nach ihrem Inhalt ungleich zu werten. Die erste Voraussetzung wirklichen Verständnisses wäre aber die Kenntnis von der Entstehung dieser Schriftstücke. Wird erst geschieden, so wird man manche hofrätliche Kanzleiarbeit niedriger hängen.

¹¹⁰) Von E r n s t richtiggestellt gegen die verbreitete Annahme von einer erneuten Kassation der bischöflichen Verträge (Württ. V.-H. X, 12, 3).

¹¹¹) Die Rechtlichkeit der kaiserlichen Regierung erhält eine eigentümliche Beleuchtung durch den Vorschlag eines kaiserlichen Rates an einen königlichen, das für den Markgrafen bestimmte Geld rechtzeitig abfangen zu lassen (D r u f f e l IV, S. 268). Zasius versuchte sich an dieser Freibeuterei vergebens (ebenda Nr. 293 und E r n s t II, 391).

getan haben sollte, wird durch die „Revokationen“ wie durch sein ganzes Verhalten ausgeschlossen. Die angebliche Unterstützung der Markgräflichen bei Sievershausen gehört in das Reich der Legende¹¹²⁾. So erfolgt die Wendung des Kaisers gegen den Markgrafen nicht so sehr durch Moritz' Tod als mit der wachsenden Einsicht, daß die Koalition gegen den Markgrafen sich behaupten werde und daß des Markgrafen Verhandlungen mit Frankreich in Güte doch nicht zu vermeiden seien. Der Kaiser läßt im Herbst und Winter den Acht- und Exekutionsmandaten des Reichskammergerichts ihren Lauf, wird im Frühjahr 1554 wegen der Niederlande noch einmal daran lebhafter interessiert, aber eingegriffen hat er auch jetzt nicht mehr. Er ist aus der Reihe der lebendigen deutschen Mächte ausgeschieden. Im Herbst 1553 wird der früher bei ihm flüchtig aufgetretene Gedanke fest, nach Spanien zu gehen und vom Reich zurückzutreten¹¹³⁾. Nur die englische Heirat fesselt den müden Kaiser noch für zwei erwartungsvolle Jahre an den Norden.

Gerade entgegengesetzt vom Kaiser verhielt sich König Ferdinand. Bevor noch der Kaiser sich den deutschen Dingen derartig entfremdet hatte, war Ferdinand mit dem Reiche zunehmend verwachsen. Er hatte zum Fürstentum nahe verwandtschaftliche Beziehungen; er war eigentlich als erster Habsburger im Reich mit einer Kurstimme vertreten (wenn er auch befremdlich genug keinen Gebrauch davon machte); er wollte jedenfalls auf die Dauer das Königtum seinem Hause erhalten; er fand nur im Reiche den Rückhalt gegen die Türken. So war das, was man den Landfrieden nannte, für ihn eine Lebensfrage. Die fränkische Sache aber ging ihn wegen der böhmischen Lehen erst recht an, und man darf nicht sagen¹¹⁴⁾, daß er sich bloß „als Hüter des Landfriedens gebärdete“. Aus seiner Stellung gegen Markgraf Albrecht hat König Ferdinand nie ein Hehl gemacht. Daß er in den Streit selbst mit bewaffneter Hand eingriff, hatte freilich noch sehr bestimmte Veran-

¹¹²⁾ Druffel IV, S. 183, 1. — Die genügend verbürgte Freude des niederländischen Hofes über Moritz' Tod läßt sich damit durchaus vereinigen.

¹¹³⁾ Turba a. a. O. 243. — Wandlungen des Kaisers in seinem Verhältnis zum Markgrafen, Druffel S. 25 N. Die letzten kaiserlichen Bemühungen um Landfriedensbündnisse im Reich, ebenda 480 (Juli 1554).

¹¹⁴⁾ Turba S. 63. — Gefährdung Böhmens, Druffel IV, 135. 146 u. s. Schon zu Passau hatte Ferdinand persönlich über die Verletzung der böhmischen Lehen geklagt, Druffel III, S. 477.

lassungen. Der Markgraf hatte sich in den letzten Tagen des Juli 1552 vor Frankfurt, auch in den Verhandlungen mit Plauen ganz besonders unzugänglich gezeigt und erschien seitdem als der verwegenste Gegner des Passauer Vertrags. Seine den Fernerstehenden ganz unbegreifliche Verbindung mit dem Kaiser vor Metz erweckte am österreichischen Hofe, wo man ja sehr genau die Verhandlungen mit Johann Friedrich von Bruneck kannte¹¹⁵⁾, auch Befürchtungen vor neuen kaiserlichen Machenschaften.

Und da berührten sich die Österreicher und die böhmische Regierung aufs nächste mit dem Kurfürsten von Sachsen. Moritz stand an sich den Bischöfen und den fränkischen Dingen viel weniger nahe als der König, und man mag von ihm mit größerem Recht sagen, daß er „es vorteilhafter fand, in dieser furchtbaren Erschütterung als Kämpfer der Ordnung gegen fürstliche Anarchie eine führende Rolle zu übernehmen“; allein jede Ausdehnung der Fehde mußte ihm Gefahr bringen. Eine Erhebung der Brandenburger und Ernestiner mußte ihn stürzen; ein Schlag gegen den Passauer Vertrag ihn zuerst treffen. Und man wird doch nie vergessen, daß er mit seiner Selbsterhaltung zugleich das erhielt, was er gegen den Kaiser zuletzt vertreten hatte: den Protestantismus und die fürstliche Libertät.

Wenn auch, wie es nach unseren Akten scheint, die Verbindung gegen den Markgrafen noch im Dezember 1552 zuerst von Plauen angeregt worden ist, so war doch Moritz längst für ein näheres Verständnis¹¹⁶⁾ und durch die ernestinischen Ansprüche und die Nachrichten von dem Metzger Vertrag aufs günstigste für eine solche Aktion disponiert¹¹⁷⁾. Es ist wesentlich, im Auge zu behalten, daß die Koalition des Königs mit Kurfürst Moritz sich noch vor dem Abzug des Kaisers von Metz vorbereitete. An ihr wenigstens festzuhalten, blieb dauernd

¹¹⁵⁾ Druffel III, 1436. Im August war Ferdinand in großer Sorge wegen Johann Friedrichs Freilassung (Lanz II, 430). Unverantwortlich bieder war freilich Ferdinands Rechtfertigung beim Kaiser für sein Verhalten gegen den Markgrafen vom 13. Juli 1553 (Druffel IV, 191).

¹¹⁶⁾ Anbringen vom 26. Oktober. Wien, *Saxonica* (Ibleib. Von Passau bis Sievershausen, N. Arch. f. sächs. Gesch. VIII, 49). — Plauen an Moritz, 25. Dezember 1552, Druffel, II, 1866.

¹¹⁷⁾ Moritz' Lage im Frühjahr 1533, Druffel IV, S. 21, 1. Moritz an Landgraf Wilhelm, 13. März 1553, über das, was auch er vom Herzog von Braunschweig gehört hat, Druffel IV, 66.

Grund genug. Im Frühjahr 1553 ist Moritz durchaus der Treibende; seine Schreiben sind angstvoll und drängend¹¹⁸). Daß er sich durchaus in der Defensive fühlte, ist mir gar nicht zweifelhaft; die Annahme großer Offensivpläne in den letzten Monaten seines Lebens dürfte sich schwerlich noch halten lassen.

Es war die Rede von einem großen ostdeutschen Landfriedensbunde. In Wahrheit handelt es sich bei den Bestrebungen von Eger und Zeitz in ganz altmodischer Weise nur um die Verhüllung eines politischen Bündnisses durch einen „Landfrieden“. Die geplante Bundesverfassung schließt sich eng an die Bundesbriefe des alten Schwäbischen Bundes und an die Bedenken von 1547 an¹¹⁹). Manche Räte, auch die kaiserlichen, taten, als nähmen sie die Bundesformen ernst. Zu einem Abschluß ist es aber nie gekommen. Dagegen haben die intimen Verhandlungen zwischen Moritz und Plauen zuletzt Ende Mai 1553 zu der Radeberger Abrede gegen den Markgrafen geführt¹²⁰).

Bei Kurfürst Moritz war eine starke Veranlassung zum Eingreifen in den markgräflichen Krieg persönlicher Art. Seine Fehde mit dem Markgrafen entwickelt sich fast homerisch. Seit den Passauer Verhandlungen und seitdem Reiffenbergs Regiment vom Kurfürsten zum Markgrafen übergegangen war, schalten beide aufeinander; die Posten, die sie wechselten, steigerten nur die Erbitterung und das Mißtrauen¹²¹). „Markgraf Albrecht gibt mir vil gutter wort itzund, ich glaub aber, wan er sich seines gefallens gesterkt, es wer aus einem andern fas gan“, schrieb Moritz in einem seiner letzten lebhaften Briefe an seine Frau¹²²). Das Entscheidende war schließlich die fast plötzliche Verlegung des Kriegsschauplatzes, die durch das Eingreifen des Herzogs von Braunschweig in die fränkischen Händel veranlaßt war. Der Markgraf war es, der Anfang Juni 1553 den Spieß umkehrte: statt sich in Franken

¹¹⁸) Druffel IV, 48. 63. 68 u. s.

¹¹⁹) Ebenda 128 ausführlich dargetan. Auch in dem Mißbrauch der Friedensrequisiten lag noch ein gewisser Nutzen für das Allgemeine. — Selds Denkschrift, ebenda 129.

¹²⁰) Moritz wünschte des Königs Nähe (ebenda 116); aber es ist unrichtig, daß beide persönlich zusammengekommen wären (Bezold S. 859). Plauens Bedeutung war auch jetzt sehr groß, Druffel IV, 137. 145; er fürchtet sogar des Königs Mißbilligung, 195. Ißleib a. a. O. S. 80.

¹²¹) Wie dabei die Herren Obersten schürten, zeigen Grumbachs Briefe an den Markgrafen, z. B. Voigt II, 70.

¹²²) Arndt, *Nonnulla de ingenio Mauriti* S. 19. Druffel IV, 144.

gegen die Bischöfe und den Herzog zu wehren, trug er den Streit in die welfischen Lande, wo er auf mehr Anhang und geringeren Widerstand rechnete¹²³⁾. Damit aber griff der Markgraf nicht nur stärker in die kursächsische Interessensphäre, sondern auch in Verhältnisse ein, die Kurfürst Moritz soeben zu seiner eigenen politischen Sicherheit mit viel Geschick geordnet hatte. Moritz hat der kaiserlichen Politik auch das abgesehen, daß der unendliche Hader dieser noch in kleinen Verhältnissen lebenden Dynastien jede Kombination gestattete. Hessen, Braunschweiger, Ernestiner, Brandenburger, so viel Späne wie Namen. Schon unter dem 20. August 1552 war Moritz neben anderen vom Kaiser mit der Beilegung der Irrungen des Herzogs Heinrich mit den Junkern und den Städten Braunschweig und Goslar beauftragt worden. Lange hatten die Beteiligten sich versagt, aber unter dem Eindruck der fränkischen Händel hatte sich Herzog Heinrich in Abmachungen vom 24. März und 9. Mai mit seinen Widersachern halbwegs vertragen und mit dem Kurfürsten nahe verbunden¹²⁴⁾. Moritz wollte auch Hessen dienen, die Brandenburger beiseiteschieben, die Ernestiner isolieren.

Als es zum Schlagen kam, standen die Ernestiner auf die der Markgraf gerechnet haben mochte, und die Hessen, auf die Moritz mit mehr Recht zählte, beiseite¹²⁵⁾. Moritz und die Braunschweiger haben mit böhmischer Unterstützung¹²⁶⁾ den Markgrafen bei Sievershausen entscheidend geschlagen. So schwere Opfer der Tag forderte, die Niederlage des Markgrafen verhinderte die unabsehbare Ausdehnung seiner Landfriedensstörung. Es war ein Sieg der beiden Mächte, die seit 1546 immer mehr in den Vordergrund getreten waren: Kursachsen und Österreich. Denn Braunschweig und die Bischöfe verfochten nur die engste

¹²³⁾ Über Heinrich, Erich und die Gräfin Henneberg, Druffel IV, S. 23, 1; Nr. 156 u. N. über den Kriegszug des Markgrafen nach dem Norden.

¹²⁴⁾ Schon am 13. März schrieb Moritz eigenhändig an Landgraf Wilhelm: „in summa, wo einiger treu und glauben auf der welt sol sein, so find ich Heinz auf einem guten weg“, Druffel 66. Die Verträge ebenda 83. 84. 132. Die Friedensarbeit in Braunschweig später von den Königlichen aufgenommen, ebenda 289.

¹²⁵⁾ Über die „700 hessischen Reiter“ vgl. Druffel IV, 190 (S. 203, 1), die Ernestiner ebenda 202. Über Grund und Beilegung der hessisch-braunschweigischen Irrung die höchst lebendige Charakteristik von M. Lenz, N. Arch. f. sächs. Gesch. I, 87.

¹²⁶⁾ Böhmisches Reiter trafen erst am 10. Juli, am Tage nach der Schlacht, ein; auch wenn gar keine königlichen Truppen ins Treffen gekommen wären, den Ruhm des Sieges teilen die Reserven.

eigene Sache. Moritz hat den Markgrafen im Norden geschlagen, die Königlichen haben ihn nach längeren Kämpfen in Franken selbst gendigt.

Es liegt doch in diesem Verlauf eine allgemeinere Notwendigkeit. Die geschlossenen Staaten des Ostens: Österreich, Böhmen, Kursachsen, verfügten über ganz andere innere und äußere Kräfte als die aufgelockerten Territorien des alten Reiches mit ihrem Beisatz unbeweglicher geistlicher Gebiete. Sie haben eine lebendige Politik; sie haben Truppen und sind bereit zu schlagen; ihre Räte ragen hervor durch Umsicht und Energie der Geschäftsführung. Der größere Verkehr mit dem Kaiserhof und mit dem Ausland ist die Schule dieser Staaten. Ihr Übergewicht in dieser Zeit war vollkommen, da sich im Gegensatz noch zur jüngsten Vergangenheit im Norden Braunschweig an Kursachsen, im Süden Bayern an Österreich anlehnte.

Daß Kurbrandenburg im fränkischen Streit zurückhielt, begreift sich. Man sah gegen Kursachsen auf den Kaiser, wie in anderen Fällen auf den Papst. Markgraf Hans scheint zeitweilig selbst wenig ehrenwerte Absichten auf die fränkischen Lande gehabt zu haben¹²⁷). Schließlich beschränkte sich die brandenburgische Politik auf Bemühungen um den Frieden bei Kursachsen und beim König¹²⁸).

Sieht man von Kurbrandenburg ab, welch ein Gegensatz in dieser ganzen Angelegenheit zwischen der Haltung der östlichen und der westlichen Kurfürsten und Fürsten. Im Westen durchweg klägliche Sorge, ängstliches Streben nach Vermittlung. Wie jämmerlich erscheint, wenn man von hier aus zurückblickt, noch einmal der Heidelberger Bund!

Die Gründe sind nebenbei auch persönliche. Die gebrechlichen Herren von Trier und von der Pfalz haben nicht einmal das Ende des kurzlebigen Bundes erlebt; Mainz erscheint allen Gesandten von der äußersten Kleinmütigkeit¹²⁹). Jülich, Bayern und selbst Württemberg nehmen sich nach allen Seiten sorgfältig in acht. Jülich nimmt überhaupt geringen Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten. Wie wenig der Herzog von Bayern sich zutraute, gestand er selbst¹³⁰), als er die

¹²⁷) Mein Kollege Dr. Mollwo, dem ich Mitteilungen darüber verdanke, wird das Nähere bald in seinen Arbeiten über den Markgrafen darlegen; [vgl. jetzt D a h l m a n n - W a i t z ⁹ Nr. 10 165].

¹²⁸) W e n c k, Archiv f. sächs. Gesch. N. F. III, 248 ff.

¹²⁹) Niedbrucks und Zasius' Berichte, D r u f f e l IV, 399. 400. 528 u. s.

¹³⁰) E r n s t II, 503.

Hauptmannschaft ablehnte: Man würde bei schlechter Geschäftsführung sagen, „ich hette mich vil understanden und hette es nit kunden verichten; das wurde mir zu schwer“.

Es fehlt nicht an nachhaltigem Eifer und nicht ganz an politischem Sinn. Herzog Christoph ist nicht bloß in kirchlichen Dingen sehr bei der Sache; auf die pfälzische Politik scheint sich schon der Einfluß Ottheinrichs zu erstrecken; einige Räte treten mit schärferen Forderungen hervor. Aber sobald es irgendwo ernst wurde, hat der Bund als solcher so gut versagt wie seine Glieder. Diese Gruppe hätte den Passauer Vertrag nicht errungen und das Errungene nicht geschützt. Der Bund hat keine der Parteien im Reich gestärkt oder geschwächt, keinen Streit erregt und keinen Streit beseitigt.

Gleichwohl, auch der Westen hat sich nicht ganz ohne Ertrag für die Zukunft mit dem fränkischen Handel abgefunden. Aus den alten Landschaften des Reiches geht noch einmal die Fortbildung der Reichsverfassung in föderativem Sinne hervor. Merkwürdig ist dabei, wie den überkommenen Ideen die entgegengesetzten Neigungen dienstbar werden. Vor 50 Jahren konnte J. G. Droysen noch schreiben¹³¹⁾, daß „Markgraf Albrecht bewältigt wurde von jener allgemeinen Bewegung für den Landfrieden, die 1554 zum ersten Male gegen ihn die Kreisverfassung in volle und schnell sich ordnende Tätigkeit gebracht hat“. Es gehört zu den Ironien der Geschichte, daß es sich umgekehrt verhält; denn die Kreisverfassung wurde vorzüglich gefördert von denjenigen, die sich der Exekution gegen den Markgrafen zu entziehen suchten. Es erübrigt, das im einzelnen darzustellen¹³²⁾; ich ziehe nur die Summe.

Der Heidelberger Bund hat oft genug die Vermittlung in Franken angestrebt, und es ist viel Tinte und Papier darüber vergeudet worden. Die Neutralität wünschte man auch dann noch festzuhalten, als das Reichskammergericht die Acht gegen den Markgrafen ausgesprochen und die benachbarten Stände zur Exekution der Acht aufgeboten hatte. Nur Bayern hielt schon im Sommer 1553 die Unterstützung der Bischöfe für geboten, wieviel mehr die Exekution. Aber auch zu Bruchsal im

¹³¹⁾ Gesch. d. preuß. Politik II², 305.

¹³²⁾ Ernst, Die Entstehung der Exekutionsordnung von 1555 (Württ. V.-H. N. F. X, 1). Es ist der Hauptfehler der im einzelnen verdienstlichen Abhandlung, daß auch hier alles zu stark unter dem Gesichtspunkt der Opposition gegen den Kaiser betrachtet wird. Politischer und ständischer Gegensatz sind wohl zu trennen.

März 1554 erreichte man nur den Kompromiß¹³³), daß „dise ding in aim jeden krais — zu bedenken, zu tractirn und zu handeln sein sollen“; erst wenn Bundesglieder „von wegen volnziehung oder nitvolnziehung merbemelter bevollhner execution von iemands tätlich angriffen oder beschwert werden wolten“, soll ihnen die Bundeshilfe geleistet werden. Die Mitwirkung des römischen Königs an den nächsten Verhandlungen trennte die Parteien schärfer. Auf dem Bundestage zu Worms standen sich am 19. Juni die Mainzer, Pfälzer und Württemberger auf der einen Seite, die Königlichen, Trierer und Bayern auf der anderen Seite schroff gegenüber¹³⁴). Die vetterlichen Bundesgenossen von Bayern und Württemberg gingen verstimmt ihre eigenen Wege¹³⁵). Bayern verlangte mit Nachdruck Deklaration, die Gegner widerfochten sie. Schließlich ward in höchster Erregung das „Wirtembergisch Valet“ übergeben¹³⁶) und damit der Bund tatsächlich gesprengt. Er hatte völlig versagt.

Die Sache stand bei den Kreisen. Auch hier war die Abneigung gegen die Exekution stark verbreitet¹³⁷). Im schwäbischen Kreise scharte Herzog Christoph die Stände um sich, indem er die Ablehnung der gefährlichen Exekution vertrat. Der kurfürstliche Kreis beschloß „aus hochwichtigen ursachen die gepotene execution dergestalt wie die jezund mandirt, nit vorzunemen“. Das war am 10. Mai. Am 18. Mai aber ergingen neue kaiserliche Mandate auf Vollstreckung der Acht, wenigstens auf Leistung einer Beihilfe zur Exekution. Des Markgrafen Sache ging rasch bergab. Seine Gegner beherrschten im Sommer 1554 Franken, und der fränkische und bayerische Kreis wagten nun nicht mehr, die Geldhilfe zu versagen¹³⁸). Der schwäbische Kreis aber, in dem nun Herzog Christoph Ersatz und Schutz suchte für den schon verlorenen Heidelberger Bund, schritt im Anschluß an die Notel des elfjährigen

¹³³) Ebenda S. 28, 7.

¹³⁴) Protokoll des Bundestages, Druffel IV, 451.

¹³⁵) Die Entfremdung der beiden Herzöge, Druffel IV, 503, 3. Ernst II, 440, 2. 700, 3.

¹³⁶) Ernst II, 703: „darumb, wo wir ietzt von einem oder mer stend auf den fall der not verlassen, so wurden wir verursacht, zu gelegner zeit uns unsers schadens bei dem oder denselben nithaltenden fueglicherweis wider zu erholen.“ Diskussion darüber Druffel IV, 465 u. s.

¹³⁷) Württ. V.-H. X, 45, 1.

¹³⁸) Ebenda S. 47. Über den Ausgang des Krieges in Franken, Druffel IV, 449.

Schwäbischen Bundes zur schleunigen Förderung seiner Organisation¹³⁹⁾. Noch mehr. Wie die Freunde der Exekution, so suchten ihre Gegner sich zu stützen durch ein Zusammenwirken mehrerer oder aller Kreise. Aus entgegengesetzten Motiven wurden die Reichskreistage angestrebt, die dann im August 1554 zu Worms¹⁴⁰⁾ und im Oktober und November zu Frankfurt tagten und ihr Beschlüsse faßten über das Zusammenwirken der Kreise. Auch hierfür leisteten die Schwaben eine wesentliche Vorbereitung; die „Ordnung und Erklärung der Exekution und Handhabung des kaiserlichen Landfriedens“, wie sie in Frankfurt beschlossen wurde, geht vorzüglich auf die Entwürfe des schwäbischen Kreises zurück¹⁴¹⁾. An die Frankfurter Beschlüsse aber schloß sich wieder die Reichsexekutionsordnung, die im nächsten Jahre auf dem Augsburger Reichstag verabschiedet wurde.

Wo man gleichwohl die treibenden Kräfte zu suchen hat, das ist nach alledem doch nicht zweifelhaft.

V. Wir kehren nach diesen kritischen Erörterungen zur Hauptfrage zurück. Da wir aber nicht eigentlich beabsichtigen, eine Darstellung zu geben, möge der Leser auch hier die Form der Untersuchung sich gefallen lassen.

Der Text des Augsburger Religionsfriedens setzt sich in sehr bezeichnender Weise zusammen aus drei nach Entstehung und Bedeutung verschiedenen Elementen. Man kann sie im einzelnen aus der kritischen Ausgabe des Textes¹⁴²⁾ leicht herauslesen, doch wollen sie für sich gewürdigt sein.

¹³⁹⁾ Ebenda Beilage IV (vom 19. Juli).

¹⁴⁰⁾ D r u f f e l IV, 490.

¹⁴¹⁾ Württ. V.-H. X, 81 (Beilage VIII) durch den Druck gekennzeichnet. E r n s t betont gewiß mit Recht den territorial-fürstlichen Geist, der die Kreisverfassung gestaltete; aber daß man sich gerade im Gebiet des alten Schwäbischen Bundes so rasch fand, ist gewiß kein Zufall.

¹⁴²⁾ D r u f f e l IV, 671. Meine Separatausgabe, Augsburg 1896. Verbesserungen zum Text habe ich zusammengestellt Gött. Gel. Anz. 1904, 2 (S. 135). Ungefähr gleichzeitig damit hat T u r b a (Über das rechtl. Verhältnis der Niederlande zum deutschen Reich, Wien 1903, S. 22, 1) nach den Pergamentoriginalen im Wiener Archiv fast dieselben Verbesserungen gegeben (S. 727 und 728 ist das „und“ zwischen „haab gütern“ zu streichen, 729, 2 „gegen demselbigen“ zu lesen); es ergibt sich daraus, daß der von mir absichtlich zugrunde gelegte offizielle Druck (die „Wirkungsform“ der Urkunde) mit den Pergamentoriginalen so gut wie buchstäblich übereinstimmt. [Vgl. jetzt: Der Augsburger Religionsfriede vom 25. Sept. 1555. Kritische Ausgabe des Textes mit den Entwürfen und der Königlichen Deklaration bearbeitet von K. B r a n d i, 2., erweiterte und verbesserte Auflage, Göttingen 1927.]

28 Brandi

1. Die Führung hat der Speierische Reichsabschied von 1544. Er war unehrlich geschlossen, bezeichnet aber mit dem, was er verhieß, zuerst die große Wandlung des Reichsrechts. Von 1521 bis 1530 handelte es sich in erster Linie immer um das Wormser Edikt, d. h. um das absolute Verbot. Es ist in keinen Reichsabschied aufgenommen, aber die Stände hatten doch beschlossen, „so viel ihnen möglich“ das Edikt zu halten (1524) oder „in sachen so das edict belangen möchten, für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kai. Mai. hoffet und vertrauet zu verantworten“ (1526). Auch 1530 nimmt der Kaiser wieder bezug auf sein „zu Wormbs ausgangen edict“. Freilich kontrastiert damit von 1522 an zweierlei. Zunächst die Bezugnahme auf ein Konzil, wie sie zuerst 1523 auftritt, da man beschließt¹⁴³⁾, „obgemelts christlichen *concilii* entscheidung zu gewarten“; 1524 soll sogar auf einer „gemeinen versammlung teutscher nation“ bedacht werden, „wie es bis zu anstellung eines gemeinen *concilii* gehalten werden soll“, und 1526 wird beides nochmals in Aussicht genommen; auch 1529 und sogar 1530 ist die Frist das Konzil. Zum zweiten aber findet sich seit 1529 der Landfriedens- und der Untertanenartikel; es soll (erst 1529, dann 1530) „kein stand den andern des glaubens halben vergewaltigen — noch auch seiner rent, zins, zehenden und güter entweren“; es soll auch keiner des anderen Untertanen in Schutz nehmen — „alles bei poen des kais. landfriedens“. 1530 trat dazu das Abzugsrecht der Untertanen. Allein es muß zu allen diesen Artikeln betont werden, daß sie weniger Zugeständnisse sein sollten als Maßregeln zum Schutz des Bestehenden; die Poen des Landfriedens steht beim altgläubigen Reichskammergericht.

Mit der Nürnberger Abmachung von 1532 beginnt eine neue Periode von Kompromissen, die bis 1544 reicht. Wegen der Türken, durch die vorzüglich König Ferdinand sich bedrängt sah, wurde den Schmalkaldischen zunächst geheim zugestanden, daß auf Antrag die Prozesse ruhen sollten. Der Frankfurter Anstand von 1539 gab dann allen damaligen Anhängern der Augsburger Konfession den Frieden wenigstens für sechs Monate. Im Regensburger Abschied von 1541 wird der „Nürnbergisch Fridstand“ bis zu Konzil, Nationalversammlung oder Reichstag verlängert; dadurch erhielt der jetzt breiter redigierte

¹⁴³⁾ W r e d e, Reichstagsakten III, 746.

Landfriedensartikel erst die Bedeutung eines Schutzes auch für die Konfessionisten; aber sein Schluß mit der Garantie für Kirchen, Klöster, Renten, Zinse und Untertanen¹⁴⁴⁾ läßt doch darüber keinen Zweifel, daß es dem Reichsrecht noch immer auf Schutz des Bestehenden ankam; den Protestierenden wird nur ein Stillstand bewilligt; sie sollen noch kein positives Recht haben. 1543 zu Nürnberg wurde der Regensburger Abschied, wenn auch verkürzt, im wesentlichen nur wiederholt.

Ein ganz anderes Bild aber gibt der Reichstagsabschied von Speier 1544, dessen Zustandekommen unter dem doppelten Zeichen der Türkennot und des Franzosenkrieges stand. Zwar sein Landfriedensartikel [82] stammt wörtlich aus dem Regensburger Abschied; die Frist ist auch jetzt noch gesteckt „bis zu vollkommener vergleichung in einem gemeinen frei christlichen *concilio*, nationalversammlung oder auf einem reichstag“; und angesichts des Widerstrebens einiger Stände erläßt der Kaiser diese Ordnung auch nur aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit“. Aber es ist etwas Neues, daß jetzt ausdrücklich zugestanden wird, „daß dieser zwispalt der religion anders nicht, dann durch christliche und friedliche vergleichung“ beigelegt werden soll; und ebenso neu ist die lange Reihe der Artikel über die geistlichen Güter, in denen zum erstenmal zugebilligt wird, daß „von solchen gütern die notdürftigen *ministeria* der kirchen pfarren und schulen, auch die almosen und *hospitalia* — versehen und bestellt werden, ohngeachtet wes religion die seien“; sollten sich Zweifel oder Streitigkeiten darüber erheben, so stehen doch solche nur zu schiedlichem Austrag. Endlich wird ausdrücklich der Augsburger Abschied und das gemeine Recht in Religions-sachen für die Stände augsburgischer Konfession suspendiert [94]. Der Speierische Abschied wurde noch 1545 bestätigt. Dann erfolgt der kaiserliche Friedensbruch.

Mit dem Augsburger Abschied von 1548 greift der Kaiser in beispielloser Rücksichtslosigkeit auf die Zeit vor den Friedständen zurück; es gibt eine kaiserliche Glaubens- und Kirchenordnung wie 1530. Der Standpunkt wird auch 1551 prinzipiell nicht verlassen. Von Nürnberg, Regensburg, Speier ist nicht mehr die Rede. „Der gegentheil

¹⁴⁴⁾ „es sollen auch die protestierenden niemand der anderen seiten zu sich bringen, bewegen oder ziehen, auch des andern teils untertanen in schutz und schirm nicht annemen, noch wider ire oberkeit verteidigen in keinen weg“ (Samml. d. Reichsabschiede II, 434).

hat“, so heißt es im Ausschreiben der Kriegsfürsten 1552, „als er seine gelegenheit ersehen, alle solche abschied, brieffe, zusage und vertröstunge anders gedeuttet, widerrufft, und gantzlich widder auffgehebt“ (A, II). So forderte denn Moritz zu Passau¹⁴⁵⁾ folgerecht und einwandfrei, daß „es der artikl halben frid und recht belangend gehalten werd nach laut und inhalt obgemelts speierischen abschieds des 44. jars“.

In der Tat, nicht nur in Passau, auch 1555 in Augsburg kam man, trotz aller Ausführungen des Reichsvizekanzlers Seld in seiner Denkschrift für den Reichstag¹⁴⁶⁾, auf den Speierischen Abschied von vornherein zurück. Mit den wörtlich aus ihm entlehnten Sätzen beginnen alle Entwürfe des Kurfürstenrats und damit auch der endgültige Text des Friedens; in den Artikeln 2, 7, 9, 10 und 11 schloß man sich mehr oder minder wörtlich an den Abschied von 1544 an.

2. Die nächstälteste Schicht, auf die man in dem Religionsfrieden stößt, wird bezeichnet durch die neuen Artikel des Passauer Vertrags. Und zwar ist in den wichtigsten Sätzen nicht der durch den Kaiser verstümmelte Passauer Vertrag vom 2. August 1552, sondern König Ferdinands Abrede mit den Ständen aus dem Juni¹⁴⁷⁾ zugrunde gelegt. Aus den Passauer Verhandlungen stammen die entscheidenden Artikel (3 und 4) des ganzen Friedens, in denen sich die Stände des alten Glaubens und diejenigen der augsburgischen Konfession gegenseitig versprechen, einander wegen der „Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien“ nicht zu bekämpfen und den Religionsstreit nur durch friedliche Mittel zum Austrag zu bringen (Speier); der Gedanke der Religionsvergleiche wird später wieder in wörtlichem Anschluß an die Passauer Abmachungen mit Artikel 12 nochmals aufgenommen, hier aber über Speier hinaus die überaus bedeutsame Sicherung vorgesehen, daß auch, „wo solche vergleichung nit erfolgen würde, alsdan nichtdestoweniger dieser fridstand bei kräften bestehen und pleiben“ soll. Auch im Schlußartikel des Friedens werden bestimmter und wirksamer als in Speier die alten Reichsabschiede aufgehoben und die Insinuierung des Religionsfriedens bei dem Reichskammergericht angeordnet, in allen Entwürfen vom April bis zur letzten urkundlichen Redaktion unter ausdrücklicher Berufung auf die passauische Vertragshandlung.

¹⁴⁵⁾ Druffel III, 1447, VI (S. 485).

¹⁴⁶⁾ Druffel IV, 401 (bes. S. 423).

¹⁴⁷⁾ Druffel III, 1447, XX (S. 506).

Es ist nun freilich neuerdings die Vermutung geäußert worden¹⁴⁸⁾, für die Formulierung des wichtigen Artikels 3 des Augsburger Religionsfriedens sei die genauere Vorlage in dem Heilbronner Bundesbeschuß vom 4. Oktober 1553 zu suchen, mit der Meinung, daß sich die Heidelberger Stände damals bemerkenswert genug „in bewußtem Gegensatz zur kaiserlichen Religionspolitik“ bewegt hätten, wozu sie dann durch Aufnahme in den Bund auch König Ferdinand verleitet hätten. Allein die Quelle für den Heilbronner Bundesbeschuß wie für den Augsburger Religionsfrieden ist in gleicher Weise jenes Gutachten des Königs und der Stände zu Passau vom Juni 1552.

Man vergleiche:

Passauer Abrede (Druffel III, S. 506).	Heilbronn (Druffel IV, S. 283).	Augsburg (Ebenda S. 725).
[1] das Kai. u. Kö. M. — keinen stand der A. C. — — — gewaltiger weis oder in andere wege wider sein conscienz gewissen und willen von seiner religion und glauben	verwanter stand den andern und derselbigen das ain jeder ainigungs-hintersassen und undertanen, bei seiner religion glauben kirchengebreuch ordnungen und ceremonien ru-ewiglich bleiben lassen und wider sein willen verstant conscienz oder gewissen nit dringen, beschweren, irren hindern noch verachten soll.	[3] sollen wir — keinen stand von wegen der A. C. — — — vergewaltigen oder in andere weg wider sein conscienz gewissen und willen von dieser A. C. religion glauben kirchengebreuch ordnungen und ceremonien tringen — beschwären oder verachten.
tringen oder — beschweren oder verachten;		[4] sollen die stende der A. C. — uns und churfürsten etc. — — bei irer religion glauben kirchengebreuchen ordnungen und ceremonien auch iren hab gütern unbeschwert pleibn und sie — ruiglich gebrauchen lassen.
[2] sollen auch der — kriegsübung verwandte — die andern stende — irer religion, kirchengebreuch ordnung und ceremonien, auch irer hab, gütter, — halben unbeschwert und sie derselben ruiglich gebrauchen — lassen.		

¹⁴⁸⁾ Turba a. a. O. S. 51.

Man sieht deutlich, wie die Häufung „religion glauben kirchengeborenen, ordnung und ceremonien“ in Heilbronn wie in Augsburg aus den reziproken Sätzen der Passauer Abrede zusammengesetzt ist, sich aber im übrigen der Religionsfriede in Aufbau und Wendungen viel unmittelbarer an die Passauer Urkunde hält.

Es steht kein Mittelglied zwischen Passau und Augsburg; vielmehr geht die gerade Linie von dem Ausschreiben der Kriegsfürsten über Linz und Passau nach Augsburg. Daß die Kriegsfürsten nach ihrem Manifest „keineswegs¹⁴⁹⁾ die Religionsfrage mit dem Schwert zu lösen gedachten“, ist doch nicht richtig; denn die Klage über Verfolgung der „wahren christlichen Religion“ steht nicht umsonst an der Spitze des Ausschreibens; die Fürsten fordern auch, daß sie „derowegen vor Gott und der welt nicht möchten verdachtet werden, ob wir gleich zu abwendunge solcher bedrangnuß des gewissens mit dem munde und auch mit der faust (so viel Gott gnade verliehe) trachteten“; der halb religiöse Verzicht darauf unter Heimstellung der Sache an „Göttliche Majestet“ und die demütige Bitte, „sein Göttliche Maiestat wölte uns und alle andere Christliche Potentaten durch seinen Heiligen Geist erleuchten“, darf danach nicht mißverstanden werden, so wenig wie es die Zeitgenossen getan haben. Der Religionsartikel steht in Moritz' Forderungen von Linz neben der Erledigung des Landgrafen wieder an der Spitze¹⁵⁰⁾. Freilich fehlt es noch an der präzisen Formulierung; man fordert zunächst nur Herstellung des Rechts von Speier. Auch in Ferdinands eigenmächtigem Bescheid von 28. April¹⁵¹⁾, der als Keim des Religionsfriedens zu betrachten ist, will allerdings „I. Ku. M. anstatt und in namen I. Kai. M. bewilligt haben, das I. Kai. M. auch hinfüro der religion und glaubenssachen halben mit der that keinen stand des hl. reichs beschwere noch dringe, sondern schirist einen gemainn reichstag halte“ zur Beratung über die Mittel der Vergleichung; aber nur bis dahin sollen die Kriegsfürsten und alle anderen Stände den vollen Frieden genießen.

Erst langsam gewann inmitten jenes Wustes kleinlicher Beschwerden

¹⁴⁹⁾ Bezold S. 839.

¹⁵⁰⁾ Druffel III, 1322, III, IV (S. 400). Allzuviel Rücksicht auf das katholische Frankreich liegt in dem feierlichen Bekenntnis zu Eingang des Manifestes jedenfalls nicht.

¹⁵¹⁾ Ebenda 1322, VI (404).

und aktueller Nöte die Forderung des unbedingten für und für währenden Religionsfriedens Gestalt. Für Passau lautet der kursächsische Entwurf „erstlich auf gemeinen friden der religion halben“. Aber noch in Moritz' Vortrag vom 1. Juni¹⁵²⁾ ist die wesentlichste Forderung die Restitution des Speierischen Abschieds, wenn auch daneben schon die neue Formulierung auftaucht, daß „sich der religion halbn die stend der A. C. zu irer Kai. M., auch kein stand zu dem andern etwas ungedigs unfrendliches etc. zu versehen“. In Verhandlungen zwischen Moritz und den Ständen wurde danach die Passauer Abrede entworfen, deren Redaktionen vom 6., vom 8. und 12. Juni schließlich die Idee des (wie Moritz sich in seiner Replik vom 8. ausdrückte) „beständigen fridstands zwischen den Kai. u. Ko. Majesteten, auch churfürsten, fürsten und stenden der teutschen nation bis zu endlicher gütlicher vergleichung der religion“ herausarbeiteten. Betont man heute gern, was Moritz nicht erreichte, so liegt darin doch ausgesprochen, wie sehr er führte; er erhob auch im einzelnen die wichtigsten Forderungen wegen der Versicherung des Friedens und wegen der Mitteilung an das Kammergericht. Das Bedenken der Stände vom 14. Juni führt schon unmittelbar in die Detailverhandlungen des Augsburger Reichstags hinüber.

Der Anschluß des Augsburger Religionsfriedens an die Passauer Abrede ist so eng, daß sogar die Form eines von zwei Kontrahenten geschlossenen Vertrags auch in dem Reichsgesetz erhalten geblieben ist. Auf der einen Seite stehen „der jetzigen Kriegsübung verwandte“ und überhaupt alle Stände der augsburgischen Konfession, auf der anderen Seite Kaiser, König und die der alten Religion anhängigen Stände. Dem Augsburger Religionsfrieden ist damit das Mal seiner Herkunft aufs deutlichste eingeprägt.

3. Die jüngste Schicht des Religionsfriedens umfaßt außer redaktionellen Wendungen und einigen sachlichen Konsequenzen des Passauer Vertrags vorzüglich den Komplex von Satzungen, die sich aus dem Problem der Freistellung ergeben haben. Diese Frage ist so bestimmt erst in Augsburg ins Auge gefaßt und diskutiert worden. Es dient aber wieder zur Charakteristik von Passau und Augsburg, daß man mit

¹⁵²⁾ Druffel III, 1447, VI (S. 485); zum folgenden vgl. bes. ebenda XIV (S. 498) und XX.

dieser neuen Frage in dem Verfahren der gleichgestellten Verhandlung nicht fertig wurde. Während Moritz in Passau schließlich eine klare Formulierung erzwang, vermochte man in dem Gleichgewicht der Stände zu Augsburg nur zu verzweifelt widerspruchsvollen Kompromissen zu kommen, deren Wirrwarr durch den ungleichen Wert von Abschied, kaiserlicher Vollmacht und königlicher Deklaration unlösbar wurde. Diese Dinge aber liegen jenseits der Linie, die unsere Studien begrenzt. Hier ist nur nachdrücklich zu betonen, daß trotz der kaiserlichen Verkürzung des endgültigen Passauer Vertrags schon die ursprüngliche Formulierung das bedeutendste Testament für die nächste Zukunft darstellte. Es war Moritz' Werk. „Denn so sind“, sagt Ranke¹⁵³) einmal, „die menschlichen Dinge beschaffen, daß sich durch Beratung und Gleichgewicht nicht viel erreichen läßt, nur eine überwiegende Kraft und ein fester Wille vermag haltbare Gründungen zu vollziehen.“

Was immer aber noch zu Augsburg zuwege gebracht worden ist, verdankte das Reichsrecht wiederum Kursachsen; denn sowohl die Energie der prinzipiellen Forderung wie das Verständnis für die Notwendigkeit von Kompromissen im letzten Augenblick wird 1553 wie 1552 durch einen Albertiner vertreten. Der erste Geschichtschreiber des politischen deutschen Protestantismus widmete damals sein großes Werk dem Kurfürsten August von Sachsen. Ihm gegenüber aber steht König Ferdinand als Vertreter der Reichsgewalt in Augsburg wie in Passau, seit Dezennien wegen der Türkennot zu Frieden und Zugeständnissen geneigt.

Die Mächte der älteren Geschichte sieht man nicht mehr. Von Papst und Kaiser geht kein Einfluß auf die Gestaltung der Dinge mehr aus. Beide waren wohl durch Gesandte vertreten, aber Spuren haben ihre Instruktionen und Forderungen in dem neuen Reichsgrundgesetz nicht zurückgelassen¹⁵⁴).

Man wird darüber einig sein, daß der Religionsfriede nie zustande gekommen wäre, wenn der Kaiser selbst den Reichstag geleitet hätte. Seine Starrheit wäre von Verhandlungen nicht berührt worden; jetzt

¹⁵³) Deutsche Geschichte I, 127.

¹⁵⁴) »*qu'il ne feroit rien — contre son devoir et sa conscience quand meme tout devoit se perdre.*«

weniger als in der Passauer Zeit, wo er seine Meinung deutlich genug gesagt hatte¹⁵⁵). Da er verzichtete, legte er das Schicksal des Reiches in die Hände Ferdinands, der durch die elementarsten Forderungen seines Fürstentums und seiner Dynastie seit Jahren andere Wege gehen mußte als der Kaiser.

Aber warum verzichtete der Kaiser? Etwa weil sein Schwäbischer Bund gescheitert war oder aus Furcht vor den Heidelberger Fürsten? Darauf haben wir die Antwort in den früheren Abschnitten gegeben. Oder weil die auswärtigen Verhältnisse sich besonders ungünstig gestaltet hätten? Sie waren schon lange nicht so günstig gewesen wie eben in diesen Jahren. Gegen Frankreich hatte man kleine Erfolge; in Italien herrschte der Kaiser unbestritten; der Papst war ihm wider Erwarten freundlich. England aber war nicht nur an des Kaisers Nichte gefallen und durch eine solenne Gegenreformation zur katholischen Kirche zurückgeführt, sondern sogar den habsburgischen Ländern durch Philipps Ehe und Krönung soeben eingefügt.

Was wäre wohl geschehen, wenn Moritz die Fürstenerhebung nicht organisiert und geführt hätte, oder wenn Moritz den Frankfurter Vertrag nicht angenommen und mit den Resten der Erhebung, wie sie sich im Markgrafen darstellten, nicht zu seinem Teil aufgeräumt hätte? Ohne Moritz hätten die Elemente von der Art des Albrecht Alkibiades das Feld beherrscht, und das Ende wäre unabsehbar gewesen.

Moritz hat gewiß nicht frei geschaffen; wie wir ihm kein großes Programm für die Zukunft glaubten unterstellen zu dürfen, so hat er auch das Erreichte erst im Kampf gewollt. Es war 1553 für ihn nicht viel anders als 1546. Der brennende Ehrgeiz und das Bewußtsein seiner Kraft trieben den Kurfürsten in immer neue Verlegenheiten und Nöte; aber seine Lösungen führten ihn ebenso rasch empor und 1553 freier

¹⁵⁵) Die Aufstellung von Turba (a. a. O. S. 249 ff.), daß der Religionsfriede vor der Übertragung der Kaiserwürde an König Ferdinand (14. März 1558) keine Rechtskraft erlangt habe, bedarf kaum umständlicher Erschütterung. Denn wenn im Passauer Vertrag für den neuen Reichstag das „ordentliche Zuthun“ des Kaisers stipuliert war, so konnte doch des Kaisers Verzicht darauf die Reichstagsbeschlüsse nicht entkräften. Zudem hat Karl seinem Bruder in dem bekannten Schreiben vom 8. Juni 1554 (Lanz III, 622) wahrhaftig genug umfassende Vollmacht gegeben; er gab sie *pour vous dire la cause sincerement, — seulement pour le respect du point de la religion, auquel jay les scrupules que je vous ay — declarez de bouche a Villach*; er wußte also, was kommen mußte.

und reiner als im Bruderzwist von 1546. Weit entfernt von dem schwungvollen Idealismus Philipps von Hessen, lernte er doch besser sich selbst und die Dinge in der Hand behalten. Das Bleibende in allen Wendungen seines Lebens war die Energie des Willens, mit der er die Formen der Geschichte aus der Trägheit des Beharrens erlöste.

Die Sache des protestantischen Fürstentums, die er mit skrupellosem Egoismus vertrat, war historisch gut und lebenskräftig; so erscheint er durchaus als die historische Persönlichkeit im Sinne der gestaltenden Kraft.

Gegenreformation und Religionskriege

Brandt, Karl, *Gegenreformation und Religionskriege*, Deutsche Reformation und Gegenreformation, zweiter Halbband. — Deutsche Geschichte, hrsg. von Erich Marcks II. Leipzig 1930, Quelle u. Meyer. 329 S. 10 Porträts.

Eine Selbstanzeige, wie sie altem Herkommen nach für die Mitglieder unserer Universität an dieser Stelle [in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen] die einzige Form der Besprechung darstellt, kann nichts anderes sein als ein Bekenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, intellektuell oder moralisch. Zufrieden ist schwerlich je ein Autor; also hat er die Dinge entweder nicht recht begriffen oder nicht völlig ausreifen lassen. Denn er befindet sich als Kritiker genau in demselben Vorteil wie der fremde Rezensent, daß er am fertigen Werk jeden Mangel erkennt, der am entstehenden, man möchte sagen, in der Bewegung verschwand. Und er sieht noch mehr, gemessen an dem, was ihm als Ideal vorschwebte.

Mir schwebte vor, einen historischen Zusammenhang einfach zu erzählen, weil ich glaube, daß nur die den Hergang nachbildende Erzählung der Form des Erlebnisses entspricht. Aber die Erzählung bedarf einer inneren Folgerichtigkeit, einer kausalen Verknüpfung und damit auch einer gewissen Breite. Versagt man ihr diese, so verkümmert sie bei komplizierten Zusammenhängen leicht zum andeutenden Gerüst. Denn die rationale Erkenntnis, die sie leitet, will alle Momente, die sie als wirksam erkannt hat, auch beibringen. Die Folge ist notwendig, daß entweder die Erzählung leidet oder die Wahrheit.

Nun hilft sich die Geschichtsschreibung von alters her auf ihre Art. Sie wählt. Nicht willkürlich, sondern genau wie die freie Erzählung unter bestimmten Gesichtspunkten. „Deutsche Geschichte“ wäre eine Unendlichkeit, aber „Gegenreformation und Religionskriege“ bedeuten Auslese des Entscheidenden unter diesen Gesichtspunkten.

Freilich möchte man mancherlei bedeutende und reizvolle Erscheinungen der Zeit, die zum mindesten auf ihrer Szene stehen, nicht missen; doch häufen sich damit die Schwierigkeiten der Komposition¹⁾. Man muß sich also in jedem Falle Beschränkungen auferlegen, wenn man das eigentliche Ziel nicht verfehlen will.

Dieses Ziel war für mich das Verständnis dessen, was wir Gegenreformation nennen, d. h. nichts Geringeres, als die Einsicht in Begründung und Wesen des neuzeitlichen Katholizismus in Deutschland. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß er sein besonderes Wesen erst gefunden hat in der Auseinandersetzung mit der Reformation. Protestantismus und Katholizismus in Deutschland sind mit- und auseinander entstanden. Wir begehen in diesem Jahre das Jubiläum der Konfessionen. Die *Augustana* war die erste welthistorische Konfession und ein sonderbarer Reflex davon wurde die „katholische Konfession“. Aber Katholizismus und Protestantismus sind historisch etwas viel Allgemeineres als die Konfessionen²⁾. Der Protestantismus umfaßt viele Konfessionen und der Katholizismus ist seinem eigentlichen Wesen nach überhaupt keine. Ich habe das Gefühl, daß eine verbreitete ideenmäßige Auffassung die Kirchen als Emanationen ihrer Bekenntnisse betrachtet, während doch das Bekenntnis in jedem Falle umgekehrt nur eine höchst unzulängliche Umschreibung der in den Kirchen lebenden Ideen darstellt. Noch mehr. Die Genesis der Konfessionen liegt eigentlich nicht im Religiösen, sondern in dem staatsrechtlichen Verlangen nach eindeutiger Unterscheidung — also etwa der Konfessionsverwandten in Augsburg 1530 von der bis dahin herrschenden Theologie —, aber auch von den Schwärmern und Täufern, in die

¹⁾ Albert Elkan, Entstehung und Entwicklung des Begriffs „Gegenreformation“ (Hist. Zeitschr. 112, 473) macht S. 491 darauf aufmerksam, daß E. Gothein (Staat und Gesellschaft der Gegenreformation. Kultur der Gegenwart II, 5) zwar sage, die religiöse Bewegung sei überall das maßgebende, aber in seiner Darstellung eigentlich daran scheitere! Richtig ist, daß sich der ungeheure Gehalt der Zeit weder unter dem Gesichtspunkt der religiösen Bewegung noch demjenigen von Staat und Gesellschaft ausschöpfen läßt. Das Kühnste ist Gotheins Versuch, die gemeinsamen Züge in den entgegengesetzten Bekenntnissen aufzuweisen.

²⁾ Vgl. jetzt den Abdruck meines Wittenberger Vortrags über Katholizismus und Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert (Zeitwende 1930); Auszug in den Forschungen und Fortschritten vom 20. Mai 1930; ich berühre mich damit in den obigen Ausführungen mehrfach.

man bekanntlich ihre Konfession erst hineinfragte³⁾. Die welthistorischen Gegensätze sind viel allgemeiner⁴⁾.

Die römische Kirche, gegen die sich die deutsche Reformation wandte, war die christliche Kirche schlechthin. Das bedeutete die ganze abendländische Welt- und Lebensordnung, das Gefüge von Denken, Fühlen, Organisation, Lehre, Kultus und Recht dieser historischen Einheit, alles umfassend und ganz universal, räumlich, zeitlich, sachlich. Gegen das Wesen dieser unverbrüchlichen, durch Macht regulierten, das alte römische Reich weiterlebenden Staats- und Ideengemeinschaft richtete sich der Protestantismus, der auch seinerseits älter war und mehr als eine Konfession. Denn seine Wurzeln liegen nicht nur im Theologischen, sondern ebenso stark im Politischen. Das Politische ist nicht „Förderung“ oder gar Wurzel des Theologischen, sondern die innere und die äußere Auseinandersetzung mit der römischen Kirche gingen schon jahrhundertlang Hand in Hand. Das wesentliche an Luthers Reformation war nur, daß der politische Kirchenkampf nie vorher, aber auch nie nachher, eine solche das Wesen der mittelalterlichen Kirche im Kern treffende Begründung gefunden hat, als durch ihn; und daß diese Begründung zugleich einen so hohen religiösen Reingehalt besaß. Die Kirche, die sich ihrem Begriff nach bis in die Staatspolitik der Päpste und bis in die Praxis des Ablasshandels selbst geheiligt hatte, wurde wirklich im Wesenhaften getroffen, als ihr die im Gewissen verbindliche Heiligkeit ihrer Institutionen aus Anlaß eines Einzelfalles rundweg abgesprochen wurde. Und das Positive, das Luther dagegen setzte, die Rechtfertigung aus der Gnade in unmittelbarster Beziehung des sündigen Menschen zu

³⁾ Erich Meißner, Die Rechtsprechung über die Widertäufer und die anti-täuferische Publizistik. Diss. M.S. Göttingen 1921.

⁴⁾ Es ist deshalb einer der Grundfehler in den vielumstrittenen Ausführungen von E. Troeltsch über die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt [Hist. Zs. 1906], daß er die rechtlich zu sehr verschiedenen Zeiten anerkannten, politisch aber unvergleichbaren Konfessionen des Luthertums und Calvinismus als „Altprotestantismus“ zusammenfaßt, alle anderen Bewegungen aber ausschließt, obwohl er ihnen im „Neuprotestantismus“ eine große Rolle zuschreibt. Die Betrachtung ist rein dogmengeschichtlich, verkennt die völlige Veränderung in den politischen Bedingungen des Katholizismus und rückt den Altprotestantismus viel zu nahe an ihn heran.

seinem Gott, bedeutete eine solche Verinnerlichung, eine solche Sammlung, eine solche Loslösung von allem Äußeren, daß darin das uralte Ideal der Eremiten und Mystiker mit dem tätigsten Leben in Welt und Familie zusammengehen konnte. Indem Luther „den Schwerpunkt in dem Verhältnis des Menschen zu Gott — die Rechtfertigung — aus dem periodischen Sakramentsempfang in jeden Augenblick des gegenwärtigen Lebens des Einzelnen zurückverlegte, schuf er unendliche Möglichkeiten der Heiligung des Daseins aus der Tiefe der Persönlichkeit“ (S. 137). „Alle Kasuistik der Einzelhandlungen unter obrigkeitlicher Verantwortung versank vor der einfachen Forderung eines in der Wurzel gottesfürchtigen Lebens.“

Die mittelalterliche Kirche war in ihrer letzten Entwicklung die denkbar höchste Steigerung des Kultischen und des Sozialen gewesen, insofern sie das ganze Leben in die eine große geweihte Ordnung hineingezogen hatte. Und der Protestantismus, als er sich gerade dagegen wandte, war umgekehrt die denkbar schärfste Ablehnung dieser „Kirchlichkeit“, insofern für das Seelenheil dieses alles, auch die Gemeinschaft, rein gar nichts mehr bedeutete. So mußten auch alle äußeren Bräuche, Räume, sichtbaren Kunstwerke unter diesem Gesichtspunkt ihren Sinn verlieren und verfallen, wogegen die aus dem Angstschrei oder der tiefen Seligkeit des ringenden Menschen strömende Musik erst recht ihre religiöse Weihe erhalten konnte. Es war doch in allem eine völlige Umkehr.

Daß so viel des Alten in den neuen „Kirchen“ blieb, ja, daß es überhaupt noch Kirchen gab, begrifflich und in Räumen, läßt sich nicht ebenso in zwei Worten erklären. Es hängt aber sehr stark mit den überkommenen bürgerlichen und staatlichen Lebensordnungen zusammen, an denen nun einmal so viel von der eben charakterisierten kirchlichen Weihe des Lebens hängengeblieben war.

Denn das Entscheidende im Durchbruch des Protestantismus war und blieb das Machtpolitische, der Kampf gegen die Beeinträchtigung der erwachenden Souveränität der Staaten durch die Kirche auf allen Lebensgebieten bis in die Wirtschaft, die Finanzen, die rechtlichen Ordnungen, ja bis zu rein außenpolitischen Machtrelationen. Und eben dieser Kampf um das Recht des Staates war nur in weltlichen Formen auszutragen. Seine Träger, Opfer und Nutznießer waren zunächst die

Fürsten. „Keinem der Reformatoren ist im Wechsel des Schicksals auch nur ein Haar gekrümmt worden. Des Kaisers Gefangene waren eines Tages die Fürsten, nicht ihre Berater oder Führer.“ Aber in der Prüfung zeigten sie, daß sie eben nicht nur Helden des Staates, sondern auch ihres Glaubens waren. In Deutschland war also der Kampf ein doppelter; er richtete sich gegen das Reich wie gegen die Kirche. Und doch, nie stand das Reich größer da, als in den Jahren der Reformation, da bei ihm die Entscheidung lag über die heiligsten Dinge; nie war es freilich auch tiefer zerfallen, als nach dem Religionsfrieden auf dem Reichstag von 1555, der zwei Konfessionen gegeneinander stellte und zum Überfluß auch diesen Frieden der Auseinanderordnung noch so unvollkommen gestaltete, daß es nun erst recht zum Entscheidungskampfe kommen mußte. Der Gegensatz der Zeiten ist damit reichspolitisch am klarsten ausgedrückt.

Darüber sind wir bei dem Problem der Gegenreformation angelangt. Das Wort tritt, wie der zu früh verstorbene *Elkan* 1914 nachgewiesen hat, zuerst bei dem Göttinger *Pütter* auf, der 1762 noch „einem alten Brauch folgend nur von katholischen Reformationen spricht“, 1776 aber schon im Singular von Gegenreformation redet und damit faßt unbewußt den Periodenbegriff einführte⁵⁾. Fragt sich nur, was darunter zu verstehen ist. Was die einzelnen Autoren in den inzwischen verflossenen 150 Jahren darunter verstanden haben, ist ziemlich gleichgültig; — in dem Wort „Gegenreformationen“ lag jedenfalls als ursprünglicher Sinn eine Bezeichnung für die meist gewaltsamen Gegenbewegungen in den einzelnen Gebieten des Reiches gegen die schon eingeführte oder wenigstens eingedrungene Reformation als geistige oder kirchliche Haltung.

Die Voraussetzung für diese historisch im ganzen richtige Vorstellung ist das Eingreifen der Obrigkeit gegen die Überzeugung ihrer Untertanen. Aber wer war diese Obrigkeit? *Ranke* meinte am Ende seiner Darstellung der Reformation (V, 362): „So viel hatte Karl V

⁵⁾ S. 486 meint *Elkan*, *Ranke* habe zuerst von einer Epoche der Gegenreformation gesprochen und zitiert dafür den Schlußabsatz von *Ranke's* Reformationsgeschichte (V, 362). Die Tatsache ist gewiß richtig, aber das Zitat bei *Elkan* ist an der entscheidenden Stelle leider falsch. *Ranke* spricht auch hier, wie sonst, noch von Gegenreformationen: „Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformationen“.

doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.“ Das ist mindestens sehr übertrieben. Denn gerade Karls V Auftreten und Erfolge drängten lange Zeit etwa das Wittelsbätsche Haus umgekehrt auf die Seite der protestierenden Fürsten. Es ist also nicht so sehr der „spanische Kaiser“ gewesen als vielmehr etwas anderes innerhalb des deutschen Volkes selbst. Gewiß haben mehrere katholische Fürsten, wie Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, an der Seite des Kaisers Partei genommen, älteren politischen Gruppierungen entsprechend. Aber für die Wittelsbacher in der Pfalz und in Bayern gilt das keineswegs. Im Grunde auch nicht eigentlich für die meisten geistlichen Fürsten, denen bei einiger Entschlossenheit in der Säkularisation ganzer Fürstentümer mehr winkte, als den weltlichen Herren durch allerlei Kirchengüter.

Die Frage ist weiter: war es nur Beharrung und Ablehnung des Neuen oder waren es verjüngte Kräfte, die aus der alten Kirche beizzeiten und mit positivem Gehalt auch in die deutschen Lande einströmten? Ich denke, beides. Jedenfalls sind wir hier an der entscheidenden Stelle. Wir beobachten nebeneinander die konservative Richtung einiger Fürsten und eine neue Kirchlichkeit, die sie bald stützen sollte. Beginnen wir mit der letzteren. Woher kamen diese neuen Kräfte und was waren sie ihrer Art nach?

Meine Antwort lautet zunächst wie bei *Maurenbrecher*, *Geschichte der katholischen Reformation* (1880) und bei *Gothein*, *Loyola* (1895): aus Spanien; aber doch sehr viel vorsichtiger. Maurenbrechers bestimmte Formulierung: „Das Beispiel Spaniens mußte die anderen Länder Europas zur Nachfolge ermuntern“, ist viel zu grob. Die richtige Abgrenzung zwischen dem Anteil Italiens und Spaniens ist mir bei einem kurzen Aufenthalt in Spanien neuerdings noch viel problematischer geworden. Das Staatskirchentum Spaniens war gewiß sehr entwickelt, bewegte sich aber doch nur in denselben Richtungen wie in England und in den deutschen Territorialstaaten. Und der Stärke dieses Staatskirchentums entsprach auch in Spanien die Neigung zur Opposition gegen die Kurie; ganz bewußt habe ich die Figur des Diego Mendoza, Träger der Proteste Karls V gegen die Kurie in Sachen des Konzils, gleich am Anfang wie ein Symbol herausgestellt. Auch die spanischen Bischöfe gehörten zu den für die Kurie unbequemen Ele-

menten auf dem Konzil; von Karls V wiederholten Konflikten mit den Päpsten seiner Zeit gar nicht zu reden.

Was aber die innere Richtung der spanischen Frömmigkeit und Disziplin betrifft, so sind gewiß die geistige Haltung der heiligen Theresa und vollends des Jesuitenordens überaus wichtig geworden. Indessen der letztere ist erst durch die Approbation und den Einfluß der römischen Kurie hindurchgegangen und in mannigfachen Verschmelzungen mit dem Geist der Renaissance zur Auswirkung gekommen. Diese Wechselwirkung zwischen Spanien und Italien erfordert doch größere Beachtung, als sie bisher gefunden hat. Ich verdanke dem lehrreichen Buch von *Georg Weise*, *Spanische Plastik* (II. 1927) die verstärkte Einsicht darin, wie sehr schon die Frührenaissance, vollends die Hochrenaissance, nach Spanien hinübergewirkt haben. Neben niederländischen Einflüssen sind also zeitig italienische zu beobachten. Noch wichtiger, daß gerade um die Mitte des Jahrhunderts, also zu dem Zeitpunkte, da man in die Periode der Gegenreformation gerät, das altspanische Empfinden auch in der Kunst von dem „Romanismus“, ich würde sagen von der klassischen Hochrenaissance, geradezu verdrängt worden ist.

Und eben darin liegt ein Zug von viel allgemeinerer Bedeutung. Gerade im Hinblick auf Spanien und Italien sieht man, wie die erste Hälfte des Jahrhunderts überall in Europa ein religiöses Gesicht zeigte. Die Welt, aus der die Reformation geboren wurde, war unendlich reich an innerem Verlangen, an geistiger Schärfe, an Mut zum Bekenntnis. Das gilt von den Alumbrados in Spanien bis zu den Schwärmern in Deutschland und in den Niederlanden. Das gilt auch von den Italienern der ausgehenden Renaissance; auf den Platonismus hat sich wirklich ein innerliches religiöses Interesse aufgebaut, für das die Gedichte des späten Michelangelo denkwürdig bleiben. Die religiösen Persönlichkeiten, von denen die Welt damals wimmelte, gerieten bezeichnenderweise fast überall, in Spanien und Italien so gut wie in Deutschland, in Konflikte mit den kirchlichen Gerichten, mit der Inquisition. Die Kreise um die heilige Theresa sind davon so wenig verschont geblieben wie die Kreise um Morone und Contarini in Italien.

Um die Mitte des Jahrhunderts aber wurde es überall still davon. Schon *Ranke* hatte erkannt (Zur Geschichte der italienischen Kunst, 1878 S.W. 51/52), daß „die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe

29 Brandi

vielfach geändert hatte“. *Elkan* nimmt das auf. *Weise* bestätigt es auf das eindringlichste für Spanien. „Philipps II Regierungsantritt bedeutet für Spanien auf geistigem und religiösem Gebiet die Reaktion strenger Uniformität und Glaubenszucht gegen das fröhliche Wuchern individualistischer Triebe.“ „1559 fand in Valladolid das erste Auto-dafé statt, bei dem vierzehn Personen verbrannt wurden, darunter mehrere vornehme Damen und ein ehemaliger Hofprediger Karls V.“ Überall ist charakteristisch die „innere Wandlung vom mystischen Subjektivismus zur Aktivität“ (S. 195) — wie im Jesuitenorden. Dazu eine wachsende Neigung für das Höfische, Distanzierte, Getragene, Heroische. Fray Juan de los Angeles († 1609) preist die berühmten Heiligen als Helden und Ritter an der Tafelrunde, *los generales y capitanos del pueblo cristiano y los de la mesa redonda*. Die alt-spanische Ekstase, die später wieder durchbrechen sollte, wurde auf fast zwei Menschenalter verdrängt. Philipp II lehnte auch Greco ab. Er beschäftigte als Maler nur Romanisten. Am Escorial liebte er das große Pathos der Hochrenaissance, weitab von den spanischen Plateresken. Nun steckt freilich in dieser italienischen Hochrenaissance nach ihrem eigenen Geständnis, etwa im Cortegiano, allerlei spanischer Geschmack. Allein die große Linie ihrer Entwicklung war unabhängig davon und in Italien seit Generationen vorgezeichnet. Man war überall von dem lebendig Bewegten auf das Gehaltene, auf das Großartige, schließlich auf das Akademische gekommen⁹⁾. Darin aber liegt wieder ein Allgemeines, das sich im ganzen Bereich der Gegenreformation darstellte: der Sinn für Einheit, Ordnung und *Decorum*, für Autorität, Führung und Unterordnung. Die disziplinären Kräfte wurden zunehmend mehr betont, als die religiös-persönlichen.

Diese gesteigerte Bedeutung der Disziplin rückt naturgemäß auch für den Historiker diejenige Stelle in den Vordergrund, bei der die Leitung der Kirche lag, die römische Kurie. Hier glaubte ich noch bestimmter einsetzen zu müssen. Zwar nicht mit der allgemeinen Haltung der Päpste — die war zu sehr politisch belastet und persönlich differenziert. Wohl aber mit der Leitung des Konzils, die durch drei

⁹⁾ Die Kunst der Gegenreformation behandelte zuerst M. Reymond, *Revue des deux mondes* 1911; seither W. Weisbach, *Der Barock als Kunst der Gegenreformation* (1921); doch gehe ich auf die Einwendungen Pevsners hier nicht ein; auch Weise setzt sich damit auseinander.

Dezennien hin eine bewunderungswürdige Folgerichtigkeit zeigte und schließlich eine ungeheure Erstarkung des Systems der römischen Kirche bedeutete. Unter Verzicht auf Tageserfolge wurde hier ganz entschlossen der Weg beschritten, der im Vaticanum enden mußte. Mehr noch, als selbst *Pastor* seiner ganzen Auffassung nach erkennen konnte, glaubte ich die diplomatische Umsicht der Konzilsleitung hervorheben zu müssen. Sie hat der Kurie Dogmen und Disziplin uneingeschränkt gesichert. Ich weiß wohl, daß ich mit der starken Betonung der taktischen Konzilsleitung die Ökonomie der Darstellung nach einer Seite stark angespannt habe. Doch war ich überzeugt, damit das wichtigste Moment in dem neuen politischen Aufbau der Kirche betont zu haben. Diese überlegene politische Klugheit war ein Erbe der Renaissance, doppelt altrömische Tradition.

Die Frage also nach der Herkunft der von außen her nach Deutschland einströmenden Kräfte beantworte ich so, daß sie vorwiegend aus Italien stammen, von der Kurie eingesetzt und geleitet. Spanischer und italienischer Geist hatten sich auf verschiedenen Stufen durchdrungen, doch war zuletzt der italienische durchaus führend geworden. Damit ist auch das Wesen dieser Kräfte bezeichnet. Es ist politisch im eigentlichen Sinne; daneben mehr kultisch als religiös, aber eben deshalb im Besitz der ganzen bis aufs äußerste gesteigerten Pracht und Klarheit der Hochrenaissance mit ihrer Tendenz auf eindringlichste Sichtbarkeit und allgemein gültige Form. Wie nahe sich das alles mit höfischen Stimmungen berührte, wie sehr es dem modernen Fürstentum wahlverwandt war, liegt auf der Hand. Deshalb das große Interesse, das der Jesuitenorden an dem adeligen Nachwuchs nahm, an dem Einfluß auf die Fürstenhöfe durch Beichtväter und Erziehungsanstalten. Durch die neuen Orden der Jesuiten und der Kapuziner lebte der politische Adel der Renaissance weiter in einer Politik größten Stils.

Bedarf es noch eines Hinweises darauf, wie sehr dieses alles auch der deutschen Entwicklung gemäß war? Der gemeine Mann, sogar das Bürgertum der Städte waren dem Fürstentum fast überall unterlegen. Der höfische Stil, seine Ansprüche und Mittel drückten nun auch den kleinen Adel unaufhaltsam hinab.

Damit berühren wir schon die besondere politische Lage in den deutschen Fürstentümern, an denen sich die alte Kirche, jetzt als neuer Katholizismus wieder aufrichtete. Es sind, von kleineren abgesehen,

vor allem das bayrische und die habsburgischen. Daß irgend welche äußeren Vorteile diese Fürstentümer primär bei der alten Kirche festgehalten hätten, wird man nicht mehr sagen dürfen. Ihre Fürsten sind nur innerlich zumeist von der kirchlichen Reformation in keiner Form berührt worden. Die einzige Ausnahme unter den Habsburgern, Maximilian II, verdient deshalb in der Tat das ihm stets entgegengebrachte Interesse. Bei ihm, dem Schwiegersohn Karls V, ist an der lutherischen Glaubensrichtung gar nicht zu zweifeln, aber eine gewisse Weichheit und der starke Druck, der zeitlebens auf ihn ausgeübt wurde, insbesondere die Hoffnung auf Nachfolge seiner Söhne in Spanien haben ihm mehr Zurückhaltung auferlegt und mehr Entgegenkommen abgenötigt, als es eigentlich in seiner Meinung lag. Maßgebend dafür war freilich auch das völlige Versagen der protestantischen Fürsten auf seine sehr vertrauliche Werbung, wessen er sich bei ihnen zu versehen habe. Die Unklarheit seiner tatsächlichen politischen Haltung, das hohe Maß ungesicherter Zugeständnisse an die Stände seiner Erblande hat ein gut Teil der späteren Verwirrung in diesen Landen und den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gerade in Böhmen mit verschuldet.

Aber die Wittelsbacher in Bayern haben in keinem Gliede geschwankt. Die alte Geschlossenheit des bayrischen Fürstentums, tüchtige und tatkräftige Räte wie Leonhard von Eck, dann freilich auch eine Häufung von Umständen, alle geeignet, das Fürstentum in seiner konservativen Politik zu bestärken, das Fehlen großer Städte mit einer wirklich elementaren lutherischen Bewegung, bald auch allerlei Vorteile wie die Förderung des fürstlichen Hauses durch Erwerb geistlicher Fürstentümer wirkten zusammen. Im einzelnen auch die Aussicht auf Einverleibung kleiner reichsfreier Gebiete; gerade dafür ist die Regierung Albrechts V lehrreich. Hier wirkte im richtigen Augenblick selbst brutale Entschlossenheit Wunder. Die Umkleidung aller dieser rein politischen Maßregeln mit kirchlicher Verdienstlichkeit, insbesondere die Pfründenhäufung in den Händen nachgeborener Prinzen, von der Kurie gegen alle Gesetze des Trienter Konzils mit erstaunlicher Weitherzigkeit geduldet, ließen in Bayern die Triebkraft des politischen Protestantismus um so weniger zur Entfaltung kommen, als im Grunde ja der weltpolitische Erfolg der Reformation, die Zerschlagung jener großen politischen Kirchengemeinschaft naturgemäß auch den katholisch gebliebenen Fürsten zugute gekommen war.

Indessen ist gerade Bayern auch für die innerlichen Züge der Gegenreformation das wichtigste Fürstentum geworden. Der gar nicht sehr religiöse Albrecht V war überaus kunstliebend. Höfische Pracht und das Kirchentum der Renaissance gingen bei ihm und seinen Nachfolgern vortrefflich zusammen. Unter diesen erfolgte dann auch die Vertiefung. Wilhelm V und Maximilian I haben Außerordentliches an Devotion geleistet; sie wurden wirklich Idealfürsten im Sinne der Gegenreformation. Nicht nur in der Pflege des Gottesdienstes und der klösterlichen Niederlassungen, sondern wirklich in der inneren Beziehung ihres ganzen Lebens auf das Jenseits unter kirchlicher Führung. Und eben diese Richtung suchten sie in einer obrigkeitlich disziplinären Überwachung ihrem ganzen Volke mitzuteilen, darin die Idee der mittelalterlichen Kirche im kleinen und mit gesteigerter Intensität wiederholend. Gleichwohl war vieles darin neu; diese Kirchlichkeit war jetzt vor allem charakterisiert durch ihre Gegensätzlichkeit gegen den Protestantismus; sie war deshalb unendlich viel starrer als das vielgestaltige, harmlosere, frei blühende, oft genug wild wuchernde mittelalterliche Kirchenwesen.

Die großen Kämpfe der Gegenreformation lagen erst da, wo bei Adel, Bauern und kleinen Bürgerschaften lutherische Stimmungen, zum Teil feste Glaubensmeinungen und stellenweise sogar ein geordnetes lutherisches Kirchentum eingezogen waren und nun von einer sich an römischen, spanischen, bayrischen oder jesuitischen Anschauungen messenden Obrigkeit nach altem Ketzerrecht gewaltsam ausgerottet wurden. Das war der Fall in Steiermark, in Ober- und Niederösterreich, öfter verbunden mit blutigen Bauernunruhen; zuletzt in Böhmen. Aber der böhmische Krieg wäre schwerlich so glimpflich für das Haus Habsburg und die katholische Kirche ausgegangen, wenn nicht die Gegenreformation inzwischen auf bequemerem Kampfplätzen die umfassendsten Erfolge errungen, und wenn nicht seinerseits der Protestantismus in diesen Generationen fast völlig versagt hätte.

Damit sind zwei durchgehende Ideen oder politische Bedingungen bezeichnet, die für den weiteren Aufbau einer Geschichte der Gegenreformation grundlegend werden mußten. Die bequemen Kampfplätze lagen in den geistlichen Fürstentümern, in denen die Reformation zwar eingedrungen war, aber doch nicht eigentlich ursprüngliche Kraft besaß, wie in Augsburg, Würzburg und Fulda. Hier nimmt Julius

Echter von Mespelbrunn, der erst um Fulda kämpfte, dann Würzburg reformierte, eine wichtige Stelle ein; an seiner Seite stehen die Jesuiten, so gut wie im Stifte Augsburg, im Mainzischen und Paderbornischen. Schwieriger schien der Kampf um das Erzstift Köln. Allein die Tage des ersten Hermann von Wied und seiner theologischen Berater sind nicht wiedergekehrt. Die Motive des Gebhard Truchseß, sein Liebeshandel mit der Gräfin Mansfeld, hatten so wenig werbende Kraft, wie der vertrocknete Protestantismus seiner Freunde. Dagegen bedeutete die Nachbarschaft der Niederlande mit ihrem Lebenskampf um die Existenz des Staates, mit stehenden Heeren und Generalen eine ungeheure Rückenstärkung namentlich auf Seite der Altkirchlichen. So konnte es geschehen, daß selbst ein persönlich so geringwertiger Prätendent wie Herzog Ernst von Bayern in einem gerade durch die mangelnde Energie verwüstend gewordenen Kriege zu seinen übrigen Pfründen von Freising, Hildesheim und Lüttich auch noch das Erzstift Köln gewann und behauptete.

Die Herstellung des alten Kirchentums und die Vernichtung aller Ansätze und Anwandlungen zum Protestantismus in Bayern, Steiermark und den beiden Österreich war die erste Phase der Gegenreformation gewesen — Vorgänge, an die sich der Name Gegenreformation zunächst angelehnt hatte. Die Rückgewinnung geistlicher Fürstentümer, insbesondere Kölns, bezeichnete die zweite Phase. „Hier bedeutete Gegenreformation in erster Linie die Behauptung des Fürstensitzes selbst bei der katholischen Kirche und dann erst des Landes durch den katholischen Bischof. Dabei stellten die Bistümer insofern etwas verheißungsvoll Neues dar, als hier der Landesherr und Bischof in einer Person in der Lage war, das öffentliche Kirchenwesen zugleich zu kräftigen und zu vertiefen.“ Bei Bischof Julius von Würzburg sind Ansätze dazu erkennbar — ein Kirchenstaatswesen, das dann doch in der Keimung wieder verdorrte, nicht zum wenigsten infolge der Begleiterscheinungen rein politischer Art. Denn der Kampf war nun schon eine rein staatspolitische Aktion, nur möglich in Anlehnung an die großen katholischen Mächte der Zeit, Spanien, Österreich und Bayern. Ja, die „Sicherstellung der zurückgewonnenen Positionen konnte trotz der scharfen Gebote des Trienter Konzils nur erfolgen durch Zusammenfassung ganzer Bündel von Diözesen in den Händen junger, vielfach wenig kirchlicher Fürstensöhne. Insofern ist

in den geistlichen Fürstentümern gerade über dem erfolgreichen Kampf darum schon jetzt die Gegenreformation als geistige Erneuerung zum Stehen gekommen“ (S. 215).

Gleichwohl trat die Gegenreformation noch in eine dritte Phase ein als europäische Bewegung. Auf die Entwicklung der Dinge in Bayern hatte die große Politik gar keinen Einfluß gehabt; auf Österreich und Steiermark, wie wir gesehen haben, nur einen geringen. Dasselbe gilt von dem Kampf um die oberdeutschen Bistümer. Nur bei Straßburg spielte bereits die französische Politik von Lothringen her hinein. Bei Köln war die Nachbarschaft der Niederlande mit entscheidend geworden. Allein das europäische Moment trat in viel größeren Zusammenhängen hervor und kann nicht voll begriffen werden ohne ein Verweilen bei dem Schicksal des Protestantismus.

Er war in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland wirklich erstarrt, denn der Calvinismus, der nach Frankreich, in die Niederlande und nach England so viel frische Initiative brachte, diente in der Pfalz nur zur tieferen Verfeindung mit Kur-sachsen und zur weiteren Verkümmern der Theologie in den Buchstaben. So blieb die naheliegende Beteiligung der deutschen Fürsten an den niederländischen und französischen Kämpfen gelähmt, denn das Luthertum hatte erst recht keine Neigung zum Eingriff. Gleichwohl behielten diese Kämpfe auch für Deutschland ihre Bedeutung. Sie dienten unter anderem der spanisch-österreichischen und der bayrischen Partei zur Aufmerksamkeit und Sammlung; sie dienten vor allem in dem verwirrenden Spiel des spanisch-französisch-englischen Systems zu jener sonderbaren Entkonfessionalisierung der französischen Außenpolitik, die im Dreißigjährigen Kriege so verhängnisvoll werden sollte. Die Politik erlebt es immer wieder, wie verderblich eine im eigentlichen Streitpunkt indifferente, sonst aber ehrgeizige Macht auf den Geist der Gegensätze und den Stil der Koalitionen wirkt. Frankreich stumpfte die Gegensätze nicht in ihrer Schärfe, aber in ihrer Reinheit ab und trieb darüber selbst die erfolgreichste Machtpolitik.

Die europäische Gegenreformation erlebte die Niederlagen der Spanier in den Niederlanden wie gegen England, gelegentlich auch in Italien. Aber sie erlebte nicht minder das Erstarken des neuen politischen Katholizismus in Deutschland einschließlich Österreich-Ungarns und Böhmens. Das hatte seine Wirkung auch für Polen und seine

Bedeutung bis nach Schweden. Die deutschen Kämpfe sind also in gewissem Sinne unabhängig, und doch nicht verständlich ohne Beachtung ihrer Verquickung mit den europäischen Gegensätzen. Die Möglichkeit für die spanische Macht, Frankreich noch enger und einheitlicher zu umklammern, als in den Tagen Karls V wuchs in jahrzehntelanger Politik, insofern jetzt wenigstens die südlichen Niederlande rein spanisch waren, Trier von hier aus beherrscht wurde, die Pfalz in den ersten Verwickelungen des Dreißigjährigen Krieges besetzt, das Elsaß auf Grund der Hausverträge angestrebt und der Paß vom Oberrhein durch das Veltlin nach Mailand hin wiederholt gesichert wurde, Mailand selbst und Savoyen unter spanischer Verfügung standen.

Am Niederrhein aber bildete der Streit um das erledigte Jülich-Cleve und die Beteiligung Brandenburg-Preußens daran eine erste Verklammerung westeuropäisch-rheinischer Politik mit der osteuropäisch-baltischen. Als Heinrich IV von Frankreich hier kurz vor seinem Tode einzugreifen drohte, schien ein politischer Strudel in der Entstehung, von dem niemand ahnen konnte, was alles in ihn hineingezogen werden würde. Statt dessen begann fast überraschend der große seit Jahren drohende Kampf in einem anderen Winkel des Reichs, in Böhmen — letzten Endes infolge der Unklarheiten und Sonderbarkeiten Maximilians II und seiner Söhne.

Das Reich befand sich seit dem Religionsfrieden in einem verdeckten Kriegszustand; die Streitpunkte waren formuliert, nicht gelöst. Sollte die Arrondierung der Territorien politisch und konfessionell ihren Fortgang nehmen oder nicht? Sollten die geistlichen Fürstentümer, auch die längst von den benachbarten protestantischen Fürsten durch ihre jungen Prinzen in Administration genommenen Stifter gleichwohl Besitztitel der alten Kirche bleiben? Die europäische Gruppierung und diese Streitpunkte sprengten schließlich das Reich auf dem Reichstage von 1608. Noch in Jahresfrist folgten die politischen Bündnisse der Union und der Liga — mehr Kriegsbereitschaften als organische Verbindungen. Eben darin lag ihre große Gefahr. Sie hatten beide keine aufbauende Kraft, bedeuteten nur das organisierte Mißtrauen, den Aufmarsch — man wußte nicht, wozu.

Die Antwort kam über Nacht. Die Liga stieg mächtig auf mit den wieder versöhnten Häusern Bayern und Österreich. Gemeinsam siegten sie in Böhmen, nicht zum wenigsten wiederum infolge des

völligen Versagens der Lutheraner. Sachsen ging in alter Tradition mit dem Kaiser. Und eben die Doppelnatur der kaiserlichen Politik, die sich teils als österreichisch-böhmische Macht, teils als habsburgisch-europäische, teils altkaiserlich gegen die Stände des Reichs orientierte, verwirrte das Spiel heillos und stellte ererbte Treue, vernünftige Einsicht und politische Berechnung auf immer neue Proben. Im Grunde genommen waren es doch nur zwei Probleme, um die sich alles drehte. Das eine war die Machtstellung des Hauses Habsburg, zunächst in den Erblanden — schließlich aber doch erst recht in Spanien. Dagegen stemmten sich auch katholische Reichsfürsten, wie Bayern und katholische Mächte, wie Frankreich; mehr als einmal näherten sie sich einander. Das andere war die Säkularisation der mittel- und norddeutschen Stifter in den Händen protestantischer Administratoren aus den benachbarten Fürstenthümern; hier waren es nicht das Haus Habsburg, sondern gerade so wie im böhmischen Krieg, der katholische Kaiser und mit ihm Bayern, Spanien und die römische Kurie, die mit aller Macht für die Erhaltung der geistlichen Fürstentümer bei der alten Kirche und damit für das Stimmenverhältnis auf dem Reichstage kämpften. Bot sich ihnen die Möglichkeit, so waren sie alle geneigt, das Äußerste zu wagen. Im Restitutionsedikt von 1629 wurde wirklich der letzte Schritt getan, nicht nur als grundsätzliche Verhinderung einer legalen Säkularisation gemäß dem Religionsfrieden von 1555, sondern umgekehrt die gewaltsame Zurückführung der stillschweigend verlorenen Stifter in den katholischen Besitz.

Das rührte auch an die dänischen Interessen, denn der König von Dänemark war als Herzog von Holstein an dem Besitz verschiedener niederdeutscher Stifter mit interessiert. Soweit aber das Restitutionsedikt Ausdruck eines allgemeinen Sieges kaiserlich-katholischer Waffen war, die bereits an die Ostsee vordrangen, berührte es auch die zweite große nordische Macht, Schweden. Die Dinge gingen vollends zusammen infolge der in Polen herrschenden Gegenreformation und der Gefahren, die von der polnischen Linie des Hauses Wasa jeden Augenblick auch Schweden drohten.

An diesem Punkt der Darstellung habe ich die politischen Schicksale und die Versuche einer Gegenreformation in Ungarn, Polen, Rußland und Schweden dargestellt, um den osteuropäischen Hintergrund zu gewinnen. Nicht aber den Untergang der Hanse. Ich empfinde es

selbst als eine Schwäche, daß zu dem Aufstieg der Fürsten das Sinken der Städte nicht in den entsprechenden Kontrast gesetzt ist, etwa so wie die Wullenweberepisode in der Reformationszeit. Da in den europäischen Bündnisverhandlungen, insbesondere den spanisch-habsburgischen Entwürfen, aber auch in England und den Niederlanden, die Seestädte und der Handelskrieg noch einmal eine wenn auch bescheidene Rolle gespielt haben, so wäre eine organische Verflechtung der Erzählung über die letzten Möglichkeiten hansischer Politik, aber auch kaiserlicher Politik im Baltikum einschließlich Litauens, wohl möglich gewesen. Entscheidende Bedeutung freilich haben diese Dinge am Ende doch nicht gehabt.

Nur Schweden wurde schicksalhaft für die deutsche Geschichte. Gustav Adolf spielt praktisch im Nordosten eine ähnliche Rolle wie Frankreich im Südwesten. Die Rettung des deutschen Protestantismus und die Gefahr für das Deutsche Reich gehen unlösbar durcheinander. Mein Urteil, daß Gustav Adolfs Tod bei Lützen „ebenso für Deutschland, wie für seinen Nachruhm eine Gnade des Schicksals“ gewesen sei, ist gewiß anfechtbar, doch sollte es nicht mehr sein, als eine Beleuchtung der Lage. Schließlich bleibt es ein müßiges Beginnen, den Gedanken nachzuhängen, was alles hätte eintreten können. Ähnliches gilt von Wallenstein. Daß er im letzten Jahr gesunde und fruchtbare Gedanken gehabt hat über eine große Pazifikation und die Befreiung der deutschen Lande, ist nicht wohl zu bezweifeln. Die rechten Wege zu diesem Ziele aber hat er nicht eingeschlagen. Sein Bild gewinnt und verliert mit jeder neuen Veröffentlichung. Immer wieder treten seine Intelligenz und sein Weitblick hervor; nicht minder sein kalter Egoismus, der durch den „fatalen“ Zug einer früh ermüdeten Entschlußkraft nur leicht verhüllt wird. In dem aufregenden Gegenspiel des Schwedenkönigs und des kaiserlichen Generals wird man immer den einzig wirklich dramatischen Höhepunkt dieser an innerer Tragik gewiß überreichen Zeit erkennen.

Unter den guten Porträts, die der Verleger auch diesem Bande beigegeben hat, befindet sich das Wallensteinporträt der Liechtensteingalerie, das man so gern akzeptieren würde. Leider ist es nicht unbezweifelt, wie mir H. von Srbik freundlicherweise schreibt, und W. Bode hat in den *Graphischen Künsten* XII (1889) S. 49 entschieden bestritten, daß das Bild Wallenstein darstelle; auch die Datierung

spricht dagegen. Ich knüpfe daran erneut den Hinweis auf den Mangel brauchbarer ikonographischer Hilfsmittel. Schon in den Vorbemerkungen zu den Bildbeilagen dieses Bandes habe ich mich darüber ausgesprochen. Eine wissenschaftliche Sichtung des in Museen, Schlössern, Kupferstichsammlungen und Bibliotheken vorhandenen Porträtmaterials gehört nachgerade zu den dringenden Bedürfnissen auch unserer Wissenschaft. Gute Porträts sind doch für den Historiker sehr viel mehr als Beigaben; manchmal könnten sie der psychologischen Begründung mit als Quelle dienen.

Gegenreformation und Dreißigjähriger Krieg

Die Gegenreformation als Periode, im Dreißigjährigen Kriege endend, hat ihre Bezeichnung, wie die Renaissance, von einem einzelnen hervorstechenden Zuge, einer Tendenz, die, ein Menschenalter lang mächtig anschwellend, zeitweilig ganz Europa erfüllte. Der Ausdruck als solcher kommt 1776 zum ersten Male vor; als Periodenbezeichnung erst seit fünfzig Jahren, seit Moritz Ritter und Eberhard Gothein. Indessen, neben der Restauration des römischen Katholizismus als Glaube und Macht, erleichtert durch eine weitverbreitete Verknöcherung und Ermattung des Luthertums, gab es umgekehrt doch auch einen sieghaften Protestantismus in Abwehr und Angriff; mochte er immer auch auf dieser Stufe unlöslich mit nationalen und rein politischen Energien verschmolzen sein. Er trug schon damals die blühende holländische und englische Kultur und zeigte vollends in seinen nordischen und deutsch-lutherischen Formen bald neue Tiefen und Zukunftsmächtigkeiten. Endlich wirkte sich aus der vergangenen Periode die Renaissance so gut in ihrer eigensten Tendenz wie im Bunde mit dem römischen Katholizismus und in einzelnen Zügen sogar mit dem Calvinismus aus. Vorzüglich auf französischem Boden sollte sie in ihrer rein weltlichen, rationalen, skeptisch lebenbejahenden Form zu einer starken, weil säkular vorbereiteten Voraussetzung kommender Kulturen werden.

Weltgeschichtliche Perioden pflegen sich aber nicht nur durch einzelne Erscheinungen, sondern als Erben geschlossener Vergangenheiten viel allgemeiner durch ein ihnen eigentümliches Gepräge als Einheiten abzuheben. Sie werden nicht gemacht, sondern erkannt, wenn anders sie echte Perioden sind. Kommt man von dem Individualismus der Renaissance und der Frühreformation, von diesem Gewoge überaus verschiedener Kulturströmungen neben- und durcheinander, so ist man erstaunt über die neuen Massenerscheinungen, über das Typische, Gleichförmige, Stilmäßige der Gegenreformation. Auch von ihr gibt der Baustil mit seinen getragenen Formen, seiner vom menschlichen Maß

weit abgerückten Großmächtigkeit, seiner vom Erlebten zum Abstrakten gesteigerten Art ein anschauliches Bild; in vertieftem Sinne gilt das von Malerei und Plastik. Der Geist der Gegenreformation als Periode entfaltete sich in dem Durchdringen der letzten Tendenzen der Hochrenaissance, in dieser Fortentwicklung zum Klassischen, zum Normativen, zum Regelhaften, zum Akademischen. Die Welt war der empfindungsreichen Regellosigkeit, des fröhlichen Wucherns individualistischer Triebe müde geworden. Sie strebte überall wieder nach dem festen Halt, nach der Norm, nach Autorität und Unterordnung. Aus dieser Kulturlage stammte sowohl die politische wie die kirchliche Führung der Zeit.

Politisch erlebte man gewaltige Zusammenballungen der Mächte auf dem Boden des alten Europa. Alles deutete auf Gewitterbildung. Der Himmel glänzte nicht in azurner Bläue, von leichten Wolkenbildern nur vertieft, sondern er drohte in stahlgrau aufgetürmten Massen. Auch die Völker ziehen sich an und stoßen sich ab in polaren Kräften. Aber niemals vorher war das Feld selbst derartig erweitert. Konnte man seit der Stauferzeit erst wieder für das Ende des 15. Jahrhunderts von europäischer Politik sprechen, so war das damalige System doch beschränkt auf Frankreich und Spanien, mit geringem Anteil Deutschlands; sein Kampfbereich eigentlich nur Oberitalien und etwa noch der Grenzsäum der Christenheit. Jetzt dagegen umfaßte das politische System die Welt von der Grenze des Osmanischen Reiches über Ungarn, Venedig und die Barbareskenstaaten der afrikanischen Küste nordwärts über die ganze weitverzweigte habsburgische Macht, die ihrerseits über Portugal noch in das westliche und östliche Indien reichte, über Persien sogar in den Rücken der Osmanen, in Europa aber Frankreich rings umklammerte. In dieser Umklammerung suchte wieder Frankreich nicht nur Osmanen, Protestanten und Päpste zu Bundesgenossen, sondern bald auch Polen und Schweden, in deren Rücken seit den Tagen Iwans des Schrecklichen schon die russische Expansion spürbar wurde. Zusammen mit Dänemark und Schweden griffen von Norden her die protestantischen Mächte der Niederlande und Englands in den mitteleuropäischen Raum ein, wodurch wieder im Rücken Englands Schottland und Irland, im Rücken Schwedens Polen und Rußland als Gegenmächte ins Spiel kamen. Nach dem Zurücktreten des oberitalienischen Kriegsschauplatzes kehrte der militärisch bestimmende Ein-

fluß der Schweiz nicht wieder; sie wurde in ihren östlichen Ausläufern, Graubünden nebst Veltlin, sogar Durchmarschgebiet, während Deutschland als Mitte Europas und Heimat des konfessionellen Problems raumpolitisch wie sachlich das eigentliche Kampffeld werden mußte.

Der Beisatz des Konfessionellen war gewiß gewaltig abgestuft und stellenweise kaum noch bewußt, ungleich stark auch in den kämpfenden Truppen, allein er war überall vorhanden und letzten Endes Ausgang und Ziel aller Kämpfe geblieben. Im Osten reichte die Tendenz der Gegenreformation, verbunden mit dynastischen Ansprüchen, über Polen nach Schweden, im Westen kämpfte sie um die spanischen Niederlande, während umgekehrt der aktive Protestantismus über die Pfalz und Böhmen mit dem „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz, dem Schwiegersohn des Königs von England, bis in das Herz der habsburgischen Macht vorstieß und selbst aus dem Südosten, aus Siebenbürgen, zeitweilig noch Hilfe erhielt. Die konfessionellen Gegensätze haben die Mächte zusammengeballt, die deutsche Nation gesprengt und zum ersten Male in der europäischen Geschichte die Gefahr der Koalitionen für Bestand und Herstellung des Friedens vor Augen geführt, verstärkt in der zuerst zwischen Frankreich und Schweden wiederholt eingegangenen Verpflichtung, nicht ohne einander Frieden zu schließen. Das labile Gleichgewicht der beiden Gruppen gab schon kleinen Machtverschiebungen, wie dem wechselnden Verhalten von Kursachsen, eine überraschende Wirkung und ließ vollends das im Grunde genommen zwischen den Parteien stehende Frankreich fast mühelos über alle anderen Mächte emporsteigen. Am Ende der Periode hat Spanien seine welt-historische Rolle ausgespielt; England, Holland und Frankreich sind Kolonialmächte geworden. Deutschland liegt vollends darnieder; nur daß aus der Gewaltigkeit des Ringens vielleicht gerade ihm schließlich der größte innere Gewinn erwuchs.

So läßt sich abschließend die ganze Periode mit Gothein zusammenfassend charakterisieren: „Sie ist eine der leidenschaftlichsten und befangensten der Menschheitsgeschichte gewesen. Sie besitzt nicht die monumentale, einheitliche Geschlossenheit des Mittelalters. Sie ist nicht von dem heiteren Glanz eines Vorfrühlings, der in den Blüten schon alle Früchte reifen sieht, umstrahlt, wie die Renaissance; sie zeigt nicht die Macht beherrschender religiöser Einzelpersönlichkeiten, wie die ihr unmittelbar zuvorgehende Reformationszeit; sie kennt nicht die Hoff-

nungsfreudigkeit, das einheitlich ungestüme Vorwärtsdrängen zum Licht und die seelenvoll innige Stimmung der Epoche, die sie selber vorbereitet. Sie ist vielmehr eine Zeit ungeschlichteten Kampfes ringender Gegensätze, die sich ausschließen und vernichten wollen. Das macht ihr hohes psychologisches Interesse aus. Auch wir fühlen uns mit dem, was wir bejahen, wie mit dem, was wir verneinen, noch immer im engen Zusammenhang mit ihr. Und fast möchten wir glauben, daß keine Epoche der Neuzeit an neuen fruchtbaren Keimen so reich ist wie diese. Wie die Kraft des reinen Gedankens aus der Gärung der Leidenschaft heraustritt, wie sie sich durchkämpft und die Zukunft sichert, das zeigt keine Epoche der Menschheitsgeschichte wie diese.“

Gerade deshalb bleiben einige große Probleme; vor allem in bezug auf den Ursprung ihrer vorzüglich treibenden Kräfte. Gleich das Stichwort „Gegenreformation“ schließt das größte ein. Woher stammte die eigentliche Energie und die besondere Färbung dieser Reaktion gegen die lutherische Reformation? Man kommt mit dem Schema: Satz und Gegensatz hier am allerwenigsten aus. Denn die Reformation war eine einwandfrei deutsche, die Gegenreformation sicher nicht in erster Linie eine deutsche Bewegung.

Freilich darf man gleich an der Schwelle der Lösung Deutschlands Anteil auch wieder nicht zu gering einschätzen. War die Reformation in der Tiefe eine religiöse Bewegung, so wird das deutsche Volk an dem religiösen Gehalt auch der Gegenreformation wohl seinen Anteil haben. Und war diese Gegenreformation eine vorwiegend disziplinierte Bewegung, gerichtet auf Herstellung aller alten Ordnungen und Autoritäten, so wird man erst recht nicht übersehen dürfen, daß es in diesem sonderbaren deutschen Staatswesen auch Zellen gab, die ungeschädigt durch die allgemeine geistige, soziale und politische Auflösung hindurch gelangt waren und einer Neubildung lebenskräftige Grundlagen geben konnten; vor allem Bayern. Aber auch in einzelnen Kirchenfürsten, wie dem Kardinal Otto Truchseß, Bischof in Augsburg (gest. 1573), der gegen alles protestierte, was nicht altkirchlich war, zeigte sich die ganze Hartnäckigkeit der Beharrung. Freilich nur der Beharrung. Neue religiös oder disziplinierte führende Männer hat die alte Kirche in Deutschland zunächst nicht hervorgebracht. Für ein Menschenalter war sie völlig entmutigt.

Neues Leben dagegen schien im stärksten Maße aus Spanien zu kommen. Hier war die politische Vormacht der Gegenreformation; sie wirkte dynastisch sehr stark zurück auf die habsburgischen Verwandten in Wien. So lange auch Philipp II die englische Elisabeth schonte und so widerstrebend er seine Armada aussenden mochte, im Kampfe um die Niederlande blieb ihm nichts anderes übrig. Auch in Österreich wirkte mit dem spanischen Druck ein innerer Zwang zusammen. Nach den Mißerfolgen Maximilians II und seiner fünf unfruchtbaren Söhne konnte die jüngere Linie Ferdinands II die Erblande gegen aufsässige Ritter, Städte und Bauern nur halten in entschlossener Gegenreformation und damit in Anlehnung an die Wittelsbacher und an die verwandte katholische Großmacht Spanien.

War Spanien das auch kirchlich? Man pflegt seine Bedeutung für die neue Theologie, für das Trienter Konzil, für den Geist der Gesellschaft Jesu zu betonen. Indessen die neueren Forschungen lehren doch überraschend, daß zwar die jüngere spanische Theologie der Jesuiten selbst auf die deutschen Universitäten zurückgewirkt hat, daß aber auf der Höhe des 16. Jahrhunderts und in Trient der spanische Einfluß im Grunde doch nicht stark gewesen ist. Anders steht es freilich um den Jesuitenorden in der Seelsorge. Unzweifelhaft hat seine starke Kraft ungeheure Wirkungen auf die ganze Kirche ausgeübt, besonders auch in Deutschland. Man hat mit Recht betont, daß zwar die planvollen mystischen Betrachtungen der „*Exercitia spiritualia*“ als individuelle religiöse Betätigung älter und allgemeiner waren, aber das entscheidende Neue, ihre Durchführung unter einem erprobten Seelenführer und damit ihre unpersönliche, um nicht zu sagen entpersönlichende Wirkung, ihre Gleichförmigkeit und typisierende Art wirklich aus Spanien stammt. Nicht nur dieses. Ignatius von Loyola und seine ersten Genossen haben ein solches Feuer des neuen Kirchendienstes, eine solche Leidenschaft der Hingebung entfaltet, daß sie Tausende zu ihrer Nachfolge innerlich gezwungen haben. Überall, wo der Jesuitenorden in Deutschland eingesetzt wurde, in Augsburg von Dillingen aus, in Ingolstadt, in Würzburg, in Fulda, in Köln, Paderborn, Heiligenstadt — überall erblühte unter seinen Händen eine neue Devotion, ein vielleicht einseitiger, aber doch unzweifelhafter sittlicher Ernst, eine neue Freudigkeit für die kirchliche Arbeit, ein neues Zutrauen, eine sieghafte Zuversicht.

○ Fragt sich nur zweierlei. Einmal, wie vieles schon in der Organisation des Ordens, in seiner Unterordnung unter den päpstlichen Willen, in seiner nach und nach immer stärker ausgeprägten politischen Richtung nichtspanisch, sondern vielmehr italienisch gewesen ist, also mehr dem Geist der Renaissance als dem der baskischen Berge entsprang. Und zweitens, ob nicht bei aller Bedeutung der individuellen Zucht des Ordens von Seele zu Seele, bei aller Wichtigkeit des Haltes, den die neuen Ordenshäuser dem Episkopat und bald auch der Laienschaft boten, für die kirchenpolitische Bewegung der Gegenreformation doch die Politik der römischen Kurie das Entscheidende wurde. Wenn man zunächst auf das Trienter Konzil sieht, so ist gar kein Zweifel, daß die Kodifizierung des alten Glaubens und der traditionellen Kirchenverfassung, allen Einwänden, Bedenken und Sorgen selbst hochgestellter Prälaten zum Trotz, ganz vorwiegend das Werk der päpstlichen Legaten gewesen ist. Das gilt für die wichtige erste Periode, also für die Kardinäle Monte und Cervino, so gut wie für die abschließende dritte Periode unter der klugen Leitung Morones. Die Legaten, und nur sie, haben alle schwächlichen Zugeständnisse verhindert, gegen das bedeutende Wiederaufleben episkopaler Velleitäten den monarchischen Charakter der Kirche entschieden festgehalten und zu keiner Zeit den politischen Mächten der Staaten einen nennenswerten Einfluß eingeräumt. Gab das Konzil schwierige Fragen, wie den Laienkelch, an die Kurie ab, so behauptete auch diese im allgemeinen erfolgreich den alten Standpunkt.

Fragt man aber nach dem eigentlich politischen Verlauf der Gegenreformation in den deutschen Landen, nach der Behauptung Bayerns, Österreichs, der geistlichen Stifter (soweit das gelang), nach dem siegreichen Verlauf des Kölnischen Krieges, des Böhmisches und weiterhin des ganzen Dreißigjährigen Krieges, so sind zwar die von den Jesuiten erzogenen Wittelsbacher und Erzherzöge überaus wichtige Größen gewesen, allein die Grundrichtung der bayrischen und der habsburgischen Politik lag doch schon fest, und neben den Jesuiten und Kapuzinern, die als Organe der römischen Kurie wirkten, sind deren Nuntien und Legaten, ja allgemein deren unmittelbare Weisungen als mindestens gleich wichtig, vielleicht doch wiederum als das Entscheidende anzusprechen.

Werden wir also zunehmend auf die römische Kurie gewiesen, so bedeutet das: auf den Geist der Hoch- und Spätrenaissance, von dem schon wiederholt die Rede war. Hier ist nur neben den Ausdrucksformen der bildenden Kunst und den Gelehrsamkeiten des Spät-humanismus nachdrücklich die Idee der Staatsraison, ja allgemein das rationale Interesse am Staat zu betonen, das seit den Tagen Machiavellis die italienische Kultur ganz erfüllte. Nirgends gab es nach alter Tradition so viele wohlgeformte, gut durchdachte Staatsschriften, nirgends soviel rationelle Behandlung auch der wirklichen Staatsangelegenheiten, nirgends soviel aufgespeicherte historische Bildung, soviel treffende Beurteilung von Menschen und Dingen, wie in dieser italienischen Kultur des 16. Jahrhunderts.

So schließen sich hier Renaissance und Gegenreformation eng zusammen. Dazwischen lag die deutsche Reformation, eine furchtbare Aufrüttelung der Geister, eine Verschiebung des Interesses von der Kunst zu leben auf das Problem des Lebens überhaupt. Aber nachdem die Krisis überwunden, das Religiöse sich in das Konfessionelle und das Konfessionelle in das Politische umgesetzt hatte, ist die Gesellschaft der Gegenreformation der Lage wieder völlig gewachsen gewesen. Selbst ohne nationalpolitische Probleme, ohne jede Möglichkeit, die spanische Herrschaft im eigenen Lande noch zu überwinden, konnten die Italiener der Gegenreformation allen politischen Scharfsinn, alle erprobte Gewandtheit der Menschenbehandlung uneingeschränkt auf die auswärtige Politik der Kirche richten und sich durch die Triumphe auf diesem Felde für das Elend im eigenen Lande entschädigen.